WALTER LÜTHI

Die Apostel-geschichte

ausgelegt für die Gemeinde

Digitalisierung

Mit freundlicher Genehmigung der Nachkommen des Verfassers (Rechteinhaber).

Eingelesenes Original:

Titel:	Die Apostelgeschichte - ausgelegt für die Gemeinde
Autor:	Walter Lüthi
Verlag:	Friedrich Reinhardt, Basel
Erste Auflage:	Keine Angabe (1958)
Aktuelle Auflage:	Keine Angabe

Digitale Ausgabe:

Hans Käser, Bern, Schweiz - Version 2022/12
Dateiname: luethi-apostelgeschichte.pdf

Rechtliches

Die Digitalisierung und die Verbreitung dieses Werkes im Internet bedeutet keineswegs, dass nun auch die Urheberrechte aufgehoben wären. Die Richtlinien für die neue Form der Nutzung und Verbreitung dieses Werkes sind lizenziert auf der Grundlage einer

"Creative Commons-Lizenz 4.0"
https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de
Aus diesen Lizenzbestimmungen möchten wir folgenden Grundsatz unterstreichen: ***Das Dokument darf vervielfältigt und verbreitet werden, aber ausschliesslich zu nicht kommerziellen Zwecken und unter der Bedingung, dass Inhalt (einschliesslich der Angaben zu Digitalisierung, Rechtlichem und Lizenz), Aufbau, Gliederung und Wortlaut dem unter http://walter-luethi.ch/ veröffentlichten Original entsprechen.***

Zitate:

Zitate müssen entsprechend gekennzeichnet werden: Autor, Buchtitel, Untertitel; Herausgeber, Dateiname und Version der digitalen Ausgabe[1]; Zudem: Seitenangabe(n); Lizenzangabe: Creative Commons-Lizenz: CC-BY-NC-ND (Link oben).

Die Absicht dieser Lizenz:

Das angestrebte Ziel besteht darin, einerseits die Texte von Walter Lüthi einer möglichst breiten Leserschaft kostenlos zugänglich zu machen, aber sie gleichzeitig bestmöglich vor jeder Art von Veränderung, Fälschung oder auch Kommerzialisierung zu schützen.

Hans Käser in Absprache mit den Rechteinhabern

[1] Solange der Link zum Dokument funktioniert, genügt dieser für Autor, Buchtitel, Untertitel; Herausgeber, Dateiname und Version der digitalen Ausgabe:
http://walter-luethi.ch/predigtbaende/luethi-apostelgeschichte.pdf

Inhalt

VORWORT 8

1. TEIL:
JERUSALEM, DIE URGEMEINDE 11

UND REDETE MIT IHNEN VOM REICH GOTTES 1,1-14 12
UND MATTHIAS WARD ZUGEORDNET
ZU DEN ELF APOSTELN 1,15-26 23
UND ALS DER TAG DER PFINGSTEN ERFÜLLT WAR 2,1-12 33
DA TRAT PETRUS AUF MIT DEN ELFEN 2,13-41 44
UND HIELTEN ALLE DINGE GEMEIN 2,42-47 53
UND ES WAR EIN MANN, LAHM VON MUTTERLEIB 3,1-26 65
UND SIE LEGTEN DIE HÄNDE AN SIE 4.1-22 76
UND ALS MAN SIE HATTE GEHEN LASSEN 4.23-31 84
DIE MENGE ABER DER GLÄUBIGEN
WAR EIN HERZ UND EINE SEELE 4,32-5,11 93
IHR HABT JERUSALEM ERFÜLLT
MIT EURER LEHRE ..... 5,12-33 ... 105
DA STAND AUF IM RAT
EIN PHARISÄER MIT NAMEN GAMALIEL ..... 5,34-42 ... 115
UND DIE ZAHL DER JÜNGER
WARD SEHR GROSS ..... 6,1-15 ... 124
UND SIE STEINIGTEN STEPHANUS ..... 7,1-59 ... 135

2. TEIL:
ANTIOCHIEN, DAS GEHEIMNIS DER SENDUNG 149

PHILIPPUS ABER KAM HINAB
IN EINE STADT SAMARIENS ..... 8,1-25 ... 150
UND SIEHE, EIN MANN AUS MOHRENLAND! ..... 8,26-40 ... 162
SAULUS ABER SCHNAUBTE NOCH
WIDER DIE JÜNGER DES HERRN ..... 9,1-31 ... 172
ES GESCHAH ABER,
DA PETRUS DURCHZOG ALLENTHALBEN ..... 9,32-43 ... 184
ES WAR ABER EIN MANN ZU CÄSAREA,
MIT NAMEN KORNELIUS ..... 10,1-11,18 ... 194
ALS BARNABAS NACH ANTIOCHIEN KAM ..... 11,19-30 ... 208
UM DIESE ZEIT LEGTE HERODES
DIE HÄNDE AN ETLICHE ..... 12,1-25 ... 218

SONDERT MIR AUS BARNABAS UND SAULUS .....13,1-5.. 231
UND SIE KAMEN GEN ANTIOCHIEN
IM LANDE PISIDIEN.....13,6-52.. 242
ES GESCHAH ABER ZU IKONION .....14,1-7.. 256
UND ES WAR EIN MANN IN LYSTRA,
DER MUSSTE SITZEN .....14,8-28.. 267
DAS AUFLEGEN DES JOCHS
AUF DER JÜNGER HÄLSE .....15,1-35.. 279

3. TEIL:
EPHESUS, BOLLWERKE DER FINSTERNIS 292
KOMM HERÜBER NACH MAZEDONIEN
UND HILF UNS ..... 15,36-16,10.. 293
DA FUHREN WIR GEN PHILIPPI ..... 16,11-15.. 304
OHNE RECHT UND URTEIL
ÖFFENTLICH GESTÄUPT .....16,16-40.. 310
UND SIE KAMEN GEN THESSALONICH.....17,1-15.. 322
IHR MÄNNER VON ATHEN! .....17,16-34.. 333
UND VIELE KORINTHER WURDEN GLÄUBIG .....18,1-28.. 346
ALSO MÄCHTIG
WUCHS DAS WORT DES HERRN.....19,1-22.. 358
GROSS IST DIE DIANA DER EPHESER .....19,23-40.. 370
VON MILET SANDTE ER GEN EPHESUS .....20,1-38.. 381

4. TEIL:
ROM, DIE STADT DES CAESARS.....394
SIE SAGTEN PAULUS, ER SOLLE NICHT
HINAUF GEN JERUSALEM ZIEHEN.....21,1-40.. 395
HINWEG MIT EINEM SOLCHEN
VON DER ERDE! .....22,1-30.. 410
SEI GETROST, PAULUS! .....23,1-35.. 422
DIE JUDEN BRACHTEN VIELE
UND SCHWERE KLAGEN WIDER PAULUS ..... 24,1-25,12.. 434
UM DER HOFFNUNG WILLEN BIN ICH,
KÖNIG AGRIPPA, ANGEKLAGT ..... 25,13-26,32.. 446
UND ALSO GESCHAH ES,
DASS SIE ALLE ANS LAND KAMEN.....27,1-28,6.. 460
UND ALSO KAMEN WIR GEN ROM .....28,7-31.. 473

Die Apostelgeschichte

Ausgelegt für die Gemeinde.

In diesem Buch kommt zur Darstellung, wie die christliche Kirche entsteht, wie damit die denkwürdige Auseinandersetzung zwischen Urgemeinde und Synagoge einsetzt, vor allem aber, wie der Name Jesu in immer weitere Völkerräume hinaus dringt. Die Urkirche — die Juden — die heidenchristliche Völkerwelt — um diese drei Problemkreise geht es hier.

Jene folgenschwere Selbstisolierung des Judentums, jener Einbruch des Christuszeugnisses in die Welt der Götter, jener Kampf des Lichtes mit den okkulten Mächten, diese ganzen Vorgänge haben seit den Tagen der Apostel keinen Augenblick aufgehört, fortschreitend wirksam zu sein. Was aber ist in den zwei Jahrtausenden seither aus der Kirche Christi geworden? Was aus dem Judenvolk, um dessen Heil ein Paulus damals mit solchem Einsatz rang? Was aus den Völkern, zu denen Christus seine Boten sandte? Und wie steht es heute ums «christliche Abendland»? Und nun scheint es uns, es sei Walter Lüthi in den vorliegenden, im Verlauf von drei Jahren gehaltenen Gemeindepredigten in überraschendem Ausmass geschenkt, sichtbar zu machen, von welch brennender Aktualität diese alte Apostelgeschichte gerade heute wieder ist, und zwar für Christen, Juden und Heiden.

Vorwort

Man findet im Rahmen eines Pfarramtes weder Zeit noch Kraft zum Bücherschreiben. Auch das vorliegende ist darum nicht ein Buch im herkömmlichen Sinn. Ich habe mich auch hier nicht einfach hingesetzt mit der Absicht, ein Werk zu verfassen. Es handelt sich um gehaltene Gemeindepredigten. Deren Stenogramm, nachträglich leicht überarbeitet, soll hier in Buchform weitergegeben werden. Von Pfingsten 1955 an hat uns die Apostelgeschichte in den Morgengottesdiensten beschäftigt. Am Pfingstabend 1958 war der Predigt noch ein letztes Mal ein Abschnitt aus der Apostelgeschichte zugrunde gelegt. Heute empfinde ich das Bedürfnis, dem treuen Gott dafür zu danken, dass er die ganzen drei Jahre hindurch der Gemeinde die Freudigkeit zum Mitgehen erhalten hat. — Fräulein Anna E. Feller, gewesene Direktionssekretärin der Schweizerischen Bundesbahnen, hat sämtliche Predigten nach stenographiert. Sie hat damit einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zu den Publikationen der letzten zehn Jahre geleistet. Man kann sich über solchen «diakonischen Einsatz», wie er ohne viel Lärm da und dort in unseren Kirchgemeinden geschieht, nur herzlich freuen.

Ein Dreifaches ist uns auf dem Weg, da wir die Apostel von Jerusalem über Antiochien und Ephesus bis nach Rom begleiten durften, aufgefallen und hat uns in besonderer Weise immer wieder bewegt: die Urkirche, die Juden und das Abendland.

1. Die Urkirche. Die christliche Kirche, die am ersten Pfingsttag aus der Kraft des Heiligen Geistes entstand, ist ein Wunder und einmaliges Geheimnis. Kein Mensch hat sie gegründet, nur Gott konnte das. Darum konnte auch Menschenhand sie nicht erhalten. Und erst recht zu vernichten vermöchte sie keine Macht dieser Welt. Dazu brauchte es schon Gott. Gott aber will seit Pfingsten, dass es auf seiner Erde Kirche gebe. Auf die daran beteiligten Menschen

gesehen, ist die Kirche Christi in ihren Anfangszeiten ziemlich weit entfernt davon, eine in allen Teilen vollkommene Einrichtung zu sein. Die eingehende Beschäftigung mit der Apostelgeschichte vermag einen von jeder romantisch-idealistischen Vorstellung der Urchristen gründlich zu heilen. Die Kirche Christi hat von ihrem ersten Tag an mit all ihren Schwächen und Unzulänglichkeiten nie von etwas anderem gelebt als von der Sündergnade. So sehen wir hier jene Kraft aus der Höhe am Werk, die in den Schwachen mächtig ist.

2. Die Juden. Die Apostelgeschichte ist vom ersten bis zum letzten Kapitel ein Zeugnis der Treue Gottes zu seinem Volk Israel. Sie könnte geradezu eine Illustration zu Römer 9-11 genannt werden. Es geht darum nicht an, in grob vereinfachender Weise Petrus zum Missionar der Juden zu machen, Paulus aber ausschliesslich aufs Heidenapostolat festzulegen. Nicht nur ist Petrus der erste, der ein heidnisches Haus betritt, auch Paulus hält mit unverdrossener Zähigkeit bis zuletzt an der Reihenfolge fest «die Juden vornehmlich und auch die Griechen». Dieses heisse Ringen gerade des Heidenapostels um Israel ist in den Kommentaren, die vor 1933 entstanden sind, nicht immer gebührend hervorgehoben worden. Wir sehen jedenfalls heute den Ort, an dem Israel steht, tatsächlich klarer als die Generation vor uns.

3. Das Abendland. Eine Lektüre dieser alten Apostelgeschichte zumal in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts kann nicht anders, als auf Schritt und Tritt zur «abendländischen Busse» werden. Eine oft geradezu schmerzhafte, aber wir glauben heilsame, Besinnung auf unser einst christlich gewesenes Abendland drängt sich hier so offensichtlich auf, dass es ein ungutes Kunststück wäre, ihr auszuweichen. Auch in dieser Hinsicht ist die Apostelgeschichte heute von einer Aktualität besonderer Art. Dabei kann es sich freilich nicht um eine unfruchtbare Sehnsucht nach einer «glorreichen christlichen Vergangenheit» handeln. Die Betrachtung der Apostelgeschichte weckt in uns

heutigen Christen ein Heimweh nach vorn und drängt uns zur Bitte, dass «dein Reich komme».

Bern, an Pfingsten 1958. Der Verfasser: Walter Lüthi

1. Teil:
Jerusalem,
die Urgemeinde

Und redete mit ihnen vom Reich Gottes

1,[1] Die erste Rede habe ich getan, lieber Theophilus, von alle dem, das Jesus anfing, beides, zu tun und zu lehren, [2] bis an den Tag, da er aufgenommen ward, nachdem er den Aposteln, welche er hatte erwählt, durch den heiligen Geist Befehl getan hatte, [3] welchen er sich nach seinem Leiden lebendig erzeigt hatte durch mancherlei Erweisungen, und liess sich sehen unter ihnen vierzig Tage lang und redete mit ihnen vom Reich Gottes. [4] Und als er sie versammelt hatte, befahl er ihnen, dass sie nicht von Jerusalem wichen, sondern warteten auf die Verheissung des Vaters, welche ihr habt gehört [sprach er] von mir; [5] denn Johannes hat mit Wasser getauft, ihr aber sollt mit dem heiligen Geist getauft werden nicht lange nach diesen Tagen. [6] Die aber, so zusammengekommen waren, fragten ihn und sprachen: Herr, wirst du auf diese Zeit wieder aufrichten das Reich Israel? [7] Er sprach aber zu ihnen: Es gebührt euch nicht, zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat; [8] sondern ihr werdet die Kraft des heiligen Geistes empfangen, welcher auf euch kommen wird, und werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an das Ende der Erde. [9] Und da er solches gesagt, ward er aufgehoben zusehends, und eine Wolke nahm ihn auf vor ihren Augen weg. [10] Und als sie ihm nachsahen, wie er gen Himmel fuhr, siehe, da standen bei ihnen zwei Männer in weissen Kleidern, [11] welche auch sagten: Ihr Männer von Galiläa, was stehet ihr und sehet gen Himmel? Dieser Jesus, welcher von euch ist aufgenommen gen Himmel, wird kommen, wie ihr ihn gesehen habt gen Himmel fahren. [12] Da wandten sie um gen Jerusalem von dem Berge, der da heisst der Ölberg, welcher ist nahe bei Jerusalem und liegt einen Sabbatweg davon.

[13] Und als sie hineinkamen, stiegen sie auf den Söller, da

denn sich aufhielten Petrus und Jakobus, Johannes und Andreas, Philippus und Thomas, Bartholomäus und Matthäus, Jakobus, des Alphäus Sohn, und Simon Zelotes und Judas, des Jakobus Sohn. [14] Diese alle waren stets beieinander einmütig mit Beten und Flehen samt den Weibern und Maria, der Mutter Jesu, und seinen Brüdern. *Apostelgeschichte 1,1-14*

Das Buch, an dessen Anfang wir hier stehen, schliesst mit der Mitteilung, Paulus habe in der Welthauptstadt Rom die Königsherrschaft ausgerufen: «Paulus predigte das Reich Gottes und lehrte von dem Herrn Jesus mit aller Freudigkeit, unverboten» (Kap. 28,31). Wenn wir nun auch gleich am Eingang der Apostelgeschichte darauf hingewiesen werden, dass der Auferstandene «mit ihnen vom Reich Gottes redete» (3), und ferner, dass die Jünger ihn fragten: «Wirst du auf diese Zeit wieder aufrichten das Reich Israel?» (6), dann liegt es nahe, daraus auf den Gesamtinhalt des Buches zu schliessen, das wir jetzt mit Gottes Beistand auszulegen gedenken: Es geht in der Apostelgeschichte in der Tat um jenes Reich, dessen Kommen wir im Unser Vater erbeten, Gottes Königsherrschaft auf Erden wird uns hier bezeugt. Freundlich macht uns der Verfasser zunächst darauf aufmerksam, dass die Gründung dieses Reiches bereits früher erfolgt ist. Es ist hier ganz offensichtlich Vieles und Entscheidendes schon vorausgegangen. Die Apostelgeschichte ist eine Fortsetzung. Mit der «ersten Rede» (1) ist das Lukasevangelium gemeint. Beide Bücher sind einem gewissen Theophilus (1) gewidmet. Von diesem Mann, dessen Name am Eingang beider Bücher steht, wissen wir sicher nur, dass er eine vornehme Persönlichkeit war (Luk. 1,3). Beide «Reden», die erste und die zweite, haben als gemeinsamen Inhalt das Reich. An die im ersten Buch erzählten Begebenheiten anknüpfend, erinnert uns Lukas kurz daran, wie höchst befremdlich es schon in den Anfängen, bei der Gründung des Reiches, zuging. Der Begründer, Christus, habe Taten getan

und habe gelehrt (1). Drauf habe er in der Vollmacht des Heiligen Geistes Apostel zu Botschaftern gewählt und ausgesendet (2). Besonders bedeutsam ist dabei die Tatsache festgehalten, dass der Reichsgründer gelitten hat (3). Ihm wurde ein jähes und gewaltsames Ende bereitet. Das bisher auffälligste Datum der Geschichte dieses Reiches ist also, menschlicherweise beurteilt, ein schwarzer, ein Unglückstag gewesen. Es ist der Tag von Golgatha. Wehrlos, rechtlos und schuldig befunden muss der Begründer dieses offenbar einzigartigen Reiches elendiglich umkommen. Man kann in der «ersten Rede» ausführlich nachlesen, was hier mit dem einzigen gewichtigen Wort «Leiden» (3) angedeutet ist.

Eigentlich hätte nun das heilige Unternehmen Gottes, sein Reich auf die Erde zu bringen, mit jenem «schwarzen» Tag im Sand verlaufen müssen. Das geschieht nicht. Gott weckt den umgebrachten Gründer des Himmelreichs auf Erden von den Toten auf: «Welchen er sich nach seinem Leiden lebendig erzeigt hatte durch mancherlei Erweisungen» (3). Es ist der Menschheit nicht gelungen, die Aufrichtung der Königsherrschaft Gottes im Keim zu ersticken und zu vereiteln. Durch die Niederlage des Karfreitags hindurch wird Gottes Reich auf dieser Erde nun erst recht aufgerichtet. Die Widersacher, die uneinsichtigen und verblendeten alten Mächte, Fürstentümer und Gewalten, die alten dummen Teufel haben dann erst allmählich gemerkt, wie Gott gerade den Zusammenbruch des Karfreitags zum Wendepunkt gemacht hat, das Ende zum Anfang, zum endgültigen und nie wieder rückgängig zu machenden Anbruch seines Reiches auf Erden. Diesem, im ersten Buch ausführlich beschriebenen, hier am Eingang des zweiten Buches nur beiläufig erwähnten Umschwung von der Karfreitagsniederlage zum Ostersieg verdanken wir die ganze Apostelgeschichte. Ohne das Osterereignis wäre es bei der «ersten Rede» geblieben. Keine Fortsetzung wäre möglich und nötig geworden. So wie das Lukasevangelium die Taten und Worte des Christus im

Fleisch berichtet, so die Apostelgeschichte die nachösterliche Wirksamkeit Christi. Hier handelt und redet der Auferstandene. Die ganze Apostelgeschichte ist Osterzeugnis.

Dabei ist zu beachten, dass der Umschwung zum Ostersieg in dem Sinne heimlich vor sich geht, dass nicht alle Menschen, welche fünf Sinne und Verstand haben, ihn erkennen werden. Das Erkennen ist denen vorbehalten, die an Christus glauben. Schon das Kreuz ist die grosse Störung der Weltgeschichte, das Zeichen des Gerichts über eine von Gott abgefallene und darum uneinsichtige Welt. Durch nichts konnte sich das Wesen dieser Welt so restlos entlarven wie durch die Ermordung des gottgesandten Reichsgründers. Vollends aber bleibt nun der Osterumschwung für alle, die in der Verneinung verharren, ein Stein des Anstossens. So scheidet das Osterereignis die Menschheit in zwei ungleiche Hälften. Die einen kennen und lieben den Auferstandenen. Diese Glaubenden sind von der nicht glaubenden Umwelt nicht begriffen. Der Mensch ist der eigenwilligen Auffassung, der Mann von Nazareth sei am Kreuz endgültig umgekommen und drauf als Leichnam den Weg allen Fleisches gegangen. Diesen «anderen» und ihrem Widerstand werden wir im Verlauf der Apostelgeschichte auf Schritt und Tritt begegnen. Für sie sind die Christgläubigen Leute, die einen toten Juden ungebührlich wichtig nehmen. Die Aussenstehenden haben es unendlich schwer, Christen, die von Ostern her an den Sieg des Reiches glauben, zu beurteilen. Ich denke dabei an eine Beobachtung, die wir alle schon gemacht haben: Wer hat nicht schon zur Winterszeit nachts in den erleuchteten Festsaal geschaut! Da drinnen sitzen Menschen, die sich angeregt unterhalten, sich freuen, die sich im Kreise drehen und tanzen; aber man hört bei geschlossenen Fenstern die Musik nicht. Ähnlich komisch müssen Christen von aussen her aussehen, Christen, die sich im Festsaal des Osterglaubens nach einem unhörbaren Orchester, von unsichtbarem Taktstock dirigiert, bewegen!

In diesem Festsaal derer, die an den Auferstandenen und darum an den Sieg des Himmelreichs auf Erden glauben, lässt uns Lukas hier, am Eingang der Apostelgeschichte, jetzt einen ersten Blick tun. Wir sehen hier die Apostel in Gemeinschaft mit dem österlichen Christus. Die drei ersten Evangelisten wissen streng genommen nur von Christuserscheinungen am Ostertag selber zu berichten, Johannes aber und übrigens auch Paulus kennen Christusbegegnungen, die sich einige Zeit über Ostern hinaus hinziehen. In seiner Apostelgeschichte teilt Lukas nun sogar mit, dass der Auferstandene den Aposteln über einen Zeitraum von 40 Tagen gelegentlich erschienen sei. Es müssen, man ahnt es aus dem Bericht, unvorstellbar fried- und freudvolle Begegnungen gewesen sein: «Welchen er sich nach seinem Leiden lebendig erzeigt hatte durch mancherlei Erweisungen, und liess sich sehen unter ihnen 40 Tage lang» (3). Ja es steht im Urtext über diesen Verkehr der Jünger mit dem Auferstandenen ein Wort, das man nicht übersetzen, sondern nur als «miteinander Salz essen» umschreiben kann. Man denkt an jenes bekannte Sprichwort, das besagt, erst wenn man mit einem Menschen drei Mass Salz gegessen habe, wisse man, wer er sei. Der Auferstandene hat mit seinen Jüngern «Salz gegessen», das heisst, es war ein überaus persönliches, vertrautes Beisammensein, vielleicht sogar, ausgeschlossen ist das nicht, ein wirkliches Zutischesitzen mit dem Ostersieger.

Dabei haben sie Gespräche geführt, Tischgespräche. «Er redete mit ihnen vom Reich Gottes»; davon, dass jetzt das Himmelreich da sei, unwiderruflich, da auf Erden; und davon, dass auch und vorab Israel — obschon es seinen König ermordet hat! — zu diesem Reich gehören wird. Eine Einzelfrage der Apostel an den Herrn wird gestreift. Diese betrifft den Zeitpunkt, eine Frage der Neugier und Ungeduld: Wann wird das Reich nicht mehr nur heimlich sein? Wann wird die Zeit der «mancherlei Erweisungen», die Zeit der «Zeichen» vorbei sein? Wann wird das letzte Wunder

geschehen, die Vollendung des Reiches? Wann wird es in Sichtbarkeit und Herrlichkeit kommen, so wie die Propheten Israels es schon geschaut und angekündet haben? Wird der totale Durchbruch des Himmelreichs, da dann sogar «auf den Schellen der Rosse stehen wird: heilig» (Sacharja 14), bald sichtbar sein? «Wirst du auf diese Zeit wieder aufrichten das Reich Israel?» (6). Werden wir es noch erleben? Der Auferstandene antwortet ihnen auf diese Frage, dass tatsächlich bald ein Mehreres geschehen wird. Er selber wird zwar vorerst noch von ihnen aus der Sichtbarkeit weggenommen; aber schon sehr bald — es handelt sich nur noch um Tage — wird der Andere, der Tröster, der Heilige Geist, zu ihnen kommen. Dies unmittelbar bevorstehende Ereignis wird in Jerusalem eintreffen, weshalb sie zunächst dort verbleiben sollen. Wann aber die allgemeine, über die ganze Erde hin und bis zu den Pferdeschellen feststellbare Vollendung des Reiches eintreten wird, diesen Zeitpunkt zu wissen hat sich der Vater im Himmel vorbehalten: «Es gebührt euch nicht zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat» (7). Vorläufig wird es somit noch eine Zeit der Zeichen und der Wunder sein, die auf die herrliche Vollendung hinweisen.

Diese Gespräche der vierzig Tage gipfeln schliesslich in einem Wort von überwältigender Majestät: «Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen, welcher auf euch kommen wird, und werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an das Ende der Erde» (8). Da redet nun der König des Reiches. So redet das erhöhte Haupt, der Befehlshaber. Es ist aber mehr als nur ein Befehl, es ist Verfügung; heisst es doch nicht: Es müsste also sein und ihr solltet, sondern, es wird und ihr werdet. Er teilt ihnen Tatsachen mit: «Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen», und «ihr werdet meine Zeugen sein». Das Himmelreich wird auf der Erde bekannt werden; die Apostel werden es ausrufen. Wo sollen sie damit anfangen,

wo aufhören? Höchst überraschend heisst es dann, in Jerusalem werden sie beginnen, ausgerechnet in Jerusalem, über das der König geweint hat und gesagt: «Wie oft habe ich wollen — und ihr habt nicht gewollt!» Das Blut des Reichsgründers, das sie in dieser Stadt am Karfreitag vergossen haben, ist noch kaum getrocknet. Am Ort der Ablehnung und des Abfalls, am Ort des grössten denkbaren Widerstandes, gerade da werden die Apostel beginnen! Und dann wird der Sieg des Reiches ausgerufen werden in Judäa, und zwar heisst es auffällig betont «in ganz Judäa», und «in Samarien».

Als äusserste Grenze, bis wohin das Feld- und Hoheitszeichen des Königs aufgepflanzt werden wird, ist «das Ende der Erde» angegeben: «Bis an das Ende der Erde.» In göttlicher Voraussicht steht kein Name eines bestimmten Ortes da. Der geographische Horizont nicht nur der Fischer vom See Genezareth, sondern des damaligen Menschen überhaupt, ist beschränkt. Vielleicht verstehen die Jünger unter dem «Ende der Erde» zunächst Rom, die damalige Hauptstadt der Welt. Vielleicht denkt man später über Rom hinaus, allerweitestens bis Spanien. Dort ist für den damaligen Menschen das Ende der Welt. Selbstverständlich übersteigt die Ausdehnung der Königsherrschaft Christi den damaligen geographischen Horizont. In das «Ende der Erde» schliesst Gott auch all die Länder und Erdteile ein, die damals überhaupt noch auf keiner Landkarte eingezeichnet sind. Ja, wenn der Tag kommen sollte, da es auf anderen Gestirnen im Weltraum Bewohner geben wird, dann sind von Gott aus gesehen auch diese bereits inbegriffen in der Angabe «und bis an das Ende der Erde». Kurz, überall da, wo in der sichtbaren und erreichbaren Welt Wesen mit Menschenantlitz wohnen, wird der Christusname und sein Reich ausgerufen werden.

Es würde einen nicht wundern, wenn es die Apostel beim Anhören dieses umfassenden Königswortes zunächst mit der Sorge zu tun bekommen hätten. Versetzen wir uns einen

Augenblick in ihre Lage, ja wir *sind* ja faktisch in ihre Lage versetzt: Die Apostel, die Christengemeinde, wir, haben Jerusalem und der Welt eine Mitteilung zu überbringen, von der einseitig nur wir wissen, dass sie wahr ist. Nur die Apostel sind Augenzeugen des eingetretenen Umschwungs, und nur wir glauben an diese Mitteilung der Apostel. Für Jerusalem und die Welt bleibt Jesus ja lediglich der am Kreuz entlarvte Schwärmer, der tote Rebell. Kein Wunder heisst das Wort, das Luther mit «Zeugen» übersetzt, im Urtext «Märtyrer»: «Ihr werdet meine Märtyrer sein.» Deutet das nicht auf Leiden hin? Das jedenfalls ist gewiss: Die Christengemeinde wird sowohl bei Juden wie bei Heiden ein Dasein unterm Kreuz führen. Missverständnis, Ablehnung, offener Widerstand und gewaltsame Verfolgung werden, solange es Christen gibt, zur christlichen Existenz gehören wie das tägliche Brot. Das Himmelreich auf Erden, wir werden noch reichlich Gelegenheit haben, das zu sehen, ist ein angefochtenes Reich. Aber in majestätischer Sorglosigkeit teilt der Herr des Reiches hier mit, es werde verkündigt werden «in Jerusalem und in ganz Judäa, und in Samarien, und bis an das Ende der Erde».

Nach diesem letzten Königswort ereignet sich, was man fast nicht beschreiben kann, weil die Vergleichsmöglichkeit fehlt. Die übrigen Evangelisten beschreiben es überhaupt nicht, Lukas auffällig knapp und unbeholfen. Der auferstandene Herr wird jetzt «zusehends aufgehoben» (9). Dann entzieht eine Wolke ihn ihrer Sicht. Was ist damit geschehen? Handelt es sich um einen Abschied? Was aber heisst «Abschied» bei dem, der nun «über Himmel und alle Land» zum Herrn eingesetzt ist? Wer will sagen: Er ist dort, hier ist er nicht mehr? Alle Vorstellungen von Zeit und Ort werden hier hinfällig, wären geradezu töricht. Die Apostel, die zuerst, menschlich begreiflich, in der Tat unter dem Eindruck eines erfolgten Abschieds stehen und dem Scheidenden in der Richtung seines Entschwindens nachstarren, als wäre er

nun exakt an jenem Punkt zu finden, bedürfen der direkten Zurechthilfe Gottes. Diese wird den etwas aus der Fassung und Orientierung Geratenen denn auch gewährt. Gott schreitet nun, ähnlich wie bei Anlass der Geburt des Herrn, zum Einsatz von Engeln. «Zwei Männer in weissen Kleidern» stehen da, die ihnen bedeuten, wie töricht es ist, dem Herrn nachzuschauen, als wäre er gerade nur dort zu suchen, wo der Schleier der göttlichen Unsichtbarkeit ihnen zuletzt die Sicht verhüllt hat. Er befindet sich jetzt «zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters», gleichzeitig aber ist er überall dort auf Erden, wo zwei an ihn glauben. Er ist also nicht «überall und nirgends», sondern er ist an einem bestimmten Ort und zugleich überall dort, wo es ihm zu sein gefällt.

Vor allem aber teilen die Jenseitigen mit: «Dieser Jesus, welcher vor euch ist aufgenommen gen Himmel, wird kommen, wie ihr ihn gesehen habt gen Himmel fahren» (11). Seltsam: Sie sehen ihn gehen, und die Engelknechte reden im gleichen Atemzug von seinem Kommen. Von den Herren dieser Welt ist das Letzte, was man von ihnen ausnahmslos sagen kann, dass sie gehen; das Letzte aber, was man von unserem Herrn sagen kann, ist, dass er kommt. Er ist der einzige, einmalige Herr, der kommt. Also ein Abschied und im gleichen Atemzug eine Ankunft, geheimnisvoll in eins verschlungen. Sie schauen ihm nach als einem Scheidenden, und sie sehen ihm gleichzeitig entgegen als einem Ankömmling. Es ist ein letztes Abschiedsgrüssen und zugleich ein erster Willkomm, der sich da ereignet. Er ist gegangen, er wird kommen, und er ist jetzt schon mitten unter uns, er, der sein Haupt im Himmel und seine Glieder auf der Erde hat. Lauter Aussagen, die unsere Vorstellungen von Raum und Zeit sprengen.

Nachdem die Apostel die Meldung des Engels vernommen haben, begeben sich die Jünger in sofortigem Gehorsam zurück nach Jerusalem. Dort sind sie im Obergemach eines ihrer Absteigequartiere «einmütig mit Beten und Flehen» beieinander und harren so auf den Empfang des in Bälde

eintreffenden Heiligen Geistes. Die Engelboten haben ihnen, und nicht nur den ersten Aposteln, sondern der ganzen Christenheit, diesen Platz angewiesen, diesen Ort des Wartens auf die Dinge, die da kommen sollen. So ist von Himmelfahrt an das Gesicht der Christengemeinde vorwärts und aufwärts gerichtet. Wir «warten auf den neuen Himmel und die neue Erde, in denen Gerechtigkeit wohnet». Es ist ein Warten unter «Beten und Flehen». Himmelfahrt ist somit eine Gebetsermunterung ohnegleichen. Beten heisst nichts anderes als immer wieder neue gläubige Überwindung der Resignation. In der Biographie von Charlie Chaplin ist erzählt, der bekannte Filmmann habe einst in seiner Jugendzeit an einer Brücke in London einen Blinden betteln sehen, dessen Gesicht grenzenlos traurig und hoffnungslos aussah. Chaplin sei auf ihn zugegangen und habe ihm gesagt: «Das grösste Unglück ist die Resignation.» Das ist wahr. Überwunden aber wird die Resignation dadurch, dass ein Menschenkind es wagt, wenn alle Türen der Erde verschlossen sind, an der obersten Türe anzuklopfen, an die letzte Instanz zu gelangen. So hat in der Gemeinde, die an die Herrschaft des erhöhten Herrn glaubt, in der Tat Resignation grundsätzlich kein Daseinsrecht mehr.

Die Namen der Apostel werden dann noch genannt, die dort im Obergemach miteinander beten und flehen. Dabei kommt es einem vor, wie wenn etwa bei einer besonders wichtigen Abstimmung in unseren Räten beschlossen wird, die Stimmen mit Namensaufruf jedes einzelnen abzugeben; oder gar wie der Appell vor einer Entscheidungsschlacht. Der König des Reiches kennt und ruft seine Apostel nun namentlich auf. Die Mutter Jesu wird noch einmal kurz erwähnt, übrigens hier zum letzten Mal in der ganzen Heiligen Schrift. Ganz zuletzt heisst es noch ausdrücklich, auch die Brüder Jesu seien in jenem Obergemach anwesend. Seltsam, sehr seltsam! Die Brüder Jesu haben nämlich einmal ihren grossen Bruder für verkehrt dran gehalten. Sie merkten damals

nicht, dass ja umgekehrt sie selber, sie und ihre Welt, verkehrt dran waren. Sie hielten damals noch das Himmelreich auf Erden als die verkehrte Welt, die alte Welt aber als in guter Ordnung befindlich. So fremd ist das Himmelreich auf Erden, dass die eigenen Brüder zusammen mit der Mutter einmal den Herrn in der Annahme, er sei von Sinnen, heimholen wollten. Jetzt aber sind die Brüder Jesu da. Das ist beachtenswert. Sie sind offenbar unterdessen eines Besseren belehrt worden und haben gemerkt, wo auf dieser alten Erde die Verkehrtheit sitzt. Das Licht der Erkenntnis ist ihnen aufgegangen. Was sie bis dahin als Ordnung ansahen, haben sie jetzt als Unordnung erkannt. Und was sie bis jetzt als Störung, als «Sand im Getriebe», abschätzten, erkennen sie jetzt als Treibstoff. Und in ein paar Tagen wird es Pfingsten werden. Dann werden viele das Wort des Petrus hören: «Lasset euch retten aus diesem verkehrten Geschlecht» (2,40). Wenn doch bald aller Welt Klarheit darüber würde, was normal ist und was verkehrt!

Und Matthias ward zugeordnet zu den elf Aposteln

1,[15] Und in den Tagen trat auf Petrus unter die Jünger und sprach (es war aber eine Schar zuhauf bei hundertundzwanzig Namen): [16] Ihr Männer und Brüder, es musste die Schrift erfüllet werden, welche zuvor gesagt hat der heilige Geist durch den Mund Davids von Judas, der ein Führer war derer, die Jesum fingen; [17] denn er war zu uns gezählt und hatte dies Amt mit uns überkommen. [18] Dieser hat erworben den Acker um den ungerechten Lohn und ist abgestürzt und mitten entzwei geborsten, und all sein Eingeweide ausgeschüttet. [19] Und es ist kund geworden allen, die zu Jerusalem wohnen, also dass dieser Acker genannt wird auf ihre Sprache: Hakeldama (das ist: ein Blutacker). [20] Denn es steht geschrieben im Psalmbuch: «Seine Behausung müsse wüst werden, und sei niemand, der darin wohne», und: «Sein Bistum empfange ein anderer.» [21] So muss nun einer unter diesen Männern, die bei uns gewesen sind die ganze Zeit über, welche der Herr Jesus unter uns ist aus und ein gegangen, [22] von der Taufe des Johannes an bis auf den Tag, da er von uns genommen ist, ein Zeuge seiner Auferstehung mit uns werden. [23] Und sie stellten zwei, Joseph, genannt Barsabas, mit dem Zunamen Just, und Matthias, [24] beteten und sprachen: Herr, aller Herzen Kündiger, zeige an, welchen du erwählt hast unter diesen zweien, [25] dass einer empfange diesen Dienst und Apostelamt, davon Judas abgewichen ist, dass er hinginge an seinen Ort. [26] Und sie warfen das Los über sie, und das Los fiel auf Matthias; und er ward zugeordnet zu den elf Aposteln. *Apostelgeschichte 1,15-26*

Mitten in der hellen Nachosterzeit, die Jünger stehen im Licht und in der Freude des Himmelfahrtstages, erscheint der Schatten des Judas noch einmal. Man ist versucht, sich etwas unwillig zu fragen, was der jetzt und hier noch zu

suchen habe. Dass die Jünger den unglücklichen Mann noch einmal hervorziehen, ist in der Tat überraschend; hätten sie doch mehr als einen Grund, was Judas anbetrifft, sich in sorgfältiges Schweigen zu hüllen. Wer in den Jahren nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches in Deutschland reiste, dem musste auffallen, wie scheu man es damals dort vermied, den Namen Adolf Hitlers auszusprechen. Wir fragen uns darum mit Recht, warum diese Scheu vor dem Ungeheuerlichen und Grauenhaften hier nun nicht auch den Jüngern den Mund verschliesse? Es will einen dünken, schon eine gewisse Rücksicht auf den Herrn hätte hier Zurückhaltung nahe gelegt. Die Tatsache, dass einer aus dem intimsten Jüngerkreis Jesus verraten konnte, dass der Herr das hinnehmen musste, war für die Feinde des Herrn doch der Gipfel des Triumphs und ein weiterer willkommener Beweis für sie, dass es mit dem Messiasanspruch des Galiläers nicht weit her sein müsse. Dass aber ausgerechnet Petrus, der hier das Wort führt, sich über das Ende des Verräters so auffallend lang und breit äussert, macht diese nachträgliche Beschäftigung mit Judas noch rätselhafter. Petrus kann doch kaum schon vergessen haben, wie nah er selber mit seinem dreimaligen Verleugnen, und sämtliche Apostel mit ihm, dem Verräter in jener Nacht stand. Ein Ausleger sagt hier mit Recht: «Hätte Petrus nicht gewisse Vergebung seiner Sünde gehabt, so hätte er diese Rede nicht gehalten. Denn er hätte müssen besorgen, es möchte Einer gelaufen kommen und sagen: Petre, du bist auch ein Judasbruder» (Chr. Starke, Zit. nach K. Barth, Dogm. II/2, S. 508 bis 563). Wir sehen da jedenfalls, welche Gefahr Petrus und mit ihm die ganze Gemeinde mit der Erwähnung des Verräters läuft. Und trotz dieser vernünftigen Überlegungen, welche die Jünger bestimmt auch anstellten, kommen sie nun noch einmal auf Judas zurück. Sie müssen einen schwerwiegenden, einen geradezu zwingenden Grund dazu haben. Aber welchen? Bevor wir die Antwort auf diese Frage bekommen, sehen wir uns

zunächst noch einmal vor eine, vor eine zweite, Frage gestellt, der wir einige Aufmerksamkeit schuldig sind.

Was hat denn Judas Ischariot eigentlich verbrochen? «Er war ein Führer derer, die Jesum fingen» (16). Mit diesen Worten umschreibt Petrus das Verhalten des Verräters. Rein moralisch kann man ihm gar nicht so viel vorwerfen, womit man nicht sofort auch seine Mitjünger belasten müsste. Gewiss, er hat eine Schwäche, er ist belastet durch eine Neigung zu Geiz; aber welcher unter seinen Mitjüngern hat nicht auch eine Schwäche? Thomas? die beiden Zebedäussöhne? gar Petrus? Haben nicht sie alle sich zeitweise so benommen, dass Jesus sie zurechtweisen muss? Im Übrigen hat auch Judas, genau gleich wie alle Mitapostel, alles verlassen und ist dem Heiland nachgefolgt. Er ging mit ihnen aus und ein bis zum Abschiedsmahl am Vorabend der Kreuzigung. Er hat also nicht weniger als die anderen gewusst, was Nachfolge heisst. Ja, als der Herr ihnen beim Nachtmahl eröffnete: «Einer unter euch wird mich verraten», da haben sie alle fragen müssen: «Bin ich's?» Keiner von ihnen war sicher, es nicht zu sein. Alle spüren, dass sie dazu fähig sein könnten. Und keiner tippt zum vornherein auf Judas. Sogar nach der Tat ist es schwer, Judas moralisch beizukommen. Er tut Busse, das heisst, er erkennt seine Sünde, bereut sie und ist bereit zur Wiedergutmachung. Da ist doch alles beisammen, was man sonst unter einem bussfertigen armen Sünder versteht. Seine eigentliche Sünde aber ist weniger moralischer als vielmehr geistiger Art. Sie besteht darin, dass Judas das Sühnopfer am Kreuz nicht annimmt. Zwar sind auch alle übrigen Jünger vor dem Kreuz des Herrn erschrocken, sie alle haben den Weg zum Kreuz dem Herrn sparen und wehren wollen, allen voran Petrus. Aber sie haben Christi Erlösertat dann, wenn auch in Schwachheit, geschehen lassen und angenommen. Nur Judas Ischariot zieht an diesem Punkt die Konsequenzen. Hier verweigert er Gehorsam und Nachfolge. Er lehnt das Gnadengeschenk der

Sühne am Kreuz ab und wird «ein Führer derer, die Jesum fingen». Zu allem ist Judas bereit, zu jedem Opfer, nur nicht dazu, das Opfer Christi vom Kreuz her anzunehmen. Das ist die Sünde des Judas. Wir aber sehen uns gedrängt, sofort zu fragen: Nur des Judas? Er ist ja nur der «Führer derer, die Jesum fingen», hat nur den Stein ins Rollen gebracht, andere haben ihn dann weitergewälzt. Judas ist hier nicht Einzel- und Privatmensch, sondern Vertreter, Repräsentant seines ganzen Volkes. In Judas spitzt sich die ablehnende Haltung ganz Israels gleichsam zu. Judas ist der Typus des Juden, der bereit ist, seinem Messias zu gehorchen, nur darf es kein solcher Messias sein, der ans Kreuz geht, um Sünde zu sühnen. Die Sünde des Judas ist die Sünde der Juden, denn ganz Jerusalem «hat nicht gewollt». Aber, fragen wir noch einmal weiter: Ist es nur Judas? Sind es nur die Juden? Wo es um die Annahme des Sühnopfers vom Kreuz her geht, haben da die Völker und Nationen, haben wir da «gewollt»? Man fragt sich oft, ob es wohl ein Opfer gebe, wozu der Mensch, wozu die Völker nicht bereit wären. Ein Geschlecht, das schon nur für die Abnahme von einigen Gramm Körpergewicht bereit ist, sich zu kasteien, ist in der Tat zu allerhand Leistungen und Opfern willig und fähig — nur zur Annahme des Christusglaubens nicht. Dies letzte Schrittlein des Gehorsams und der Nachfolge verweigert der Mensch. Verräterisch offenherzig nennt der Volksmund das «zu Kreuze kriechen». Zu Kreuze kriechen — wer hat das je «gewollt»? So sehen wir Judas gar nicht so isoliert und allein. — Er ist wirklich nur der «Führer derer, die Jesum fingen», er zieht einen ganzen Rattenschwanz hinter sich her; sehe sich jeder vor, ob er da nicht auch mit dabei sei.

Aber auch die Folgen der Judassünde treffen nicht nur Judas Ischariot und die Juden, sondern jeden an der Judassünde Beteiligten, und wer ist das nicht? Ist doch «das Wort vom Kreuz den Juden ein Ärgernis und den Heiden eine Torheit». Die Folgen sind schwer. Matthäus sagt von Judas: «Er ging

hin und erhängte sich.» Dagegen sagt hier Petrus, Judas sei auf einem Acker, den er sich mit dem Judaslohn erworben habe, gestürzt und geplatzt, seine Eingeweide seien dabei hervorgequollen; man sagt dem «krepieren». Und in Jerusalem gibt es von jetzt an ein Grundstück, das in Erinnerung an die Folgen der Judassünde Hakeldama, Blutacker, heisst: Erhängt, krepiert, eines schrecklicher als das andere. Man vergegenwärtige sich die Furchtbarkeit der Judassünde genau und bedenke, was das heisst, wenn Gott feststellt, Judas, die Juden, die Menschheit sei um der Menge der Sünden willen gerichtsreif, er, Gott, sei willens, das Gericht zu vollstrecken, aber nicht an Judas, nicht an den Juden, nicht an der Menschheit, sondern an seinem Sohn, und — Gottes Angebot wird abgelehnt! Man bedankt sich für die Gunst dieser beispiellosen Verschonung angeblich wegen Nichtbedarf! Da kann, da muss man sich schon fragen: Kann diese Judasgeschichte anderswo enden als beim Hängen, beim Krepieren, auf dem Blutacker? Kommt für Jerusalem, für ganz Israel schliesslich etwas anderes in Betracht, als dass «seine Behausung wüst werde, und sei niemand, der darin wohne»? (20). Wenn die Völker das stellvertretende Gericht am Kreuz refüsieren, kann dann die Weltgeschichte anderswo hinauslaufen als auf Selbstgericht, Selbstgefährlichkeit, Einzel- und Kollektiv-Selbstmord? Diejenigen unter den Atomwissenschaftern, die ein Gewissen haben, erinnern uns in letzter Zeit deutlich genug daran, wie nahe uns die Möglichkeit rückt, dass eines Tages die ganze Welt ein — Blutacker ist.

Damit aber sehen wir uns jetzt vor diejenige Frage gestellt, die man fast nicht auszusprechen wagt: Was sagt Gott dazu? Wenn sein Opfer abgelehnt wird — gedenkt Gott, sich mit dem Selbstmord des Judas, der Juden und der Menschheit abzufinden? Mit andern Worten — man wagt kaum, es auszusprechen —, ist der Karfreitag umsonst gewesen? Hat Gott es damit zwar herzensgut gemeint, aber es hat halt nichts genützt? In Jerusalem gibt es jetzt zwei Grundstücke;

eines davon erinnert Israel und die Menschheit an das Selbstgericht, das andere an Gottes stellvertretendes Gericht am Kreuz. In welchem Zeichen wird die Weltgeschichte sich entwickeln? Hakeldama oder Golgatha? — das ist die Frage.

Das ist die Schicksalsfrage ohnegleichen, nicht nur für Judas und die Juden, auch für die Nationen. Darauf gibt Gott hier die Antwort; wer sie hört, für den hat es sich gelohnt, in die Kirche zu gehen. Es ist Gott selber, der hier antwortet, muss es doch schon dem oberflächlichen Leser und Hörer auffallen, wie gehäuft in diesem kurzen Bibelabschnitt die Schrift, Gottes Wort, zitiert ist: «Es musste die Schrift erfüllt werden, welche zuvor gesagt hat der Heilige Geist durch den Mund Davids von Judas» (16). Gott ist in der ganzen Judasaffäre und auch in dem, was jetzt hier sich ereignen soll, der eigentlich Redende und Handelnde. Und was sagt, was unternimmt jetzt Gott? Gott verfügt: Judas Ischariot muss ersetzt werden. Was heisst das? Ist das so, wie wenn in der Leitung des Vereins ein Komiteemitglied zurücktritt und dann halt ersetzt werden muss? Oder ist es so wie im Nationalrat, dass wenn einer stirbt, schon längst ein Nachrücker bereit steht? Oder könnte am Ende die Ersatzwahl auch unterbleiben, wobei sich nicht viel änderte? Gott könnte ja füglich denken, es seien immer noch deren elf, auch wenn jetzt einer «abgesprungen» sei, mache das nicht so viel aus. Zudem hat sich unterdessen die Zahl der Jünger verzehnfacht — es ist von 120 Namen die Rede —, genügt das nicht vollauf? Es waltet hier eine gewisse Dringlichkeit. Es *muss* geschehen. Gott will es so. Jahre später stirbt, wie wir noch sehen werden, ein anderer der zwölf Apostel, Jakobus, des Zebedäus Sohn (Kap. 12). Dort redet kein Mensch von Ersatzwahl; warum dort nicht, aber hier? Gott will es ganz offenbar, dass eben gerade für Judas diese Ersatzwahl geschieht. Wenn einer, so will es Gott, soll Judas ersetzt werden; jede andere Lücke könnte offen bleiben, aber die Judas-Lücke nicht. Für Judas muss Ersatz her, und zwar mit

sofortiger Wirkung, eine lange Vakanz kommt hier nicht in Frage. Der Sessel, auf dem der Vorgänger sass, darf gleichsam nicht erkalten. Warum dieses göttliche Drängen?

Mit der Ersatzwahl für Judas richtet Gott ein Zeichen auf, ein Zeichen seiner Treue, vorab zu Israel, dann aber auch zu allen Völkern. Es geht hier um nichts Geringeres als um die Zuverlässigkeit seines Verheissungswortes. Es soll bei dem Wort bleiben, das Gott einst dem Abraham gab. In Isaak und Jakob hat Gott angefangen, sein gegebenes Wort zu halten. Jakobs zwölf Söhne werden die Erstlinge der zwölf Stämme Israels. Und dann wählt Jesus «zwölf Jünger, die er auch Apostel nennt». Diesen verheisst er, dass sie einst mit ihm auf zwölf Thronen sitzen und die zwölf Geschlechter Israels regieren werden. Noch im letzten Buch der Heiligen Schrift, wo vom neuen Jerusalem die Rede ist, lesen wir: «Und die Mauern der Stadt hatten zwölf Grundsteine und auf ihnen die Namen der zwölf Apostel des Lammes.» An diese Zwölfzahl erinnert hier der Heilige Geist, der Petrus von Judas sagen heisst: «Denn er war zu uns gezählt und hatte dies Amt mit uns bekommen» (17). Aber dies Amt, so verfügt ebenfalls der Heilige Geist, soll jetzt dem Judas weggenommen, Judas soll jetzt von den Zwölfen subtrahiert werden. Das Amt aber des Zwölften soll damit nicht erlöschen. Es waren zwölf, nun sind es nur noch elf, es sollen aber wieder deren zwölfe sein. Weil Gott sich nichts, auch nicht einen Zwölftel seiner Verheissung rauben lässt, darum diese auffällige Ersatzwahl. Ja Gott legt so sehr Gewicht darauf, dass er von den Zwölfen sich keinen abmarkten lässt, dass er, allerdings viel später, sogar noch einen dreizehnten Apostel hinzufügt, Paulus. Man denkt dabei unzusammengezählt an unsere Berner Marktfrauen, die — ein Zeichen überfliessender Güte — für ein Dutzend nicht zwölf, sondern dreizehn geben, ein Stück drüber hinein. So hat der treue und gütige Gott später mit Paulus die Zwölfzahl der Verheissung übervoll gemacht. Mit der Ersatzwahl für Judas dokumentiert

Gott hier, gleich am Eingang der Apostelgeschichte, seine Entschlossenheit, dass die Botschaft vom Gekreuzigten trotz aller Ablehnung durch Judas, durch die Juden und durch die Völker, weiterhin unverdrossen soll verkündet werden. Es soll bei der Aussendung der zwölf Apostel bis an die Enden der Erde bleiben. Nein, nein, Gott hat nicht im Sinn, sich mit dem Selbstvernichtungswillen Israels und der Völker abzufinden. Dass «ihre Behausung wüst werde, und sei niemand, der darin wohne», soll nicht Gottes letztes Wort sein. Einmal war «die Erde wüst und leer und es war finster auf der Tiefe»; aber Gott will nicht, dass diese Erde zuletzt ein menschenloser Blutacker sei. Es sollen bis zum Jüngsten Tag Menschen auf der Erde wohnen und die Kreuzesbotschaft angeboten bekommen. Das ist die Bedeutung der Ersatzwahl, die hier nach Gottes Willen getroffen wird.

Die Wahl selber wird von Gott nicht nur angeordnet, sondern auch durch Gott getroffen. Die Menschen sollen bei der Durchführung nicht ausgeschaltet sein, werden aber unter die Zucht des Heiligen Geistes genommen. Petrus und die Apostel halten unter den 120 anwesenden Christus Jüngern Umschau, ob es unter ihnen solche gebe, welche die Qualifikation eines Ersatzes für Judas besitzen. Um einen der Zwölf zu ersetzen, braucht es zweierlei. Erste Bedingung: Es muss einer sein, der von Anfang an, seit der Taufe Jesu am Jordan bis zum Leiden und Sterben des Herrn, dabei war. Die zweite Voraussetzung: Es muss einer auch Zeuge der Auferstehung gewesen sein. Es ist durchaus nicht verwunderlich, dass unter den 120 Jüngern nur deren zwei sich befinden, welche diesen zwei Erfordernissen genügen, ein Joseph, genannt Barsabas, mit Zunamen Justus, und einer mit Namen Matthias. Über diese beiden rufen sie Christus an und bitten ihn, er als der alleinige Herzenskündiger möge entscheiden, welchen von diesen beiden gleich qualifizierten er als Ersatz bestimme. Im Glauben an die Erhörung dieses Gebetes wird das Los geworfen, welches auf Matthias fällt.

Diese Wahl trägt deutlich den Stempel des Einmaligen, sowohl was das Amt betrifft, als auch in Bezug auf den Hergang der Wahl. Es ist später nie mehr ein Apostel, und niemand mehr durchs Los gewählt worden. «Und Matthias ward zugeordnet zu den elf Aposteln» (26). Man hat behaupten wollen, diese von Gott getroffene Ersatzwahl für Judas sei praktisch unwirksam gewesen, weil man von da an Matthias nie mehr erwähnt findet. Aber dieser Beweis ist deswegen nicht stichhaltig, weil man ja über die meisten anderen Apostel von da an auch nichts mehr hört.

Schliesslich sei noch hingewiesen auf zwei scheinbar kleine, aber nicht unwesentliche Einzelheiten. Einmal vernehmen wir hier das erste Mal, dass die Gemeinde zu Christus betet. Sie rufen, wie wir gesehen haben, vor der Wahl Jesus an. Dass ihm alle Gewalt im Himmel und auf der Erde übergeben ist, steht somit jetzt in Kraft. Christus ist der Herr der Juden und der Heiden. Die Erde ist nicht Niemandsland, sie hat einen Herrn.

Dann heisst es hier gleich am Anfang: «Und in den Tagen trat Petrus unter die Jünger und sprach: Ihr Männer und Brüder —» (15). In den Evangelien werden die Apostel erst ganz zuletzt, an Ostern, vom Auferstandenen Brüder genannt. Von jetzt an geschieht es, dass die Christen sich gegenseitig Brüder und Schwestern nennen. Nicht weniger als dreissigmal werden wir auf unserem Gang durch die Apostelgeschichte dem Brudernamen begegnen. Das ist bedeutsam.

Christus der Herr der Welt, die Gemeinde ein Volk von Brüdern. Nein, nein, die Erde soll sich nicht selbst vernichten. Christus hat nicht abgedankt, er ist und bleibt der Herr. Nein, nein, weder ein Blutacker noch eine Mondlandschaft soll die Erde zuletzt sein, sondern eine Behausung, da «Brüder einträchtig beieinander wohnen», denn «Gott wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er wird ihr Gott sein». So ist es Gottes Wille. Ihm sei Dank! Und nun dürfen

wir Sonntag feiern.

Und als der Tag der Pfingsten erfüllt war

2,[1] Und als der Tag der Pfingsten erfüllt war, waren sie alle einmütig beieinander. [2] Und es geschah schnell ein Brausen vom Himmel wie eines gewaltigen Windes und erfüllte das ganze Haus, da sie sassen. [3] Und es erschienen ihnen Zungen, zerteilt, wie von Feuer; und er setzte sich auf einen jeglichen unter ihnen; [4] und sie wurden alle voll des heiligen Geistes und fingen an, zu predigen mit andern Zungen, nach dem der Geist ihnen gab auszusprechen. [5] Es waren aber Juden zu Jerusalem wohnend, die waren gottesfürchtige Männer aus allerlei Volk, das unter dem Himmel ist. [6] Da nun diese Stimme geschah, kam die Menge zusammen und wurden bestürzt; denn es hörte ein jeglicher, dass sie mit seiner Sprache redeten. [7] Sie entsetzten sich aber alle, verwunderten sich und sprachen untereinander: Siehe, sind nicht diese alle, die da reden, aus Galiläa? [8] Wie hören wir denn ein jeglicher seine Sprache, darin wir geboren sind? [9] Parther und Meder und Elamiter, und die wir wohnen in Mesopotamien und in Judäa und Kappadozien, Pontus und Asien, [10] Phrygien und Pamphylien, Ägypten und an den Enden von Libyen bei Kyrene und Ausländer von Rom, [11] Juden und Judengenossen, Kreter und Araber; wir hören sie mit unsern Zungen die grossen Taten Gottes reden. [12] Sie entsetzten sich aber alle und wurden irre und sprachen einer zu dem andern: Was will das werden? *Apostelgeschichte 2,1-12*

Man mag sich ja fragen, ob diese Ausgiessung des Heiligen Geistes noch nötig gewesen sei; ob es nicht allenfalls auch ohne gegangen wäre. Alles Entscheidende war ja doch geschehen und vorhanden: Christus war als Retter in die Welt gekommen. Vollbracht war sein Werk der Versöhnung am Kreuz. Der Sieg über den Tod war im Geheimnis der Ostern errungen. Seine Einsetzung ins Weltregiment zur rechten

Hand Gottes war erfolgt. Eine stattliche Schar von Bekennern, und zwar nicht nur die eigentlichen Apostel, existiert auch schon. Was fehlt nun noch? Was soll durch Pfingsten zu alledem noch hinzugetan werden? Etwas musste es doch sein! Und zwar nicht nur etwas Nebensächliches, das Pünktchen auf ein i, das ebenso gut auch fehlen könnte, sondern etwas Wesentliches. Dabei kommt uns in den Sinn, wie auffällig betont Jesus selber, wenn er vorher von Pfingsten sprach, von einem entscheidenden bevorstehenden Ereignis zu reden pflegte. Der Heilige Geist wird so etwas wie sein Stellvertreter auf Erden sein. Wenn er von seinen Jüngern weggeht, dann mögen sie das zunächst empfinden, wie wenn Kindern der Vater wegstirbt. Aber, versichert er ihnen, er will sie nicht verwaist zurücklassen, sie sollen nicht «trauernde Hinterbliebene» sein. Er wird ihnen den Heiligen Geist senden, einen «anderen Tröster», das heisst, einen anderen Beistand. Und dieser wird kein bloss notbehelfsmässiger, sondern ein vollwertiger Ersatz sein. «Es ist euch gut, dass ich hingehe», denn wenn er nicht ginge, käme der Heilige Geist nicht. Darum wird nach seiner Rückkehr zum Vater sein vordringlichstes Anliegen darin bestehen, am höchsten Thron die baldige Sendung des Geistes zu erwirken. Das ist nun offenbar geschehen. Der Erhöhte hat sein Versprechen eingelöst. Das Ereignis steht unmittelbar bevor. «Der Tag der Pfingsten ist erfüllt.»

Aber was ist dies Entscheidende, das nun Ereignis werden soll? Es ist mit einem Wort gesagt: Die Kirche. Es gab bis jetzt schon ein alttestamentliches Gottesvolk, das aber seinen Herrn abgelehnt und gekreuzigt hat, es gibt aber noch keine Kirche. Dieses Wunder, das Geheimnis, das Kirche heisst, verdanken wir der Ausgiessung des Heiligen Geistes. Die Kirche ist das Neue, das nun noch hinzukommt. Sie ist einzigartig, uneinreihbar. Nicht Menschen haben sie gegründet, das hat nur Gott tun können. Darum vermag sie auch kein Mensch zu erhalten. Menschenhand kann sie aber auch

nicht vernichten, ja nicht einmal «die Pforten der Hölle können sie überwältigen». Auch das vermöchte nur Gott. Aber eben, Gott hat sich jetzt entschlossen, auf Erden Kirche zu haben. Darum sendet er den Heiligen Geist. Die Apostel und die 120 Gläubigen sind anlässlich der Gründung der Kirche zugegen. Christus hat sie herausgesucht und zusammengetragen. Aber Kirche sind sie noch nicht. Jetzt sollen sie alle erfüllt werden vom Heiligen Geist. Dieser Geist wird wirken wie ein unsichtbares Band, wie ein geheimnisvoller Kitt. So werden sie in jener einzigartigen Weise zusammengehören, wie das nun eben in der Kirche der Fall ist. Um diesen Zusammenhang zwischen Pfingsten und Kirche wussten die Väter unseres Glaubens, wenn sie den dritten Glaubenssatz mit den Worten begannen: «Ich glaube an den Heiligen Geist», um dann unmittelbar weiterzufahren: «eine, heilige, allgemeine, christliche Kirche». Was das bedeutet, dass es jetzt auf der Erde Kirche gibt, werden wir noch erfahren. Zunächst aber wollen wir jetzt einmal genau hinhören, wie es zu- und hergegangen ist an jenem Morgen, da der Heilige Geist ausgegossen wurde.

Das Ereignis spottet jeder Beschreibung. Man merkt es demjenigen, der hier schreibt, an, er findet fast die Worte nicht. Er ist sich bewusst, dass er sich auf den Boden des Unbeschreiblichen, ja des Unaussprechlichen, begeben hat. Er sieht sich genötigt, zu allerhand Vergleichen Zuflucht zu nehmen. Der Ort, da sie sich befinden, so steht es im Bericht, ist ein Haus. Das könnte an sich jenes Privathaus sein, in dem die Jünger nach Ostern jeweilen an den Abenden sich zusammenfanden. Aber die Überzeugung, dass eine so grosse Anzahl, wie sie hier vorhanden ist, in einem Privathaus nicht Platz fände, und dass an Pfingsten um diese Tageszeit (Pfingsten ist ja ein altes jüdisches Fest) die Jünger nirgendwo anders als im Tempel sich aufhalten können, hat zur Annahme geführt, dass dieses Haus eine der zahlreichen Lehrhallen sein muss, die dem Tempel angegliedert sind.

Wenn es nun von ihnen heisst, sie seien «alle einmütig beieinander» gewesen, dann ist das noch nicht im Vollsinne die Einmütigkeit des Heiligen Geistes, sondern die Einhelligkeit gemeinsamer Armut. Sie «sitzen», das heisst, sie warten, sie erwarten gemeinsam das Eintreffen der ihnen gegebenen Verheissung. Dazu steht keineswegs im Widerspruch, wenn wir weiter vernehmen, es sei dann überraschend eingetreten, konnten sie es sich ja vorher in keiner Weise vorstellen, wie es sein werde. Es kam plötzlich, blitzschnell. Es sei gewesen wie das Getöse eines gewaltigen Sturmwindes. Nicht etwa, dass es gewindet hätte, aber es war anzuhören wie ein starker Wind. Der Heilige Geist wird ja auch sonst in der Bibel mit Wind verglichen. Als der Prophet Elia dort in der einsamen Höhle Gott begegnete, da sei Gott an ihm vorübergegangen «wie ein stilles, sanftes Sausen». Und dem alten Nikodemus sagt in jener Sturmnacht der Herr: «Der Wind weht, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl, aber du weisst nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt.» Dieser Vergleich mit dem Wind hat vor allem die Freiheit des Heiligen Geistes im Auge. Er kommt und er geht wie der Wind. Wenn der Prediger Salomo etwas beschreiben will, das zum vornherein ein unmögliches Unterfangen ist, dann nennt er das ein «Haschen nach Wind». So ist es unmöglich, den Heiligen Geist zu erhaschen. Da kann man wirklich nur warten und sitzen, ihn um sein Kommen bitten. Und wenn er kommt, dann ist es Gnade, gnädige Herablassung. Unter diesem Eindruck der majestätischen Unabhängigkeit des Heiligen Geistes steht der Erzähler, wenn er hier sagt: «Es geschah plötzlich ein Brausen vom Himmel», im Urtext heisst es «anothen», senkrecht von oben, jedenfalls von einem Orte her, da ihn niemand herunterholen könnte.

Und weiter vergleicht er ihn mit Feuer. Es sind also mit der Ausgiessung des Heiligen Geistes nicht nur Wahrnehmungen des Ohres, sondern auch des Auges verbunden. Sie sehen auch etwas. Es sind «Zungen zerteilt wie von Feuer».

Der Heilige Geist als Feuer ist jedem Bibelleser bekannt. Als Elia auf dem Karmel allein den 450 einflussreichen Baalspriestern, welche die Autoritäten und Mächte ihrer Zeit hinter sich hatten, gegenüberstand, da bat er um Feuer vom Himmel. Und wenn solch ein Einsamer, von der Übermacht Erdrückter, um Feuer vom Himmel fleht, dann hört man das dort. Und als Moses nach 40 jähriger Wüstenexistenz und Einsamkeit Gott begegnete, da war es in jenem Dornbusch, der brannte und nicht verzehrt wurde. Es ist also nicht Feuer wie dasjenige, das die alten Heiden dem Prometheus meinten verdanken zu müssen. Der Heilige Geist brennt, er leuchtet, aber er verzehrt nicht. Und als dann der Täufer die Nähe des Himmelreichs ausrief und die Leute im Jordan taufte, da kündigte er an: «Ich taufe euch mit Wasser, aber der nach mir kommt, wird euch mit Heiligem Geist und mit Feuer taufen.» Dieser Tag der Geist- und Feuertaufe ist jetzt vorhanden. Er selber aber, der Herr, äussert sich einmal dahin, er sei gekommen, um auf Erden ein Feuer anzuzünden, «und was wollte ich lieber, denn es brennete schon!». Jetzt ist es angezündet. Seit Pfingsten brennt es auf der Erde. Und es wird nicht aufhören zu brennen und zu leuchten, ohne zu verzehren. Und es sind Zungen «zerteilt» wie von Feuer, die sie sehen. Es handelt sich somit nicht um ein Kollektiv, nicht um ein Massenerlebnis seelischer Art. Der Heilige Geist «setzt sich auf einen jeglichen unter ihnen». Jeder Einzelne wird «voll des Heiligen Geistes». So sind sie zur Kirche geworden. Der erste Tag der Kirche Christi bricht hier an.

Und nun, was tut diese Kirche? Bis jetzt sind sie gesessen, haben gewartet wir wissen nicht wie manche Stunde; es wirkt wie eine Befreiung, dass jetzt endlich der Mensch auch zum Zuge kommt und etwas tun darf. Hoffentlich ist es etwas Rechtes, das nun der Mensch seinerseits tut. «Sie fingen an», heisst es, und man ist nicht wenig gespannt darauf, was es ist, das sie nun anfingen. «Sie fingen an zu — predigen!» Sie predigen. Ist das etwas Rechtes? Man ist versucht zu

fragen, ob das nun alles sei! Und wenn es wenigstens noch eine gerissene Predigt wäre, unterhaltsam, erwecklich, dem Verständnis der Hörer angepasst! Aber nicht einmal das. Wir würden es wahrscheinlich eine schlechte Predigt nennen, heisst es doch, dass sie «mit andern Zungen predigten». Es geschieht nicht mit vernünftigen Worten. Sie selber sind dabei ausser sich. Das heisst, nicht sie sind es, die dabei ihre Zunge brauchen, es ist der Heilige Geist, der ihre Zunge braucht und beherrscht. Was sie sagen, ist nun tatsächlich «höher denn alle Vernunft». Und zu allem Unglück scheint es erst noch eine lange Predigt zu sein, eine, die über 20 Minuten dauert. So ist das Predigen offenbar das Erste und Entscheidende, was schon am ersten Tag in der Kirche geschieht. Nicht das ist nämlich die Not der Kirche heute, dass sie «nur predigt», sondern das ist unsere Not, dass wir predigen, was unser Geist, und was der Zeitgeist uns eingibt, und nicht, was «der Heilige Geist einem jeglichen gab, auszusprechen». Ach, könnten wir doch predigen! geschähe es doch! Dann — ja, was dann? — dann würde nämlich etwas geschehen, das mehr wäre als alles, was im Bereich unseres Könnens und Versagens liegt. Es würden dann «Zeichen und Wunder» geschehen. Der Heilige Geist ist Schöpfergeist, «creator Spiritus», wie die Alten sagten. Wenn es der Heilige Geist ist, der predigt, dann ist etwas von jenem Wort dabei, das auf dem ersten Blatt der Bibel geschrieben steht: «Gott sprach: Es werde. Und es geschah also.» Könnten wir doch predigen! in andern Zungen!

Und nun ist nicht ausser Acht zu lassen, wer die Menschen sind, mit denen der Heilige Geist an jenem Tag die Kirche gründet. Das sind nämlich nicht irgendwelche Leute, es sind Juden. Gott baut seine Kirche am ersten Tag in die Synagoge hinein, das heisst, genau genommen, an den Rand der alten Synagoge. Es sind ja nicht Acht-zehnkarätige, nicht chemisch Reine, es sind ja nur Galiläer, aus denen heraus der Heilige Geist hier predigt. Oh, der Heilige Geist liebt es, sich

Menschen dienstbar zu machen, von denen es heisst, es handle sich «nur», nur um «Galiläer»! Der Geist liebt Randsiedler Israels ganz besonders. Und ähnlich verhält es sich mit den Zuhörern. Das Hören gehört ja wesentlich zum Predigen. Es sind an jenem Morgen auch Hörer da. Und auch sie sind Juden, aber auch sie nicht hundertprozentige, nicht ganz bodenständige und wurzelechte, es sind ja nur Diasporajuden, solche, die in einem fremden Land aufgewachsen sind und in einer fremden Muttersprache ihr Leben verbrachten, Auswanderer, die jetzt Heimkehrer sind, in ihrem Alter erst sind sie in Jerusalem ansässig geworden. Zum Teil sind's überhaupt nur Aufenthalter, die für ein paar Tage als Festpilger in Jerusalem weilen. Und ausgerechnet diese Heimkehrer und Aufenthalter sind es, die da in rauen Mengen herbeidrängen. Merkwürdig! Fernstehende und Zerstreute strömen herbei und — hören! Zum Wunder der Sprache, zum Wunder der anderen Zungen, gesellt sich damit das nicht geringere Hörwunder. Sie hören dort, höchst seltsam, wunderbar, bestürzend, sie verstehen die Jünger, als sprächen diese einem jeglichen seine Muttersprache: «Wir hören sie mit unseren Zungen die grossen Taten Gottes reden.» Der wunderbare Vorgang dieses Hörens löst in ihnen allen Verwunderung aus, Staunen, Bestürzung, Verwirrung und Entsetzen; es kommt so weit, dass einer den anderen fragen muss: «Was will das werden!» Sie merken, dass sie da in einen Sog, in eine Strömung, in eine Bewegung hineingeraten sind und mit fortgerissen werden, deren Bedeutung und Folgen sie noch nicht abzusehen vermögen. Aber sie hören. Zum Wesentlichen, was am ersten Tag schon in der Kirche Christi geschieht, ist das Hören. Wenn wir doch hören könnten! Wenn es doch geschähe!

Es gibt welche unter diesen Fremdlingen, deren Muttersprache Persisch ist. Die Parther, die Perser, sind damals sozusagen das einzige Volk im Osten, das den Römern richtig und im Ernst heiss gemacht hat. Sie waren ein ernstzunehmender

Feind im Osten. Juden aus Persien sind an jenem Morgen unter den Hörern. Dann folgen in der Aufzählung weitere Juden aus Völkern, die jenseits der östlichen Grenzen des Römerreichs wohnten. Dann Juden aus Völkern Vorderasiens, solche aus Kleinasien, ferner eine ganze Reihe von Ländern rings ums östliche Mittelmeer, bis hinüber nach Nordafrika. Sogar eine Insel wird genannt, und zwar eine, die um ihrer halbwilden Bevölkerung willen etwas verrufen war, Juden aus Kreta sind da. Und der Heilige Geist liebt auch Juden, die kretisch sprechen. Es gibt an jenem Morgen in Jerusalem auch «Ausländer aus Rom». Rom ist eines der nächsten Ziele des Heiligen Geistes. Dann gibt es selbstverständlich auch einige Juden aus Judäa selber, sogar eine Anzahl Proselyten, ehemalige Heiden, befinden sich schon unter den pfingstlichen Hörern, Juden aus Asien, Afrika und Europa. So ist es zwar eine Kirche noch innerhalb der Synagoge, aber sie sprengt die Synagoge schon am ersten Tag. Sie ist von Haus aus eine Kirche der Völker. Eine Tür wird am Tag der Pfingsten aufgestossen, aus der Synagoge heraus, in ferne Sprachräume hinein. Wo der Heilige Geist wirkt, da gehen Türen auf. Nicht nur Türen in Persien. Es können auch Türen in Bern sein, vielleicht die Tür ins Nachbarhaus, oder, wer weiss? Es gibt ja verschlossene Türen unterm eigenen Dach. So wird unter der Wirkung des Geistes Nächstenliebe zur Fernstenliebe. Ein Fernweh bemächtigt sich an jenem ersten Morgen schon der Kirche, ein Fernweh bis an die Enden der Erde. Jesus muss um diese weltweite Wirkungsmöglichkeit, um diese Fähigkeit der Fernwirkung des Heiligen Geistes schon vorher gewusst haben. Es kann nicht anders sein. Wie hätte er es sonst wagen können, sprachunkundigen Bauern und Fischern den ungeheuerlichen Auftrag zu erteilen: «Gehet hin in alle Welt und machet zu Jüngern alle Völker!» Und schliesslich ist Pfingsten ein Datum, genau wie eines der anderen christlichen Feste. Aber so wie Ostern und Weihnachten ist auch Pfingsten für uns

heute nicht einfach nur von historischer Bedeutung. Pfingsten ist unglaublich aktuell. Der Heilige Geist ist seit jenem Morgen in Jerusalem am Werk. Er hat seither von Generation zu Generation nicht aufgehört, langsam, aber stetig in neue und immer neue Sprachräume einzubrechen und sie für die Botschaft der grossen Taten Gottes zu erschliessen. Und an diesem Vorstoss des Heiligen Geistes dürfen auch wir Heutige beteiligt sein. Dabei wollen wir nur ein wenig aufpassen, dass wir uns das heutige Wirken des Heiligen Geistes nicht zu eigenwillig vorstellen. Es ist ein deutliches Stück Eigenwille, zu meinen, die Ausgiessung des Heiligen Geistes müsse heute so exakt wie an jenem Morgen, mit Wind, Feuer und Zungenrede, vor sich gehen. So unschöpferisch ist der Heilige Geist nicht, dass er nicht hundert, tausend andere und immer neue Formen seines Wirkens finden könnte. Vor allem fatal wird es, wenn wir uns das heutige Wirken des Heiligen Geistes kompliziert und theatralisch vorstellen. Warum sollte der Geist nicht einmal auch ganz still und verborgen wirken können? Wenn einer schlicht anfängt zu glauben, dass das, was wir heute über die Vorgänge an jenem ersten Pfingsttag lesen, wahr ist, dann kann es Pfingsten geworden sein, ist doch das Wunder aller Wunder, die der Geist wirkt, der Glaube! Die Wirkung dieses Glaubens wird bestimmt nicht ausbleiben. Man kann einigermassen neugierig und gespannt darauf sein, was sich aus einem Senfkörnlein Glauben alles ergeben und entwickeln mag. Oder wenn ich entdecken sollte, dass ich ja einst als Kind getauft worden bin, auch das könnte eine sehr ertragreiche Entdeckung sein, gewirkt vom Heiligen Geist. Oder ein beginnendes leises Verlangen nach dem Abendmahl, wie sollte nicht auch das der Anfang eines geistgewirkten Wunders sein! Oder ganz einfach und unkompliziert könnte es einem heute aufgehen, dass es eine Kirche Gottes gibt und dass es gut ist, dieser Kirche anzugehören. Wenn es einem gar aufdämmert, dass es ausser der bernischen Landeskirche noch andere

Kirchen gibt, dann kann das ein Werk des Heiligen Geistes sein. Man staunt ja immer wieder, wenn man auch nur ein klein wenig die Nase aus der eigenen Kirche hinausstreckt, wie der Heilige Geist vor allem unter den Christen in unfreundlichen oder gar feindseligen Völkerräumen heute am Werk ist. Ja, der Heilige Geist kann es wirken wie diese vergangene Woche an einem Spitalbett, dass das Gespräch ganz ungewollt eine Spannweite erhält von Indien über Jugoslawien nach Kanada und von dort über Südamerika bis an die Goldküste, und dass man merkt, wie dieser Kranke da im Spitalbett in lebendiger Fürbittebeziehung zu den Christen in all diesen Völkerräumen steht. Es ist eine beglückende Sache, wenn es der Geist wirkt, dass uns das Geheimnis der Fürbitte geschenkt wird. Fürbittend in ferne Völkerräume hineinglauben, hineinhoffen und hineinlieben, das ist eine der bedeutsamsten Funktionen der Kirche Christi.

Ja, es wäre schon eine Wirkung des Heiligen Geistes und nicht einmal eine geringe, wenn einer es jetzt mit der heissen Angst zu tun bekäme, er könnte zu jenen «anderen» gehören, die am Pfingstmorgen derart unbeteiligte Zuschauer sind, dass sie von allem überhaupt nichts merken, so dass ihnen nichts Gescheiteres in den Sinn kommt als ein obendrein noch geistloser Witz: «Die anderen aber hatten's ihren Spott und sprachen: Sie sind voll süssen Weines.» Oder, wir haben vernommen, welch ein Staunen, welch eine Verwunderung, Verwirrung, Bestürzung und welch ein Entsetzen der Heilige Geist am Pfingstmorgen auslöste. Das ist nämlich der Grund, warum wir ausnahmslos alle nicht wenig Angst haben vor ihm. Die Folge dieser unbewussten Angst ist, dass wir es nie wagen, einfältig und von ganzem Herzen um das Kommen des Geistes zu bitten. Man fürchtet sich für den Fall, dass der Himmel einmal Ernst machen könnte mit der Erhörung solcher Bitte. So wollen wir halt jetzt darum bitten, dass wir anfangen möchten, von ganzem Herzen um ihn zu bitten: Komm, Heiliger Geist, und hilf unserem Geist,

dass er anfängt zu bitten um den seligen Wind und um das Feuer vom Himmel.

Da trat Petrus auf mit den Elfen

2,[13] Die andern aber hatten's ihren Spott und sprachen: Sie sind voll süssen Weins.

[14] Da trat Petrus auf mit den Elfen, erhob seine Stimme und redete zu ihnen: Ihr Juden, liebe Männer, und alle, die ihr zu Jerusalem wohnet, das sei euch kundgetan, und lasset meine Worte zu euren Ohren eingehen. [15] Denn diese sind nicht trunken, wie ihr wähnet — sintemal es ist die dritte Stunde am Tage —; [16] sondern das ist's, was durch den Propheten Joel zuvor gesagt ist: 17. «Und es soll geschehen in den letzten Tagen, spricht Gott, ich will ausgiessen von meinem Geist auf alles Fleisch; und eure Söhne und eure Töchter sollen weissagen, und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen, und eure Älteste sollen Träume haben; [18] und auf meine Knechte und auf meine Mägde will ich in denselben Tagen von meinem Geist ausgiessen, und sie sollen weissagen. [19] Und ich will Wunder tun oben im Himmel und Zeichen unten auf Erden: Blut und Feuer und Rauchdampf; [20] die Sonne soll sich verkehren in Finsternis und der Mond in Blut, ehe denn der grosse und offenbare Tag des Herrn kommt. [21] Und soll geschehen, wer den Namen des Herrn anrufen wird, soll selig werden.» [22] Ihr Männer von Israel, höret diese Worte: Jesum von Nazareth, den Mann, von Gott unter euch mit Taten und Wundern und Zeichen erwiesen, welche Gott durch ihn tat unter euch (wie denn auch ihr selbst wisset), [23] denselben (nachdem er aus bedachtem Rat und Vorsehung Gottes übergeben war) habt ihr genommen durch die Hände der Ungerechten und ihn angeheftet und erwürgt. [24] Den hat Gott auferweckt, und aufgelöst die Schmerzen des Todes, wie es denn unmöglich war, dass er sollte von ihm gehalten werden. [25] Denn David spricht von ihm: «Ich habe den Herrn allezeit vorgesetzt vor mein Angesicht; denn er ist an meiner Rechten, auf dass ich nicht bewegt

werde. [26] Darum ist mein Herz fröhlich, und meine Zunge freuet sich; denn auch mein Fleisch wird ruhen in der Hoffnung. [27] Denn du wirst meine Seele nicht dem Tode lassen, auch nicht zugeben, dass dein Heiliger die Verwesung sehe. [28] Du hast mir kundgetan die Wege des Lebens; du wirst mich erfüllen mit Freuden vor deinem Angesicht.» [29] Ihr Männer, liebe Brüder, lasset mich frei reden zu euch von dem Erzvater David. Er ist gestorben und begraben, und sein Grab ist bei uns bis auf diesen Tag. [30] Da er nun ein Prophet war und wusste, dass ihm Gott verheissen hatte mit einem Eide, dass die Frucht seiner Lenden sollte auf seinem Stuhl sitzen, [31] hat er's zuvor gesehen und geredet von der Auferstehung Christi, dass seine Seele nicht dem Tode gelassen ist und sein Fleisch die Verwesung nicht gesehen hat. [32] Diesen Jesus hat Gott auferweckt; des sind wir alle Zeugen. [33] Nun er durch die Rechte Gottes erhöht ist und empfangen hat die Verheissung des heiligen Geistes vom Vater, hat er ausgegossen dies, das ihr sehet und höret. [34] Denn David ist nicht gen Himmel gefahren. Er spricht aber: «Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, [35] bis dass ich deine Feinde lege zum Schemel deiner Füsse.» [36] So wisse nun das ganze Haus Israel gewiss, dass Gott diesen Jesus, den ihr gekreuzigt habt, zu einem Herrn und Christus gemacht hat.

[37] Da sie aber das hörten, ging's ihnen durchs Herz, und sprachen zu Petrus und zu den andern Aposteln: Ihr Männer, liebe Brüder, was sollen wir tun? [38] Petrus sprach zu ihnen: Tut Busse und lasse sich ein jeglicher taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünden, so werdet ihr empfangen die Gabe des heiligen Geistes. [39] Denn euer und eurer Kinder ist diese Verheissung und aller, die ferne sind, welche Gott, unser Herr, herzurufen wird. [40] Auch mit vielen andern Worten bezeugte er und ermahnte und sprach: Lasset euch erretten aus diesem

verkehrten Geschlecht! [41] Die nun sein Wort gern annahmen, liessen sich taufen; und wurden hinzugetan an dem Tage bei dreitausend Seelen. *Apostelgeschichte 2,13-41*

An jenem Pfingstmorgen ereignet sich im Tempel von Jerusalem ein Stück Jüngstes Gericht. Der Heilige Geist bewirkt unter den im Tempel Anwesenden Scheidung und Entscheidung. Es gibt hier jetzt solche, die den Heiligen Geist empfangen, und welche, die ihn nicht empfangen. Während die einen mit lauter Stimme Gottes Taten preisen und während viele diesen Lobpreis in ihrer Sprache hören, sich entsetzen und fragen, was das wohl werden wolle (12), das Wort gern annahmen und sich schliesslich taufen liessen (41) — gibt es andere, die vom gewaltigen Brausen, von den Zungen zerteilt wie von Feuer und vom Heiligen Geist selber rein nichts gemerkt haben. Diese Anderen sind zu gleicher Stunde im Tempel anwesend. Es ist also denkbar, dass man während des Ereignisses in der gleichen Halle drin sich befindet, man kann sozusagen auf der gleichen Bank sitzen und von allem so sehr nichts merken, so vollständig von den Vorgängen ausgeschlossen sein, dass man wohl die äusseren Veränderungen an den Jüngern wahrnimmt, ihre Gebärden sehen und feststellen kann, dass mit diesen Menschen etwas vor sich geht, aber sie können sich das nur so erklären, dass sie vermuten, die Jünger seien eine Gesellschaft, welche die Nacht durchgezecht habe und nun voll alkoholischer Nachwirkungen sei. So vollzieht sich hier ganz offensichtlich etwas von dem, was von der letzten Zeit, von der Wiederkunft Christi gilt, wenn Jesus den Seinen voraussagt: «Zwei werden arbeiten auf ein und demselben Feld, der eine wird angenommen, der andere wird verlassen werden. Zwei Frauen werden mahlen an ein und derselben Handmühle, die eine wird angenommen, die andere wird verlassen werden. Zwei werden schlafen auf einem Bett, der eine wird angenommen, der andere wird verlassen sein.» «Die anderen aber hatten's ihren Spott und sprachen; Sie sind voll süssen Weines» (13).

Die Rede des Petrus ist eine Wirkung des Heiligen Geistes. Schon die Tatsache, *dass* dieser Mann, der noch vor zwei Monaten im Hof des hohepriesterlichen Palastes vor einer Magd seinen Herrn verleugnete, nun vor der in Jerusalem grösstmöglichen Öffentlichkeit das Wort ergreift, das heisst, vom Wort ergriffen wird, ist ein Wunder des Heiligen Geistes. Kurz weist er vorab den Verdacht der Betrunkenheit zurück. Als Beweis dafür, dass es sich da nicht um Alkoholrausch handelt, dient ihm der Hinweis darauf, dass es ja erst «die dritte Stunde am Tag ist» (15), ein Beweis, der in irgendeiner unserer europäischen Städte heute längst nicht mehr stichhaltig wäre. Dann aber schreitet Petrus rasch zur Sache. Auch seine Rede trägt unverkennbaren Gerichtscharakter. Was sich hier zuträgt, so sagt Petrus, ist nichts Geringeres als die Erfüllung jenes Prophetenwortes, das «in den letzten Tagen geschehen soll». Dann, so weissagt der Prophet Joel, «wird Gott seinen Geist ausgiessen auf alles Fleisch». Dann werden nicht nur «die Ältesten Träume haben, sondern auch die Jünglinge werden Gesichte sehen». Knechte und Mägde, das heisst, geringe Leute, sollen dann Empfänger des Geistes werden und weissagen. Und es werden Zeichen und Wunder geschehen droben am Himmel und unten auf der Erde, Blut, Feuer und Rauchdampf. Der Mond wird in Blut verwandelt werden, und die Sonne wird sich verkehren in Finsternis (16-21). Ähnlich wie der Herr in seiner Sabbatrede in der Synagoge von Nazareth ein Prophetenwort liest und drauf erklärt: «Heute ist diese Schrift erfüllt vor euren Ohren», so erklärt hier Petrus: Was hier geschieht, ist das, was durch den Propheten Joel gesagt ist. Das ist Gericht; aber es soll ja nicht vernichtendes, es soll ja gnädiges Gericht sein: «Und soll geschehen, wer den Namen des Herrn anrufen wird, soll gerettet werden» (21).

Dieses gnädige Gericht, so fährt Petrus fort, steht nun aber nicht nur in ursächlichem Zusammenhang mit einem fernen uralten Verheissungswort, sondern nicht weniger mit dem

allerjüngsten Zeitgeschehen, mit den Vorgängen um den Mann Jesus von Nazareth, der noch in aller Erinnerung sein dürfte. Dieser Mann ist «von Gott unter euch mit Taten und Wundern und Zeichen erwiesen». Gott hat ihn euch nach seinem ewigen Ratschluss übergeben und ihr habt ihn «angeheftet und erwürgt». Aber diesen Gekreuzigten und Getöteten hat Gott «von den Toten auferweckt und aufgelöst die Schmerzen des Todes». Es war unmöglich, dass dieser Jesus vom Tode behalten werden konnte. Unmöglich darum, weil er es ist, von dem David spricht: «Du wirst meine Seele nicht dem Tode lassen, auch nicht zugeben, dass dein Heiliger die Verwesung sehe» (27). Auf David kann diese Verheissung nur insofern gehen, als sie auf einen abzielt, der mehr ist als David, und das ist Jesus: «Diesen Jesus hat Gott auf erweckt; des sind wir Zeugen» (32). Und nach der Auferweckung ist er zum Himmel gefahren und hat, wie er zuvor angekündigt hat, vom Vater den Heiligen Geist erbeten und empfangen und hat «ausgegossen dies, das ihr sehet und höret» (33). Damit spricht Petrus am Pfingstmorgen im Tempel zum ersten Mal öffentlich aus, was er in der Folgezeit noch oft und immer wieder betonen muss, dass nämlich das, was Israel am Karfreitag, da die Sonne sich tatsächlich in Finsternis verkehrte, als erledigt und beseitigt erachtete, weder beseitigt noch erledigt ist, sondern in göttlicher Kraft weitergeht: Pfingsten ist über Ostern und Himmelfahrt die direkte Fortsetzung des Karfreitags: Der Gekreuzigte, der Totgeglaubte, lebt und ist am Werk. Das ist eine Ansage vorab an die Juden. Sie soll Israel richten, aber nicht vernichten, sondern zur Umkehr und zum Leben rufen. Unverkennbar ist die ganze Tempelrede des Petrus ein heisses Ringen um Israel. Das wird vor allem deutlich aus den Anreden, womit die einzelnen Abschnitte jeweilen beginnen: «Ihr Juden, liebe Männer» (14). «Ihr Männer von Israel, höret» (22). «Ihr Männer, liebe Brüder» (29). Und schliesslich: «So wisse nun das ganze Haus Israel gewiss, dass Gott diesen Jesus, den ihr

gekreuzigt habt, zu einem Herrn und Christus gemacht hat» (36).

Pfingsten ist Gericht. Die Tempelrede des Petrus ist Gerichtsrede; aber zugleich Gnadenangebot. Und dieses Angebot wird nun entweder angenommen oder abgelehnt. Die Nichtempfänger des Heiligen Geistes sind dort auf dem Tempelplatz nicht alle gleich. Es gehören nicht alle zu jenen «anderen, die ihren Spott haben». Es gibt dort auch welche, die den Ausführungen des Petrus still zuhören. Diese erschrecken über die Petrusrede zu Tode. «Da sie das hörten», heisst es, «ging es ihnen durchs Herz» (37); man könnte auch ganz gut übersetzen: «gab es ihnen einen Stich ins Herz». Sie werden so im Innersten erschüttert, wie wenn man etwa bei einem Unglücksfall den Tod auf sich zukommen sieht. Blitzartig geht es ihnen auf, wenn jetzt nicht etwas zu unserer sofortigen Rettung geschieht, dann ist das, was dieser Petrus eben ausgesprochen hat, unser Todesurteil, und zwar nicht nur für einen zeitlichen, sondern für den schrecklichen ewigen Tod. Und so wie man in einem Todesverhängnis noch etwas zu unternehmen versucht, um ihm zu entrinnen, so kommt über ihre Lippen die Frage: «Ihr Männer, liebe Brüder, was sollen wir tun?» (37). Sie möchten etwas tun, oder wenigstens versuchen, etwas zu tun, um jetzt nicht verloren zu sein. Sie möchten lieber nicht zu denen gehören, die Jesus gekreuzigt haben, aber sie haben ja dazugehört, wie können sie von dieser schrecklichen Komplizenschaft loskommen? Sie möchten jetzt umgekehrt zu denen gehören, die an Jesus glauben, die in Jesu Gegenwart leben, in Verbindung zu ihm stehen, und die jetzt, als Bestätigung ihrer Zugehörigkeit zu ihm, die Gabe des Heiligen Geistes empfangen haben. Hinter der Frage «Was sollen wir tun?» steht das Verlangen nach Christus und dem Heiligen Geist. Sie haben zwar den Heiligen Geist noch nicht; aber dass das Wort des Petrus sie trifft, das ist schon eine erste Wirkung des Heiligen Geistes an ihnen. Dass sie jäh den Abgrund

erkennen, in den sie hineingeraten sind, und dass sie darüber zu Tode erschrecken, das kann nur erklärt werden als schon gewirkt durch den Heiligen Geist. Und dass sie nicht mehr zu den Christusmördern, sondern zu den Christusgläubigen und Geistempfängern gehören möchten, auch das hat bereits der Heilige Geist in ihnen ausgerichtet.

Diesen Betroffenen nun erteilt Petrus, getrieben durch den Heiligen Geist, den brüderlichen Zuspruch: «Tut Busse und lasse sich ein jeglicher taufen auf den Namen Jesu Christi, so werdet ihr empfangen die Gabe des Heiligen Geistes» (38). Busse! Wir sehen da wieder einmal in aller Deutlichkeit, was nach der Heiligen Schrift Busse tun heisst. Busse ist nie losgelöstes menschliches Tun. Jene krampfhaften Anstrengungen und finsteren Bemühungen, jenes sentimentale oder büsserisch-verkrampfte Getue ist nicht das, was die Bibel Busse nennt. Der biblische Bussruf steht im Zusammenhang mit einem göttlichen Tun, mit einem Geschehen vom Himmel her, mit einem Ereignis im Reiche Gottes. Damals, als Jesus Christus kam, erhob der Täufer den Ruf: «Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen, darum tut Busse», das heisst, Gottes Herrschaft nimmt jetzt einen Ruck vorwärts, wer dabei sein will, der sehe sich vor und halte sich bereit. Passt auf, dass ihr nicht so am Eigenen klebt und am Alten hängen bleibt, dass, wenn nun das Neue kommt, ihr es am Ende gar nicht beachtet. Seid jetzt bereit, euch von der Gottesstunde, die jetzt angefangen hat und hereingebrochen ist, mitnehmen zu lassen. Das heisst Busse tun: Erkennet, dass die bisherige Richtung, in der ihr liefet, die bisherigen Massstäbe, was euch bisher wichtig oder nebensächlich war, bedenkt, dass das jetzt anders wird. Lasst euch hinreissen und mitnehmen, lasst euch loslösen und wegbringen vom Bisherigen, lasst euch führen in ein Land, das Gott euch jetzt zeigen wird, denn Gott ist jetzt am Werk. Und nun sind die Männer, zu denen hier Petrus redet, ja Juden. Ihnen geht es auf, dass, was seit den Tagen ihrer Väter in Israel ersehnt,

gehofft und erbeten worden ist, nun geschieht. Nun geht es los. Gottes Stein ist im Rollen, Gottes Frühling bricht an. Und es ist offenbar ohne sie losgegangen. Es ist gekommen, und an ihnen vorbei. Sie waren bis jetzt nicht daran beteiligt, das heisst, doch, aber wie! — negativ waren sie dabei. Jetzt soll geerbt werden, und sie haben gemeint, Erben zu sein, und jetzt wird an ihnen vorbeigeerbt. Das darf doch nicht geschehen! Ihr Anteil an Pfingsten, ihr Anteil am ganzen herrlichen Reichsgeschehen ist Schuld, schreckliche, unvorstellbare Schuld. Wo will das alles noch hinaus?

Und Petrus antwortet ihnen: «Tut Busse!» Für sie ist das jetzt Musik. Sie hatten ja schon längst Gelegenheit, es zu hören, schon der Täufer am Jordan hat es ja gerufen. Mit diesem Ruf hat auch Jesus angefangen. Und nun hören sie ihn noch einmal. Sie hören ihn weniger als eine Aufforderung als vielmehr wie ein Angebot, ein erstaunliches, nochmaliges Angebot, eine nochmalige Chance, nachdem sie schon so manche mutwillig verpasst haben. Noch einmal ist es ihnen nun gesagt: «Tut Busse!» Das wird nun ohne Zweifel die letzte Chance sein. Länger zuwarten wäre Gott versucht. Darum, Israel, greif mit beiden Händen zu!

Und taufen lassen dürfen sie sich «auf den Namen Jesu zur Vergebung der Sünden». Den Namen Jesu, den sie bislang gelästert und verflucht haben, sollen sie nun annehmen! Und unter Berufung auf diesen Namen soll ihnen ihre ganze Schuld getilgt sein! Es hat einmal einer den Taufvorgang mit dem Heiraten verglichen. Wenn eine Tochter heirate, dann verliere sie ihren bisherigen Namen und nehme den Namen ihres Mannes an. Und wenn sie Schulden gemacht hat, und wenn sie weitere Schulden macht, gehen die Schulden jetzt auf Kosten ihres Mannes. Das ist jetzt den Juden hier angeboten: Sie sind als Braut vom Bräutigam zur Heirat, zur Übernahme des Namens Jesu eingeladen, und alle Schulden, die sie mitbringen — und man bedenke, welch ungeheuerliche Schuld es ist! —, sollen nun auf den Namen Jesu

überschrieben werden. Den hintersten Rappen will er für Israel bezahlen. So grosszügig ist das Angebot, sich auf den Namen Jesu zur Vergebung der Sünden taufen zu lassen! Israel, greif doch zu! Es ist verständlich, dass Petrus sie fast drängen muss zur Annahme. Das Angebot ist zu kühn, als dass man es fassen kann. Immer wieder versichert ihnen Petrus, dass dem wirklich nun so ist: «Denn euer und eurer Kinder ist diese Verheissung und aller, die ferne sind, welche Gott, unser Herr, herzurufen wird» (39). Sie werden bald noch ganz anders Gelegenheit haben, über Gottes Retterwillen und Grossmut zu staunen, wenn es ihnen dann aufgehen wird, dass nicht nur an Israel, dass auch an die, «die ferne sind», das Angebot ergeht. «Auch mit vielen anderen Worten bezeugte und ermahnte und sprach er: 'Lasset euch erretten aus diesem verkehrten Geschlecht!'» (40).

Schliesslich heisst es: «Die sein Wort gern annahmen, liessen sich taufen; und wurden hinzugetan an dem Tage bei dreitausend Seelen» (41). Da drum geht es, das will der Heilige Geist bezeugen und bewirken, dass man «hinzugetan» wird. Man ist nun nicht mehr allein, man ist nun «dabei», «hinzugetan». Was «dabei sein» heisst, das pflegen Kinder besonders lebhaft zu empfinden. Es gilt hier, zu «werden wie die Kinder». Es gehört zu den seligen Erinnerungen, wenn man als Kind «dabei sein» durfte. Und umgekehrt, nicht dabei sein, aus der Gemeinschaft ausgeschlossen sein. Gemeinschaftsentzug gehört zu den recht eigentlich schmerzenden Kindheitserinnerungen. So darf das Gotteskind «dabei», «hinzugetan» sein. Dass dies schlechthin wunderbare «hinzugetan werden» bei jener ersten Christengemeinde viel realere, sichtbarere und handgreiflichere Gestalt annahm, als das heutzutage bei unseren Kirchgemeinden meistens der Fall ist, das werden wir nun gleich erfahren.

Und hielten alle Dinge gemein

2,[42] Sie blieben aber beständig in der Apostel Lehre und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet. [43] Es kam auch alle Seelen Furcht an, und geschahen viel Wunder und Zeichen durch die Apostel. [44] Alle aber, die gläubig waren geworden, waren beieinander und hielten alle Dinge gemein. [45] Ihre Güter und Habe verkauften sie und teilten sie aus unter alle, nach dem jedermann not war. [46] Und sie waren täglich und stets beieinander einmütig im Tempel und brachen das Brot hin und her in Häusern, [47] nahmen die Speise und lobten Gott mit Freuden und einfältigem Herzen und hatten Gnade bei dem ganzen Volk. Der Herr aber tat hinzu täglich, die da selig wurden, zu der Gemeinde. *Apostelgeschichte 2,42-47*

Als vor Jahren bei der kleinen Ortschaft Ulmiz ein Meteor niederging, eilten auf die Nachricht hin die Leute aus den Dörfern von weit her im Umkreis scharenweise herzu, um sich die seltene Naturerscheinung anzusehen. Ein Stück Himmel, das auf die Erde fällt — so etwas muss man doch gesehen haben! Aber die Neugierigen sahen nichts von der Herrlichkeit des Himmels. Was sie da zu Gesicht bekamen, war ein Gebilde, anzusehen wie ein rauchgeschwärzter Stein, nichts als ein Stück alter, uralter Erde, Stoff von unserem Stoff. Mit Pfingsten aber, das bezeugt uns das gelesene Bibelwort, kam ein Stück wirklichen Himmels auf die Erde, nicht Materie von unserer Materie, sondern Geist, Heiliger Geist. Hier blüht nun ein Beet auf von jenem Garten, nach dem wir auf Erden Heimweh haben, den wir nie mehr vergessen werden, seitdem wir die Geschichte vom Paradies vernommen haben. Hier bricht nun mitten in der Wüste eine Quelle auf, und Wasser von jenem Strom fängt hier an zu fliessen, von dem es in der Bibel heisst, dass die Bäume an seinen Ufern des Jahres zwölfmal Früchte tragen, und wer davon isst, der wird gesund. Hier hat die Erde angefangen,

vom Himmel her zu gesunden. Ein winziges Flecklein gesunden Wirtschaftslebens, gesunder Politik, gesunder menschlicher Gesellschaft — kommt doch und schaut euch das an! — so etwas muss man doch gesehen haben! Manch einer sucht in dieser schönen Sommerzeit irgendwo in der Natur einen stillen Winkel dieser schönen Erde auf, um dort ein wenig Erholung, wenn nicht gar Gesundung zu finden. Wir haben heute mit unserem Kirchgang den schönsten Erdenwinkel aufgesucht: Sooft die Gemeinde sich um Gottes Wort versammelt, schaut sie ein Stück Himmels auf Erden. Da wollen wir jetzt einen Augenblick still werden, daran uns ein wenig freuen und, will's Gott, daran gesund werden —.

Von den 3000 Neugetauften, die am Tag der Pfingsten zu den 120 Gläubigen «hinzugetan» wurden, heisst es nun: «Sie blieben aber beständig in der Apostel Lehre, und in der Gemeinschaft, und im Brotbrechen, und im Gebet» (42). Diese Neubekehrten sind ja noch recht unwissend und hilflos. Von Jesus Christus wussten sie bis jetzt nur Verkehrtes, und dass er sie eben jetzt gerettet hat. Wenn ein Unbekannter mir das Leben rettet, dann wäre es nicht normal, wenn ich nicht das natürliche Verlangen empfände, ihn näher kennen zu lernen. Und nun möchten sie ihren Lebensretter kennen lernen. Die Apostel müssen nichts wie erzählen, erzählen, was sie von Jesus wissen, was ihre Augen gesehen, was sie mit ihren Ohren gehört und mit Händen betastet haben. Sie müssen erzählen von Worten und Taten des Herrn, von seinen Krankenheilungen und Totenauferweckungen, und schliesslich von seinem Weg ans Kreuz und von seinem Ostersieg. Von Christus her will ihnen jetzt ein ganz neues Verständnis dessen aufgehen, was im Alten Testament geschrieben steht. Anstelle der Priester und der Schriftgelehrten sind nun die Apostel ihre Lehrer geworden, ist es doch diesen einfachen Männern vom See durch den Heiligen Geist gegeben, mit neuen Zungen das alte Wort zu reden. Und derselbe Heilige Geist, der ein neues Reden schafft, hat nun offensichtlich

auch ein neues Hören geschenkt. Ein Schwerhöriger hat mir in der Ohrenklinik dieser Tage freudestrahlend erzählt, wie ihm der Spezialist am Ohr ein so genanntes «Fenster» herausgemeisselt habe; diese Operation habe bewirkt, dass sich seine Hörfähigkeit um volle acht Meter gesteigert habe; es gebe aber Patienten, bei denen die Operation zu gar keinem Resultat führe, oder nur zu zwei, drei Metern Zunahme; man habe aber auch schon seltene Fälle gehabt von 25 Metern. Auch diesen Neubekehrten da ist unter der Wirkung des Heiligen Geistes ein Hörfenster aufgegangen. Ihnen ist, als hätten sie bis jetzt überhaupt noch nie gehört; als hörten sie zum ersten Mal in ihrem Leben. Und es sind nicht nur 2 Meter und nicht nur 8 und nicht nur 25 Meter — es ist die Distanz vom Himmel zur Erde, die jetzt für sie überwunden ist. Der ferne Himmel ist für sie ganz nahe gekommen. Was kein Ohr gehört hat, das dürfen sie jetzt hören. Ein noch nie gekanntes Interesse für himmlische Nachrichten, ein fast unvorstellbarer Hunger nach Gottes Wort, ein herrlicher, ein königlicher Appetit für Mitteilungen, die Gott betreffen, ist bei ihnen eingekehrt: «Sie blieben aber beständig in der Apostel Lehre.»

Und sie «blieben beständig in der Gemeinschaft». Es ist ein grosser Tag, wenn einem Menschen aufgeht, was Gemeinschaft heisst. Es ist ihnen aufgegangen, was das heisst, was hier unter zweien Malen erwähnt wird «beieinander sein». Welcher Art diese Gemeinschaft ist? Es gibt einen alttestamentlichen Psalm, der mit den Worten beginnt: «Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu dir; meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott.» Und wenn man diesen Psalm — es ist der 42. — liest, dann erkennt man, dass er von einem frommen Juden gebetet worden ist, der, von Jerusalem nach Babylon verbannt, dort in der Isolierung lebt. Und dieser Verschleppte tröstet sich nun nicht damit, Gott sei ja überall — selbstverständlich ist ihm die Allgegenwart Gottes nicht

unbekannt —, sondern er hat Heimweh nach Gemeinschaft. Heimweh nach Frau und Kindern? Heimweh nach den vertrauten Strassen und Plätzen Jerusalems? nach den «Glocken der Heimat»? Etwas davon war sicher auch mit untermischt, warum sollte es nicht? Aber es war Heimweh nach den Gottesdiensten. Es gelingt ihm nicht, seinen persönlichen Glauben an Gott loszulösen von der Gemeinde der Glaubenden. Er merkt, dass es nicht in Ordnung ist, ein losgetrenntes Glied zu sein. Das ist den Christen am Tag der Pfingsten aufgegangen. Da haben sie gemerkt, was «Gemeinschaft der Gläubigen» ist. Von da an hat ihr Glaube endgültig aufgehört, kirchenlos und ungemeinschaftlich zu sein. Damals ist ihnen die Kirche unentbehrlich geworden, damals hat man angefangen zu bekennen: «Ich glaube an eine heilige allgemeine christliche Kirche, die da ist eine Gemeinschaft der Heiligen.» Sie halten es in der Gemeindelosigkeit nicht mehr aus und merken, dass man alles Mögliche allein sein kann, nur nicht Christ. So wie beim Schwärmen eines Bienenvolkes jede einzelne Biene, die von der so genannten «Traube» abfällt, verderben muss, so spüren diese Christen, dass es ihnen von nun an unmöglich sein wird, in der Vereinzelung zu existieren. So «blieben sie beständig in der Gemeinschaft».

«Und im Brotbrechen.» Das Zeichen dieser neuen Gemeinschaft ist ihnen das «Brotbrechen», wie Lukas geheimnisvoll sagt; wir haben wohl darunter das Abendmahl zu verstehen. Sie feiern es von Pfingsten an täglich. Sie können sich einen Tag gar nicht mehr vorstellen ohne Gang zum Tisch. Warum? In Cäsarea, dort im Hause des römischen Platzkommandanten Cornelius, sagt Petrus von sich und von den übrigen Aposteln: «wir, die wir mit dem Herrn gegessen und getrunken haben seit seiner Auferstehung von den Toten». — Das Abendmahl ist ihnen somit «ein Essen und Trinken mit dem Herrn». Christus hat sich tatsächlich bereit erklärt, auch nach seiner Himmelfahrt alle Tage bei seiner

Gemeinde zu sein bis an der Welt Ende. Und er brächte es niemals über sich, mit leeren Händen zu den Seinigen zu kommen. Er bringt ihnen Wein und Brot. Und im Brot und Wein bringt er ihnen die Frucht seines Kreuzes und die Beute seines Ostersieges, das heisst Schuldvergebung und ewiges Leben. So «essen und trinken sie mit dem Herrn». Und wir begreifen jetzt, warum sie das täglich tun. Ein einziger Tag ohne Abendmahlsgemeinschaft käme ihnen vor wie ein Tag ohne Christus. Darum «blieben sie beständig im Brotbrechen».

«Und im Gebet.» Sie beten ohne Unterlass. Dieses Beten hat, abgesehen davon, dass es der Heilige Geist ist, der da betet, einen menschlichen Grund. Die Apostellehre, die Gemeinschaft und das Brotbrechen sind ihnen nicht selbstverständlich, weder Gewohnheit noch gesicherter Besitz, nein, der Heilige Geist sorgt dafür, dass sie in der geistlichen Armut bleiben. Wohl hat der Geist sie trunken gemacht; aber wo es der Heilige Geist ist, der das tut, da ist es jeweilen eine durch und durch nüchterne Trunkenheit, der Mensch bleibt dabei hellsichtig und berechenbar. Hochmütige Selbstsicherheit, wie sie Neureichen und Schwärmern eigen ist, duldet der Heilige Geist nicht. Diese Männer da wissen, dass der Himmel sich wieder schliessen, das Feuer erkalten, das Licht erlöschen und die Quelle versiegen kann. Ja, die heilige Nüchternheit lässt sie die Gefahren erkennen, die derer am Wegrand lauern, die zum Heil gelangt sind. Die Neugeborenen unter den Gläubigen sind darum der Bitte, des Gebets, der Fürbitte und der Danksagung ganz besonders bedürftig. Wenn Gott eine Gabe gibt, dann sind hundert Hände da, sie uns wieder zu entreissen. Darum bleiben sie im Gebet. Es steht im Urtext ein besonders starker Ausdruck, «bleiben» ist zu schwach wiedergegeben; es ist vielmehr ein zähes Festhalten und Beharren gemeint. Sie haben ein Stück Himmel aufglänzen sehen, von diesem Ort möchten sie sich nicht mehr wegdrängen lassen. Ein Zipfelein

Gottesherrlichkeit ist ihnen in die Hand gegeben, daran gilt es, festzuhalten, so wie das Kind den Faden des Spielballons festhält. Darum bleiben sie im Gebet: «Halte, was du hast, dass niemand deine Krone raube.»

So ist einer der auffälligsten Züge am Bilde der ersten Gemeinde ihre aussergewöhnliche Bedürftigkeit. Apostellehre, Gemeinschaft, Brotbrechen — sie empfangen, empfangen, empfangen. Sie kommen einem vor wie kleine Kinder, die immer wieder trinken müssen, wenn ihre Zeit um ist. Ja sie sind wie junge Vögel im Nest, die ihre Hälse recken und ihre Schnäbel weit aufsperren, wenn die Mutter mit der Nahrung naht. Sie scheinen zusammengesetzt zu sein aus lauter Bedürftigkeit. Als der Heilige Geist zuerst sie berührte, da wollten sie etwas tun — «ihr Männer, liebe Brüder, was sollen wir tun?» —; und jetzt tun sie nichts, als in der Apostel Lehre bleiben, in der Gemeinschaft, im Brotbrechen und im Gebet! Das mag manch einen Aktivisten des zwanzigsten Jahrhunderts enttäuschen. Wenn der Heilige Geist vom Himmel gekommen ist, dann möchte man Taten sehen. Aber, wenn ein derartiger Grad von Bedürftigkeit sich bei uns Menschen einstellt, dass wir mit Aug und Ohr und mit dem Herzen himmelwärts gerichtet und geöffnet sind, dann können Dinge sich ereignen, die menschliches Tun weit überrunden. Wenn es über uns kommt wie die Sonne, wenn es losbricht wie ein Gewitter, dann ist das unverhältnismässig wirksamer als all unser Hantieren mit der Giesskanne.

Aber was geschieht denn nun? Seltsames geschieht: «Es kam alle Seelen Furcht an und geschahen viel Zeichen und Wunder durch die Apostel» (43). Das geschieht. Jetzt fällt Furcht auf alle Seelen, Gottesfurcht. Das ist wohl kaum jene harmlose, bürgerlich-fromme Tugend, die wir in unserer verkleinernden Moralität aus der Gottesfurcht gemacht haben. Gottesfurcht ist Feuer, das vom Himmel fällt. Wenn Gottesfurcht die Seelen ankommt, dann hören wir auf, die Situation zu meistern, und müssen dann fragen: «Was will

das werden?» So haben sie tatsächlich gleich von Anfang an gefragt (2,13). Es will jetzt etwas werden, etwas vom Himmel her. Ein neuer, ein heiliger Respekt vor Gott will nun in der Gemeinde Fuss fassen und um sich greifen. Wo Gottesfurcht sich regt, da sieht sich der Gläubige genötigt, Konsequenzen zu ziehen und Entscheidungen zu treffen. Da bekommt der Glaube umwandelnde Wirkung und Kraft. Gottesfurcht wird zum Gehorsam, zur Inanspruchnahme des ganzen Menschen durch Gott. Und so geschehen Wunder und Zeichen durch die Apostel. Es ist ein offenes Geheimnis, dass bei unseren Gottesdiensten, wenigstens was unser Auge zu sehen vermag, keine Zeichen und Wunder geschehen; dass wir aufgehört haben, die Kirche der Zeichen und Wunder zu sein. Das eigentlich Bedenkliche aber an diesem Zustand ist, dass wir uns weithin daran gewöhnt und damit abgefunden haben. Es scheint uns in Ordnung so, dass es keine Wunder mehr gibt; aber es ist nicht in Ordnung. Ich glaube, wo wir anfingen, und wenn es auch nur zwei oder drei wären, zu bleiben in der Apostel Lehre, und in der Gemeinschaft, und im Brotbrechen, und im Gebet, dann würden die Wunder nicht lange auf sich warten lassen. Die Gottesfurcht ist nicht nur der Weisheit, sondern auch der Wunder Anfang: Wenn alle Seelen Furcht ankommt, dann geschehen Wunder durch der Apostel Hände.

Eine solche, durch die Gottesfurcht gewirkte heilige Nötigung, ein solches Zeichen und Wunder, wird hier nun noch extra erwähnt, es ist eine Art «Wirtschaftswunder», aber es ist mehr als nur das. Der Heilige Geist hat unter anderem auch die Eigenschaft, einen sanften Druck aufs Portemonnaie auszuüben. Er ist, wenigstens von aussen gesehen, eine Art Einbrecher und Dieb. Er bricht in die Häuser ein und in die Kassenschränke. Er greift auf die Sachen, auf die Dinge über, auf die Mobilien und Immobilien: «Wie viele Äcker und Häuser hatten, verkauften sie und teilten mit, soweit jemand in Not war» (45). Aber das geschieht nun nicht von

aussen, nicht als äusserer Zwang, nicht als gewaltsame Nötigung, weder durch die heisse Gewalt der Waffe, noch durch die kalte Gewalt der Verordnung und des Paragraphen, sondern von innen heraus, das eigentliche Wunder ereignet sich in den Herzen der Menschen. Unter der Wirkung des Heiligen Geistes geschieht hier in den Herzen der Menschen Zweierlei:

Einmal passiert es ihnen, dass sie etwas nicht mehr aushalten, was wir Menschen sonst mit Meisterschaft auszuhalten vermögen: Sie ertragen die teuflische Koexistenz zwischen Besitzenden und Besitzlosen nicht mehr. Sie halten es nicht mehr aus, etwas zu haben, während der andere nichts hat. Nicht miteinander zu teilen wird ihnen zur Unmöglichkeit. Sie vermögen nicht mehr, Hunger hart neben Überfluss Ordnung, Gesellschaftsordnung zu nennen. Niemand befiehlt es ihnen. Es ist lediglich eine Wirkung dessen, was jetzt vom Himmel herunter geschieht, wenn es heisst: «Alle aber, die gläubig waren geworden, waren beieinander und hielten alle Dinge gemein.» Der natürliche Selbsterhaltungstrieb und berechnende Egoismus, der das Herz gegen Gott und den Bruder verhärtet, wird ihnen unter der Hitze des heiligen Feuers gleichsam eingeschmolzen. Die Folge davon ist jene «Gütergemeinschaft» in Freude, Frieden und Freiheit, wie sie offenbar als Zeichen und Wunder vom Himmel her auf dieser Erde möglich ist.

Diese «Gütergemeinschaft» ist möglich, weil ein Zweites an ihren Herzen geschieht: Sie müssen keine Sorge mehr haben. Die Sorge ist ihnen weggenommen, die Sorge für den anderen Tag. Eine geradezu atemberaubende Freude und Leichtigkeit bemächtigt sich ihrer. Wenn es nicht der Heilige Geist wäre, der hier am Werk ist, könnte man diesen Zustand geradezu mit Leichtsinn verwechseln. Oberflächlich gesehen, könnte man sie vergleichen mit jenem Völklein, das am Biertisch singt: «Was die Welt morgen bringt, / ob sie uns Sorgen bringt, / Freud oder Leid, / komme, was kommen

mag, / Sonnenschein, Wetterschlag, / morgen ist auch ein Tag, / heute ist heut.» Aber es ist nicht Leichtsinn. Es ist die einfältige Freude darüber, dass Christus heute bei ihnen ist und dass sie mit ihm zusammen an seinem Tisch essen und trinken dürfen. So sind sie Menschen ohne Sorge, Menschen ohne Angst geworden. Als solche beschreibt sie Lukas: «Und sie waren täglich und stets beieinander, einmütig im Tempel, und brachen das Brot hin und her in den Häusern, nahmen die Speise und lobten Gott mit Freuden und einfältigen Herzen, und hatten Gnade bei dem ganzen Volk» (46.47). Menschen, die nicht mehr an sich selber denken müssen, die keine Angst mehr haben, das ist ein Stücklein Himmel auf der Erde.

«Der Herr aber tat hinzu täglich, die da gerettet wurden, zu der Gemeinde.» Aus sündhafter Koexistenz ist eine Gemeinde von Geretteten geworden.

So endet Ausgiessung des Heiligen Geistes schliesslich merkwürdig materiell. Im Tempel, hoch über der Stadt, hebt das heilige Geschehen an, und unten in der Stadt wird es beschlossen. Droben im Bethaus sind die Christen am Pfingstmorgen einmütig beieinander, später sehen wir sie «hin und her in den Häusern». Von «Zungen, zerteilt wie von Feuer», ist zuerst die Rede, zuletzt aber von Dingen, von Gütern und Habe, von Verkauf, von Verteilung und Stillung leiblicher Notdurft. «Sie fingen an zu predigen mit anderen Zungen», und nun scheint die Geistesfülle im Materiellen zu versanden. So scheint schon bei jenem ersten Pfingsten einzutreten, was seither von so vielen Geistesbewegungen gesagt werden muss: «Im Geiste begonnen, im Fleische geendet.»

Gewiss, Pfingsten, das Fest des Heiligen Geistes, endet im Materiellen, endet bei Kleidung und Wohnung, bei Speis und Trank, endet in einer neuen Gemeinschaft, welche die Menschen in den Häusern hin und her in der Stadt miteinander haben dürfen. Aber nicht verflacht und verpufft ist damit

nach der Meinung der frommen Berichterstatter der Heilige Geist, er hat nun einfach seinen ihm entsprechenden Ausdruck, seine ihm gemässe Gestaltung angenommen. Es will uns hier nicht eine bedauerliche Fehlentwicklung gezeigt werden, sondern die ersten Zeugen wollen damit sagen: Seht, dort will's hinaus mit dem Heiligen Geist.

Nicht in Tempeln und heiligen Hallen will er bleiben, er will hinunter in die Strassenschluchten und Hinterhöfe, hinunter in die Mietskasernen und Villen.

So verläuft die Bewegung des Heiligen Geistes in zweifacher Richtung. Zuerst hören wir, dass er «anothen», das heisst senkrecht vom Himmel herab, kommt. Dann aber wird die zweite Bewegungsrichtung des Heiligen Geistes sichtbar, und diese verläuft nun horizontal, dem Boden entlang. Darin unterscheidet sich der Heilige Geist von unserem Geiste. Unser Menschengeist hat etwas Lüpfiges, etwas Ballonartiges, Luftiges an sich, möchte gern nach höheren Regionen streben und in höheren Sphären schweben. Der Heilige Geist aber hat nichts von dieser treulosen Bodenflüchtigkeit an sich. Er bleibt der armen Erde treu, er liebt sie, vom Himmel kommend strebt er der Erde zu. Seine Lieblingsbewegung geht in die unteren, in die untersten Regionen, in die untersten Sphären strebt sein heisses, sein erlösendes Verlangen. So wie jede Flüssigkeit im Gefäss zuunterst zusammenrinnt, so sucht der Heilige Geist seinen Eingang zuunterst, in den ärmsten irdenen Gefässen.

Der süddeutsche Zeichner, Menschenfreund und Christ Daniel Greiner, ein viel zu Unbekannter, hat sich eines Tages vor die Aufgabe gestellt gesehen, ein Pfingstbild zu zeichnen. Und wie sieht das aus? Wir sehen einen Tisch in der Mitte. Dahinter stehen, wie Verkäufer hinter einem Ladenkorpus, zwei Männer. Rings herum liegen Bündel und Ballen, und Menschen drängen herzu mit Körben und Kisten. Frauen tragen riesige Henkelkrüge auf den Schultern. Zwei

Vornehme reichen behutsam schwergefüllte Schmuckkassetten. Die beiden — es sind nämlich die Apostel — haben alle Hände voll zu tun mit Entgegennehmen. Im Vordergrund schreitet ein Bauer mit einem Sack auf dem Rücken herein, und neben ihm springt eine Geiss mit vollem Euter, als wollte auch sie ihren Segen darbieten. Ein seltsames Pfingstbild. Man sieht sich auf den Markt versetzt oder an eine Schifflände. Merkwürdig unfeierlich. Aber so gefällt es dem Heiligen Geist. Er will dort sein, wo die harten Dinge sich stossen im Raum. Er ist alles andere, nur nicht feierlich. Oettinger hat Pfingsten recht verstanden, als er den Satz aufstellte: «Das Ende der Wege Gottes ist die Leiblichkeit.» Pfingsten ist heiliger Materialismus. — So wie der Heilige Geist Feind ist aller Nur-Geistigkeit, so ist er Feind aller Nur-Innerlichkeit. Er begnügt sich nicht damit, einen geistigen Gehalt zu vermitteln, nein, er schafft neue Formen und Verhältnisse. Er hat etwas machtvoll Umgestaltendes und, wo es sein muss, Umstürzendes, ja Revolutionäres an sich. Er anerkennt nie jene geradezu schizophrene Aufspaltung zwischen Geist und Materie. Er erlaubt uns nicht, ihn nur zum Herrn der geistigen Belange zu haben, er will auch der Herr des Materiellen sein. Eifersüchtig wacht er über diesem seinem Totalanspruch. Der Heilige Geist redet uns allenthalben drein, verlangt das Wort in der Verwaltung der Äcker und Häuser, der Wertpapiere, der Aktien, der Sparbüchlein und des Arbeitslohnes. Frei machen will er die Dinge von unserer Umklammerung, und uns will er frei machen von der Umklammerung der Dinge. Er will und kann uns eine unabhängige Haltung geben dem Besitz gegenüber, den wir haben, und dem gegenüber, den wir begehren. Er will und kann uns befreien von den entsetzlichen Folgen dieses Besitzgeistes, von Hader, Hass und Neid, Übervorteilung, Lug und Trug, von Mord und Totschlag, von jenem Geldgeist, der Zahlen addierend über Leichen geht, heute mehr denn je. Der Geldgeist ist mächtig am Werk und will die Völker ins

Massengrab treiben. Der Geldgeist steckt hinter allem, er ist der eigentliche vaterlandslose Geselle. Der Heilige Geist aber ist der geschworene Feind des Geldgeistes. — Wen er einmal ergriffen hat, der Heilige Geist, wer einmal nur ein Tröpflein davon geschmeckt hat, der wird nicht so bald wieder los von ihm. So etwas, was der Heilige Geist dort beim ersten Pfingstvölklein zustande bringt, möchte man doch auch einmal erleben und mitmachen. Dabeisein möchte man da, wo einmal alle, ohne verlogenen Frieden, ohne schlauen Ruf nach Einigkeit, alle wirklich «einmütig beieinander» sind! Da, wo «täglich das Brot gebrochen wird hin und her in den Häusern», so dass «niemand mehr Mangel hatte»! Da, wo sie «täglich im Gebet bleiben», wo sie «mit Freuden und einfältigem Herzen Gott loben», wo kein Neid mehr ist von unten nach oben, keine Angst und kein böses Gewissen mehr von oben nach unten! Da, wo es heisst: «Und sie hatten Gnade bei dem ganzen Volk!»

Und es war ein Mann, lahm von Mutterleib

3,[1] Petrus aber und Johannes gingen miteinander hinauf in den Tempel um die neunte Stunde, da man pflegt zu beten. [2] Und es war ein Mann, lahm von Mutterleibe, der liess sich tragen; und sie setzten ihn täglich vor des Tempels Tür, die da heisst «die schöne», dass er bettelte das Almosen von denen, die in den Tempel gingen. [3] Da er nun sah Petrus und Johannes, dass sie wollten zum Tempel hineingehen, bat er um ein Almosen. [4] Petrus aber sah ihn an mit Johannes und sprach: Sieh uns an! [5] Und er sah sie an, wartete, dass er etwas von ihnen empfinge. [6] Petrus aber sprach: Silber und Gold habe ich nicht; was ich aber habe, das gebe ich dir: Im Namen Jesu Christi von Nazareth stehe auf und wandle! [7] Und griff ihn bei der rechten Hand und richtete ihn auf. Alsobald standen seine Schenkel und Knöchel fest; [8] sprang auf, konnte gehen und stehen und ging mit ihnen in den Tempel, wandelte und sprang und lobte Gott. [9] Und es sah ihn alles Volk wandeln und Gott loben. [10] Sie kannten ihn auch, dass er's war, der um das Almosen gesessen hatte vor der schönen Tür des Tempels; und sie wurden voll Wunderns und Entsetzens über das, was ihm widerfahren war.

[11] Als aber dieser Lahme, der nun gesund war, sich zu Petrus und Johannes hielt, lief alles Volk zu ihnen in die Halle, die da heisst Salomos, und wunderten sich. [12] Als Petrus das sah, antwortete er dem Volk: Ihr Männer von Israel, was wundert ihr euch darüber, oder was sehet ihr auf uns, als hätten wir diesen wandeln gemacht durch unsre eigene Kraft oder Verdienst? [13] Der Gott Abrahams und Isaaks und Jakobs, der Gott unsrer Väter, hat seinen Knecht Jesus verklärt, welchen ihr überantwortet und verleugnet habt vor Pilatus, da der urteilte, ihn loszulassen. [14] Ihr aber verleugnetet den Heiligen und Gerechten und

batet, dass man euch den Mörder schenkte; [15] aber den Fürsten des Lebens habt ihr getötet. Den hat Gott auferweckt von den Toten; des sind wir Zeugen. [16] Und durch den Glauben an seinen Namen hat diesen, den ihr sehet und kennet, sein Name stark gemacht; und der Glaube durch ihn hat diesem gegeben diese Gesundheit vor euren Augen. [17] Nun, liebe Brüder, ich weiss, dass ihr's durch Unwissenheit getan habt wie auch eure Obersten. [18] Gott aber, was er durch den Mund aller seiner Propheten zuvor verkündigt hat, wie Christus leiden sollte, hat's also erfüllet. [19] So tut nun Busse und bekehret euch, dass eure Sünden vertilgt werden; [20] auf dass da komme die Zeit der Erquickung von dem Angesichte des Herrn, wenn er senden wird den, der euch jetzt zuvor gepredigt wird, Jesus Christus, [21] welcher muss den Himmel einnehmen bis auf die Zeit, da herwiedergebracht werde alles, was Gott geredet hat durch den Mund aller seiner heiligen Propheten von der Welt an. [22] Denn Mose hat gesagt zu den Vätern: «Einen Propheten wird euch der Herr, euer Gott, erwecken aus euren Brüdern gleich wie mich; den sollt ihr hören in allem, was er zu euch sagen wird. [23] Und es wird geschehen, welche Seele denselben Propheten nicht hören wird, die soll vertilgt werden aus dem Volk.» [24] Und alle Propheten von Samuel an und hernach, wie viel ihrer geredet haben, die haben von diesen Tagen verkündigt. [25] Ihr seid der Propheten und des Bundes Kinder, welchen Gott gemacht hat mit euren Vätern, da er sprach zu Abraham: «Durch deinen Samen sollen gesegnet werden alle Völker auf Erden.» [26] Euch zuvörderst hat Gott auferweckt seinen Knecht Jesus und hat ihn zu euch gesandt, euch zu segnen, dass ein jeglicher sich bekehre von seiner Bosheit. *Apostelgeschichte 3,1-26*

Nun ist die Publikation im Buchhandel erschienen, die schon seit Wochen angekündigt war und auf die man mit einiger Spannung gewartet hat. Es handelt sich um

wissenschaftliche Tatsachen über die Wirkung der Atomkraft, verfasst von einem französischen Kernphysiker, mit einer Einleitung des kürzlich verstorbenen Albert Einstein. Das 140 Seiten umfassende Bändchen trägt den Titel: «Hat die Stunde H geschlagen?» Die Stunde H ist, je nachdem wir die Atomkraft gebrauchen, entweder die Stunde der Weltkatastrophe oder aber, wie der Verfasser sich ausdrückt, der Anfang «eines wahrhaft goldenen Zeitalters». Dazu ist von der Bibel her anzumerken, dass es noch gar nicht sicher ausgemacht ist, welches von beiden das grössere Unglück wäre: die Weltkatastrophe durch den Atomkrieg oder aber das «wahrhaft goldene Zeitalter» eines Atomfriedens, was doch wohl bedeuten würde, ein noch goldeneres Zeitalter, als das manche Leute bereits haben. Jedenfalls hat Albert Einstein nur zu recht, wenn er in der Einleitung zu diesem aufregenden Büchlein schreibt: «Die entfesselte Macht des Atoms hat alles verändert, nur nicht unsere Denkweisen. Wir brauchen eine wesentlich neue Denkungsart, wenn die Menschheit am Leben bleiben soll.» Denkweise ändern — wesentlich neue Denkungsart —, das ist exakt das, was die Bibel Busse und Bekehrung nennt, was auch Billy Graham an jenem Samstagabend im Radio sagte, wohl das einzige knappe Sätzchen, das wir, denen das Englisch nicht so vertraut ist, haben verstehen können: «To go back to God» — zurückgehen zu Gott. Ob die Stunde H das Weltende sein wird oder «ein wahrhaft goldenes Zeitalter» — in beiden Fällen ist das Eine, das jetzt not tut, «eine wesentlich neue Denkungsart». Das Gebot der Stunde ist Busse und Umkehr zu Gott.

Hat die Stunde H geschlagen? Es steht immerhin noch ein Fragezeichen dabei. Aber eine andere Stunde *hat* geschlagen, ohne Fragezeichen. Und das ist nicht die Stunde des Verderbens, sondern die Stunde der Rettung. Sie hat geschlagen für jeden, der Ohren hat zu hören. «Alle Propheten von Samuel an», so sagt Petrus hier, haben einen Tag angekündigt, und dieser geheimnisumwitterte Tag ist gekommen.

«Einen Propheten wird euch der Herr, euer Gott, auferwecken», so hat es der alte Moses schon gesagt, und das ist jetzt geschehen; dieser Prophet ist jetzt da, und es ist mehr als nur ein Prophet, es ist Christus, der Herr und Erlöser. Zwar nicht von einem «wahrhaft goldenen Zeitalter», wohl aber von einer «Zeit der Erquickung», von einem «gnadenreichen Jahr des Herrn» haben schon die alten Schriften gewusst. Und nun ist diese Zeit der Erquickung da. Christus erklärt das gnadenreiche Jahr als angebrochen und ruft über die Gasse den Leuten zu: «Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.» Sie hat geschlagen, die «rettende Stund'», von der wir im Weihnachtslied singen: «O wie lacht / Lieb aus deinem göttlichen Mund, / Da uns schläget die rettende Stund', / Christ, in deiner Geburt.» Christus hat sich kreuzigen lassen zur Rettung der Welt, und er ist auferweckt worden, «der Tod kann hinfort über ihn nicht herrschen», er ist wahrhaftig auferstanden und «ein Fürst des Lebens». Und Christus hat veranlasst, dass der Geist ausgegossen wurde. Und so wahr das alles geschehen, passiert ist, so wahr wird er wiederkommen, zur «Wiederbringung all dessen, was Gott geredet hat durch den Mund aller seiner heiligen Propheten von der Welt an». Kein Wort von allem, was über diese Erde verheissen ist, wird unter den Tisch fallen. So bedrängend, ja so beklemmend und beängstigend die Frage ist, die da ein Wissenschaftler in unser Geschlecht hineinschleudert — ob die Stunde der Vernichtung geschlagen hat, scheint uns jetzt nicht so wichtig wie diese andere Mitteilung, dass die Christusstunde jedenfalls geschlagen hat.

Der besondere Glanz dieser Stunde und Erquickungszeit liegt über dem gelesenen Kapitel. Die beiden Männer, die da eines Tages, es ist nicht genau ersichtlich, wie lange nach Pfingsten, den Tempelberg hinauf schreiten, sind erfüllt von der Klarheit dieser Stunde. Es ist 15 Uhr, die Tageszeit, da man im Tempel das nachmittägliche Opfer darbringt und

betet. Die Handwerker der Stadt unterbrechen ihre Arbeit und begeben sich hinauf zum Abendsegen. Sie gehen an einem Mann vorbei — wir vernehmen im nächsten Kapitel, dass er 40 Jahre alt ist —, der ist von Mutterleib an gelähmt. Der Mann sitzt da, nicht um zu beten, sondern um zu betteln; dieser und jener wirft ihm ein Almosen zu. Ein Sohn Abrahams und Bettler! Gott hat diesem Volk ein Land verheissen, «das von Milch und Honig überfliesst», und da sitzt ein Bewohner dieses Landes und bettelt! Ein Volk von Söhnen und Erben Gottes, ein Volk von Königen und Priestern soll es sein — und nun muss einer von ihnen betteln! Einst hat man in Israel die Existenz von Bettlern als Schande nicht nur für die Menschen, sondern als Schmach für den «ewig reichen Gott» empfunden. Aber nun hat man sich längst daran gewöhnt, dass es auch im Volk der Verheissung, so wie in jeder anderen Nation, Bettler gab. Ja die Bettler waren mit der Zeit den Frommen geradezu unentbehrlich geworden, eine seltsame Art von Versuchskaninchen, musste man doch eine Gelegenheit haben, seine Frömmigkeit unter Beweis zu stellen. Und so sitzt denn dieser Bettler da an einem der Tempeleingänge. Will Lukas nicht den ganzen Hohn der Situation zum Ausdruck bringen, wenn er unter zweien Malen erwähnt, es sei «die schöne Pforte» gewesen, an welcher er sass? An wie mancher «schönen Pforte» sah man seither Bettler sitzen! Und auf der anderen Seite stehen, gar nicht weit vom Bettler entfernt, die Banken und Wechslertische, an die man sich ja auch gewöhnt hat im Laufe der Jahrhunderte. Schöne Kirchenpforten, Bettler und Banken gehören schliesslich zum anerkannten Inventar dessen, was wir gewohnt sind.

Aber da schreiten nun, wie gesagt, auch Petrus und Johannes an jenem Nachmittag zum Tempel hinauf. So wie man den Bettler an diesem Tag, wie gewohnt, bei der schönen Pforte hingesetzt hatte, so wollen auch die beiden Apostel «um die neunte Stunde, da man pflegte zu beten», eben auch wie

gewohnt, zum Tempel gehen. Etwas anderes haben sie an diesem Tage nicht vor. Gott aber hat heute etwas anderes vor mit ihnen. Der Heilige Geist hat an Pfingsten sich eine Schar erweckt und zubereitet, über die es machtvoll gekommen ist, damit die Gottesverheissungen keine leeren Worte bleiben. Die verheissene Erquickungszeit, das Versprechen des Landes, «das von Milch und Honig überfliesst», hat da doch angefangen, in Erfüllung zu gehen und greifbare Gestalt anzunehmen! Menschenaugen haben da ein Flecklein Erde schauen dürfen, da keiner mehr Mangel haben musste, ein Winkelchen Erde ohne Bettler und Banken, eine Kostprobe von Welt, da Liebe waltet und Gerechtigkeit. Mit dem Glanz dieser neuen Erde in Aug und Herz wird dem Petrus nun auf einmal der Anblick des Bettlers an der «schönen Pforte» störend, ja unerträglich. Er mag ihm schon die Tage zuvor ein Dorn im Auge gewesen sein; heute, diesmal, kommt etwas sicher auch für ihn sehr Ungewohntes über ihn. Getrieben durch die Kraft des Geistes bleibt diesmal Petrus vor dem Bettler stehen und ruft ihm die schwer deutbaren Worte zu: «Sieh uns an!» Vielleicht will er ihm damit sagen: Wir sind einfache Leute wie du und alle hier; «Silber und Gold haben wir nicht», du hast also von uns kein besonders fettes Almosen zu gewärtigen. Wir haben aber etwas anderes. «Sieh uns an», wir haben nichts als ein Wort, eine Botschaft, einen Namen. Freilich, hier ist «Name nicht Schall und Rauch»: «Was ich aber habe, das gebe ich dir: Im Namen Jesu Christi von Nazareth, stehe auf und wandle!» Johann Christoph Blumhardt hat vor hundert Jahren nach dem mächtigen Durchbruch Christi in Möttlingen die Worte niedergeschrieben: «Sooft ich den Namen Jesu schreibe, durchdringt mich ein heiliger Schauer mit freudiger Inbrunst des Dankes.» Dort an der «schönen Pforte» bewirkt der Geist, dass der Jesusname dem Gelähmten buchstäblich durch Mark und Bein fährt. Seine Knöchel werden fest, und die Muskeln straffen sich. Von Petrus vorerst noch gestützt, steht er auf die Füsse,

geht, hüpft und lobt Gott mit lautem Frohlocken. Für ihn ist die Zeit der Erquickung angebrochen. Er soll nun nicht mehr mit seinem Betteln im Lande der Verheissung dem Namen Gottes Schande bereiten, er darf nun beten und arbeiten. Grosses hat ihm Petrus schenken dürfen: mehr als Silber und Gold: die Gesundheit! — und mehr als die Gesundheit: den Namen Jesus, den Namen, welcher zeitliche Heilung, mehr als das, ewiges Heil und Rettung bringt. Das gnadenreiche Jahr des Herrn wird jetzt eingeläutet. Christ, der Retter, ist da.

Ja, was ist nun hier eigentlich passiert? Ein Heilungswunder an einem Einzelnen? Gewiss, das auch. Aber ist das alles? Drüben auf der Schützenmatte (unser bernischer Volksbelustigungspark) pflegen die Budenbesitzer mit Musik die Besucher anzulocken. Was tut doch Gott nicht alles, wenn es gilt, Menschen zu retten! Wie bereit ist er dann jeweilen zur Selbsterniedrigung! Wie die Budenbesitzer ihre Musik, benutzt Gott nun diesen Gelähmten als Lockvogel. Was da vor der «schönen Pforte» sich ereignet, ist ja nur sozusagen Begleitmusik, geht es doch hier um mehr als nur um das Privatglück eines Einzelnen. Gott will ja das ganze Volk dabeihaben, wenn die Stunde der Rettung schlägt, und nicht nur Israel, es geht ihm ja hier um die Rettung aller Völker, um die Rettung der Welt, es geht hier bestimmt auch um deine und meine Rettung. Diese ganzen Vorgänge um den Gelähmten haben, wie das oft der Fall ist im Alten und im Neuen Testament, prophetische Art, umfassende, weit über den Einzelfall hinausgreifende Bedeutung. Schon dass es sich bei dieser Heilung um einen Gelähmten handelt, dazu von Mutterleibe an gelähmt, ist kaum ganz von ungefähr. Seitdem Israel seinen Herrn umgebracht hat, ist es tatsächlich ein Gelähmter. Israel ist stecken geblieben, und das ist nicht einmal eine Überraschung, war es doch von jeher so, sozusagen von Mutterleibe an. War Israel nicht von jeher stark im Bremsen, wenn Gottes Wagen vorwärts rollte? War

es nicht von jeher ein rückhältiges Volk? Wie oft muss Gott es als halsstarriges Geschlecht schelten! Wie gross war von jeher seine Neigung zur Versteifung, zur Verstockung hin! Aber, fragen wir, ist das nur bei Israel so? Wie steht es denn bei uns Christen? Ist das denn nicht die Not vieler, fast aller, die sich einmal auf den Weg gemacht haben, dass sie eines Tages das lähmende Gefühl nicht loswerden: Ich bin stecken geblieben? Wie viel Steckengebliebene hat es wohl heute Morgen hier unter uns Christen, bei denen sich einmal, vor Jahr und Tag, etwas bewegt hat, und nun sind sie wie festgefahren, es geht nicht mehr vorwärts; und da warten wir dann wie Autostöppler (Anhalter) am Wegrand, ob nicht jemand käme und uns mitnähme, wenn auch nicht vollends ans Ziel, so doch wenigstens ein Stück weit. Es wimmelt in unseren Gemeinden hin und her von solch kleingläubigen Autostöpplern. Aber da sagt nun Gott den Steckengebliebenen, den Juden und den Christen, dass er grösser ist als unser Beharrungsvermögen, mächtiger als unser Schwergewicht, das unsere Tritte lähmt. Einen von Mutterleib an Steckengebliebenen, Gelähmten, vermag Gott zum Stehen und zum Gehen zu bringen! Wenn er das damals und dort vermag, wann und wo sollte er es nicht vermögen? So wie einst Christus, es war auch in Jerusalem, einen von Mutterleib an Blinden sehend gemacht hat und dann ausrief: «Ich bin gekommen, auf dass, die da nicht sehen, sehend werden, und die da sehen, blind werden» (Joh. 9), so heilt er hier diesen Gelähmten und ruft sozusagen über den einen Geheilten hinweg uns allen zu: Kommt alle, steht alle auf und wandelt! Nehmt den Weg wieder unter die Füsse. Mit diesem einen Geheilten will der Herr uns allen «Beine machen», Beine zum Aufstehen, zum Umkehren, ja schliesslich Beine zur Auferstehung von den Toten. Das ist es, was hier als Frohbotschaft uns alle angeht. Diese Stunde hat es jetzt geschlagen. Die Stunde der Kirche, in der Zeichen und Wunder geschehen.

Die Rede, die der Apostel Petrus im Anschluss an das Heilungswunder hält, ist in mehr als einer Hinsicht aufschlussreich. Zunächst hat er eine Gefahr abzuwenden, die in solchen Fällen stets zu drohen pflegt, die Gefahr des Bewunderns. Die herbeiströmende Menge möchte nun aus Petrus und auch aus dem Geheilten «Helden des Tages» machen, wir würden heute sagen: Man will sie fotografieren. Petrus kann nur in aller Eile bitten und beschwören: Fotografiert doch nicht uns, nicht mich, nicht diesen Geheilten! Hier müsste nun ein ganz anderer fotographiert werden, einen anderen müsstet ihr in die Illustrierten tun, in die Wochenschauen und in die Spalten der Zeitung; aber den kann man jetzt nicht mehr fotografieren — er ist im Himmel. Was ihr hier seht und hört, das hat Jesus von Nazareth vom Himmel her gewirkt. Auf diese Weise lenkt Petrus die Aufmerksamkeit der Leute von sich und dem Geheilten weg, von den blossen Werkzeugen der Liebe Gottes weg auf ihn, auf den einen Namen, in dem das Wunder geschah, in welchem Heil und Rettung ist.

Das andere, das uns an der Rede des Petrus auffällt, ist der Ton; Petrus schlägt hier einen ungewohnt verbindlichen, fast möchte ich sagen lockenden und werbenden Ton an. Zwar zunächst hat er seinen Hörern einige nackte Tatsachen in Erinnerung zu rufen: Ihr seid es, die ihr Christus umgebracht habt. Ihr habt es getan, obschon der Heide Pilatus ihn schonen und freigeben wollte. Ihr habt einen Mörder frei gebeten, und den Heiland, euren Retter, habt ihr verworfen, das ist scheusslich. Aber dann fällt in der Rede des Petrus unter zweien Malen das Wort «verleugnen». Den Heiligen und Gerechten habt ihr verleugnet. Wir wissen, dass Petrus dabei daran denkt, wie er selber dasselbe getan hat. Wenn aber ihm, dem Erzverleugner, Heil widerfahren ist, dann gibt es keinen Juden und keinen Heiden und auch keinen unter uns, dem nicht auch Rettung widerfahren könnte. Ja Petrus baut ihnen goldene Brücken. Ihr habt es im Unverstand getan, ihr,

und, fügt er ausdrücklich hinzu, und eure Oberen. Dabei denkt er bestimmt an Jesu Wort am Kreuz: «Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.» So erkennet das doch jetzt, sehet es ein, gebt es zu und kehret um, noch ist dazu Zeit und Gelegenheit. Lasset doch diese Stunde nicht ungenutzt verstreichen. Wenn die Stunde H geschlagen hätte, das wäre gewiss ein grosses Unglück, aber unvorstellbar schrecklich wäre es, wenn die Stunde der Rettung vorübergehen würde, und ihr hättet sie nicht schlagen hören. Denn euch hat Gott, so unterstreicht Petrus, den Knecht Jesus auferweckt, zu euch vorab hat er ihn gesandt, euch will er segnen, und wozu? «dass ein jeglicher sich bekehre von seiner Bosheit».

Darin besteht die ganze Dringlichkeit dieser Stunde der Rettung. Dringlicher als alles, was uns über die Stunde H mitgeteilt werden kann, ist, «dass sich ein jeglicher bekehre von seiner Bosheit», dass sich ein jeglicher Christus zuwende. Wir denken hier noch einmal an Albert Einsteins Mahnwort: «Die entfesselte Macht des Atoms hat alles verändert, nur nicht unsere Denkweisen. Wir brauchen eine wesentlich neue Denkungsart, wenn die Menschheit am Leben bleiben soll.» Bekehrung zu Christus ist das Angebot und das Gebot der Stunde. Manchmal will uns dünken, Gott bediene sich heute ganz ähnlicher Lockvögel wie schon damals, um uns zur Heimkehr zu ermuntern. Fällt es euch nicht auch auf, dass ungefähr seit der Zeit, da man im Volk von Atomkraft weiss, dass man seither auch wieder viel mehr, als das früher der Fall war, von Heilungen aus dem Glauben hört und spricht? Noch vor 20 Jahren hätte man bei der Auslegung dieses Kapitels mühsam darlegen müssen, dass es solche Heilungen gibt; heute weiss bald jedes Kind, dass Glaubensheilungen im Bereich der Möglichkeit liegen und tatsächlich auch vorkommen. Ist es nicht fast, wie wenn der liebe Gott diesem verängstigten und mutlosen Geschlecht jetzt sagen wollte: Die Kräfte des Atoms sind entfesselt, gewiss, aber —

. Wenn es in jener Publikation heisst, es sei gar nicht ausgeschlossen, dass schon durch die bis jetzt insgesamt 69 angestellten Atomversuche so viel langsam Zersetzendes und Zerstörendes entfesselt und in die Welt gesetzt worden sei, dass wahrscheinlich der Anfang vom Ende schon begonnen habe — dann will uns der liebe Gott heute sagen: Ihr habt ja gar keine Ahnung, welch gewaltige Kräfte der Rettung seit der Geburt Christi «entfesselt und in die Welt gesetzt sind», und welch unvorstellbare Auswirkungen dieser Segenskräfte unterwegs und im Tun sind! Wenn Gott ausgerechnet im Atomzeitalter die Gabe der Krankenheilung wieder so auffällig reichlich austeilt, kann, darf dann das für uns einen andern Sinn haben als eben den, uns Mut zu machen zur Busse und zur Umkehr? Die Stunde H kann tatsächlich geschlagen haben, um uns in einem Atomkrieg oder in einem «wahrhaft goldenen Zeitalter» zu verderben. Aber durchschlagender als die Stunde jedes Glücks und jedes Verderbens ist die Stunde der Rettung, und diese hat geschlagen. Über allen Schrecken und über allen Wonnen des Atomzeitalters steht der Name Christi. «Und ist in keinem anderen Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen sie sollen gerettet werden.»

Und sie legten die Hände an sie

4,[1] Als sie aber zum Volk redeten, traten zu ihnen die Priester und der Hauptmann des Tempels und die Sadduzäer 2. (die verdross, dass sie das Volk lehrten und verkündigten an Jesu die Auferstehung von den Toten) [3] und legten die Hände an sie und setzten sie ein bis auf morgen; denn es war jetzt Abend. [4] Aber viele unter denen, die dem Wort zuhörten, wurden gläubig; und ward die Zahl der Männer bei fünftausend.

[5] Als es nun kam auf den Morgen, versammelten sich ihre Obersten und Ältesten und Schriftgelehrten gen Jerusalem, [6] Hannas, der Hohepriester, und Kaiphas und Johannes und Alexander und wie viel ihrer waren vom Hohepriestergeschlecht; [7] und stellten sie vor sich und fragten sie: Aus welcher Gewalt oder in welchem Namen habt ihr das getan? [8] Petrus, voll des heiligen Geistes, sprach zu ihnen: Ihr Obersten des Volks und ihr Ältesten von Israel, [9] so wir heute werden gerichtet über dieser Wohltat an dem kranken Menschen, durch welche er ist geheilt worden, [10] so sei euch und allem Volk von Israel kundgetan, dass in dem Namen Jesu Christi von Nazareth, welchen ihr gekreuzigt habt, den Gott von den Toten auferweckt hat, steht dieser allhier vor euch gesund, [11] Das ist der Stein, von euch Bauleuten verworfen, der zum Eckstein geworden ist. [12] Und ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darin wir sollen selig werden.

[13] Sie sahen aber an die Freudigkeit des Petrus und Johannes und verwunderten sich; denn sie waren gewiss, dass es ungelehrte Leute und Laien waren, und kannten sie auch wohl, dass sie mit Jesus gewesen waren. [14] Sie sahen aber den Menschen, der geheilt worden war, bei ihnen stehen und hatten nichts dawider zu reden. [15] Da hiessen sie sie hinausgehen aus dem Rat und handelten miteinander und

sprachen: [16] Was wollen wir diesen Menschen tun? Denn das offenbare Zeichen, durch sie geschehen, ist kund allen, die zu Jerusalem wohnen, und wir können's nicht leugnen. [17] Aber auf dass es nicht weiter einreisse unter das Volk, lasset uns ernstlich sie bedrohen, dass sie hinfort keinem Menschen von diesem Namen sagen. [18] Und riefen sie und geboten ihnen, dass sie sich allerdinge nicht hören liessen noch lehrten in dem Namen Jesu. [19] Petrus aber und Johannes antworteten und sprachen zu ihnen: Richtet ihr selbst, ob es vor Gott recht sei, dass wir euch mehr gehorchen denn Gott. [20] Wir können's ja nicht lassen, dass wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehört haben. [21] Aber sie drohten ihnen und liessen sie gehen und fanden nicht, wie sie sie peinigten, um des Volkes willen; denn sie lobten alle Gott über das, was geschehen war. [22] Denn der Mensch war über vierzig Jahre alt, an welchem dies Zeichen der Gesundheit geschehen war.
Apostelgeschichte 4,1-22

Christus hat einmal gesagt: «So denn ihr, die ihr doch arg seid, könnet dennoch euren Kindern gute Gaben geben, wie viel mehr wird der Vater im Himmel den Heiligen Geist geben denen, die ihn darum bitten!» (Luk. 11,13). Damit ermuntert der Herr seine Gemeinde zur Bitte um den Heiligen Geist und stellt ihr in Aussicht, dass es nicht allein an Pfingsten, vor 2000 Jahren, eine Ausgiessung des Heiligen Geistes gab, sondern dass es bis heute und bis zuletzt Nachgüsse des Heiligen Geistes geben wird, weithin feststellbare und Viele segnende Geisteswirkungen. Wo aber solche bedeutsame Nachgüsse des Geistes geschehen, da ist in der Regel etwas sehr Verborgenes vorausgegangen; da empfanden oft geraume Zeit vorher einige Gläubige durch den Heiligen Geist die stille Nötigung, anhaltend und freudig um den Heiligen Geist zu bitten.

Bei solcher Bitte um den Heiligen Geist aber soll sich die Gemeinde jederzeit bewusst sein, dass es nicht nur ein gutes,

sondern auch ein verkehrtes Gebet um diese höchste aller Gaben gibt. Diese Bitte kann sich bei uns mit allerhand menschlich-allzumenschlichem Planen, Wollen und Wünschen vermischen. Wer eigenwillig um den Geist bittet, soll sich darum auf unliebsame Überraschungen gefasst machen. Ein pensionierter Eisenbahner, der sich in seinen alten Tagen als Amateurgärtner betätigt, hat mir letzthin die tiefen Gräben gezeigt, die ihm der Platzregen mitten durch die Blumen- und Gemüsebeete gerissen hat. So könnte der Heilige Geist, wenn er platzregenartig sich ergiesst, durch manch frommen Blumen- und Gemüsegarten Furchen reissen. Oft genug schon haben eigenmächtige Vorstellungen, die wir uns vom Wirken des Geistes erlaubten, dann zur gegebenen Stunde einen bösen Streich gespielt. Auch der dritten Person Gottes, auch dem Heiligen Geist gegenüber gilt eben das zweite Gebot: «Du sollst dir kein Bildnis, noch irgendein Gleichnis machen.» Um den Heiligen Geist recht bitten heisst: sich Gott ausliefern und willig in Kauf nehmen, was eine Geistausgiessung mit sich bringt. Sicher ist jedenfalls, dass, wo der Heilige Geist wirkt, es menschlich gesprochen recht ungemütlich bis gefährlich werden kann. Das nämlich zeigt uns die Geschichte, die wir heute miteinander gelesen haben.

Petrus und Johannes haben, vom Heiligen Geist ermächtigt, im Tempel jenen von Mutterleib an gelähmten Bettler geheilt. Darüber nachträglich zur Rede gestellt, erklären sie, es handle sich hier um eine Tat des gekreuzigten Jesus von Nazareth; dieser liege nämlich längst nicht mehr im Grab, Gott habe ihn auferweckt. Jene Heilung und die mitfolgende Rede des Petrus verursachen ein ungeheures Aufsehen. Wenn es an Pfingsten geheissen hat, «es wurden hinzugetan bei 3000 Seelen», dann vernehmen wir hier im Anschluss an die Heilung des Gelähmten, die Zahl der Gläubigen sei, offenbar im Zusammenhang mit diesem Heilungswunder, noch einmal erstaunlich gestiegen: «Viele unter denen, die dem Wort

zuhörten, wurden gläubig; und ward die Zahl der Männer bei 5000» (4). Es muss ein erhebender Anblick gewesen sein, der die Jünger lebhaft genug an jene Speisung der 5000 in der Wüste erinnert haben mag, sind doch auch dort vor allem die daran beteiligten Männer erwähnt. Dies Wunder und die daran angeschlossene öffentliche Rede wirken aber nicht auf alle positiv. Die Tempelwache muss zum Einsatz kommen. Petrus wird mitten in seiner Rede jäh unterbrochen und zusammen mit Johannes vom Platz weg verhaftet: «Und legten die Hände an sie und setzten sie ein bis auf morgen; denn es war jetzt Abend» (3). Was die beiden während der Nacht in der Zelle tun, wird nicht verraten, auch nicht, was die Gläubigen unternehmen, welche Zeugen der Verhaftung gewesen sind; wir können es uns aber denken. Sie werden alle gebetet, und dann wohl auch geschlafen haben. Wir aber erfahren hier, dass der Heilige Geist beides wirken kann, was uns gefällt und was uns nicht gefällt, Zuspruch und Widerspruch. Es gehört offenbar von Haus aus zum Heiligen Geist, dass er die Menschen, die er sich als Gefässe und Werkzeuge aussucht, zum Kampf ausrüstet und auf allerhand Widerwärtigkeiten vorbereitet. Damit will natürlich nicht gesagt sein, dass überall, wo Kampf sich einstellt, das dann schon ein bündiger Beweis dafür sein muss, dass der Heilige Geist am Werk sei. Wir wissen, dass es sich bei Petrus und den Aposteln um den guten Kampf handelt. Aber es gab damals, wie wir gleich sehen werden, nicht wenige, die anderer Ansicht waren.

Der Kampf, der den Jüngern im Anschluss an die Heilung des Gelähmten hier verordnet ist, nimmt nun rasch ernsthafte Formen an. Man ruft am anderen Morgen in grosser Eile den Hohen Rat zusammen. Hannas, der alte Exhohepriester, ist dabei. Kaiphas hat den Vorsitz inne. Ausser ihnen werden noch zwei mit Namen genannt, die wir sonst nicht kennen; jedoch durch die Nennung ihrer Namen will offenbar gesagt sein, dass «alles, was in Jerusalem Rang und Namen hat»,

zugegen ist. Damit sehen sich die Apostel vor genau dieselben Männer gestellt, an exakt denselben Platz, an dem einige Monate zuvor ihr Herr zum Tode verurteilt worden war. Draussen im Hof brannte das Lagerfeuer — Petrus war damals von allen guten Geistern verlassen — ein Hahn krähte —. Aber jetzt heisst es: «Petrus, voll des Heiligen Geistes — » (8). Wenn der Heilige Geist über einen Menschen kommt, dann wird es anders. Petrus steht jetzt. Man vermag ihn kaum wieder zu erkennen.

Der Vorsitzende richtet an die Jünger die präzise Frage: «Aus welcher Vollmacht und in wessen Namen habt ihr das getan?» (den Gelähmten geheilt?). Darauf antwortet Petrus sachlich und klar. Er redet die Richter an — Ehre, wem Ehre gebührt — als «Oberste des Volks und als Älteste in Israel» (8). Er will ihnen damit gewiss auch ihre Verantwortung zum Bewusstsein bringen; sie sind nicht Privatpersonen, sie sind jetzt die Vertreter Israels. Dann aber erinnert er freimütig an den ganzen Widersinn dieser Veranstaltung: Sonst, wenn man eingesperrt wird, ist es doch wegen eines Verbrechens; sonst, wenn man vor den Richter geschleppt wird, ist es doch, weil man sich eine Schlechtigkeit zuschulden kommen liess; wir aber stehen hier vor Gericht um einer Wohltat willen, die wir einem armen Menschen erwiesen haben. Und, fährt Petrus fort, wenn ihr schon Rechenschaft darüber fordert, «in wessen Namen wir das getan haben», «so sei euch und allem Volk von Israel kundgetan, dass in dem Namen Jesu Christi von Nazareth, welchen ihr gekreuzigt habt, den Gott von den Toten auferweckt hat, steht dieser allhier vor euch gesund» (10). Über diesen Jesus von Nazareth gibt übrigens, so führt Petrus weiter aus, der 118. Psalm nähere Auskunft, in welchem es heisst: «Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden.» Ihr Bauleute habt den Stein verworfen, als zum Bau untauglich erklärt, aber Gott hat den weggeworfenen zurückgeholt und hat ihn zum Eckstein eingesetzt. So geht Petrus, der Angeklagte, zur

Offensive und Gegenklage über. Und schliesslich wird er gar untolerant, und damit rührt er das heisse Eisen an. Es gebe, so fährt er fort, nur eine einzige Rettung, sowohl für Israel wie für alle Völker. Da wird die Pforte nun eng. Dieses Heil sei der Jesus von Nazareth. Und es gebe nur einen Retter und Messias. Wartet nicht auf einen anderen. Dieser eine ist Jesus von Nazareth. So redet Petrus zu seinen versammelten Richtern. Gottes Hand ist damit Israel und seinen Obersten noch einmal dargeboten. Werden sie sie ergreifen? Eine Stunde der Entscheidung ist hier ganz nah, und es ist mehr als nur eine weltgeschichtliche Stunde. Es geht um Israel. Wie wird die Entscheidung der Obersten und der Ältesten lauten?

Die Wirkung der Rede des Angeklagten auf seine Richter ist zwiespältig. In dem Einen allerdings ist ihrer aller Meinung einhellig: Alle wollen sie von Christus nichts wissen. Daneben aber sind sie ein wenig unsicher geworden: Sie wundern sich, dass «ungelehrte Leute und Laien» so wie Petrus reden können. Aber zu mehr als zur Bewunderung der für Bauern und Handwerker relativ hohen rednerischen Leistung langt es bei allen nicht. Eine gewisse Verlegenheit bereitet ihnen das Unvermögen, die Tatsache der Heilung des Gelähmten aus der Welt zu schaffen. «Sie hatten nichts, dawider zu reden» (14), und «wir können's nicht leugnen» (16). Eine geistliche Obrigkeit bedauert, dass sie «es nicht leugnen kann»! — Offenbar hätten sie gern ein geistliches Communique herausgegeben etwa des Inhalts: Der Fall sei sachverständig und gründlich untersucht worden; es handle sich um einen gemeinen Schwindel. Aber da steht einmal der Geheilte. Dass dieser vorher gelähmt war, das schleckt keine Geiss weg. Alles Volk hat ihn vor der Heilung gekannt und nach der Heilung gesehen. Und dass Petrus öffentlich erklärt hat, die Heilung sei durch den auferstandenen Jesus von Nazareth geschehen, auch das hat alles Volk gehört. Der Fall ist also zu publik, als dass man ihn leugnen könnte. Wenn es

nun offenbar mit Lug und List nicht geht, dann wird man es mit Gewalt versuchen müssen. Sie sind schliesslich die rechtmässige geistliche Obrigkeit. Kraft ihrer Amtsautorität belegen sie die Jünger mit Redeverbot. Dasselbe ist strikte und total. Sie sollen keinen Menschen mehr, und zwar weder öffentlich noch privat, im Zusammenhang mit diesem Namen lehren. Diese Richter haben offensichtlich immer noch nicht gemerkt, dass sie es hier nicht allein mit «ungelehrten Leuten und Laien» zu tun haben, sondern mit dem Auferstandenen selber. Petrus erklärt daraufhin seine absolute Unfähigkeit, dem Redeverbot zu gehorchen. Gott befiehlt zu reden, die Menschen geben Gegenbefehl: «Urteilt ihr selber, ob es vor Gott recht sei, dass wir euch mehr gehorchen als Gott. Wir können's ja nicht lassen, dass wir nicht reden sollten, was wir gehört und gesehen haben» (19.20). Daraufhin werden sie noch einmal eingeschüchtert und auf Wohlverhalten hin entlassen. Die sonst übliche Auspeitschung unterbleibt, was Lukas damit erklärt, dass sie sich vor den 5000 Mann fürchten.

Hier stehen nicht nur einige Richterpersönlichkeiten, hier steht Israel in der Entscheidung. Das heisst, wenn nicht noch ein Wunder geschieht, ist die Entscheidung schon weithin gefallen. Es geht hier um die Frage, ob das Tischtuch zwischen Juden und Christen, zwischen Israel und der Christengemeinde, zwischen Synagoge und Kirche geflickt werden oder aber vollends solle zerschnitten werden. Bis jetzt war es trotz allem noch eine Einheit. Wenn aber ein Tuch einmal angerissen ist, dann reisst es leicht weiter. Seit dem Karfreitag ist es angerissen. Noch hält das Volk zu Christus, noch «haben sie Gnade beim Volk», aber die Priester und Sadduzäer, die Obersten, Ältesten und Schriftgelehrten, Hannas, der Hohepriester, und Kaiphas und Johannes und Alexander, und wie viel ihrer waren (1-6), haben beschlossen, dass Jesus von Nazareth nicht auferstanden sein darf. Beschliesset nur! Jesus ist dennoch auferstanden, wahrhaftig

auferstanden!

Schliesslich noch ein kurzer Blick auf den Geheilten selber. Es ist in unserer Zeit so viel und auf so vielerlei Weise von Heilungen aus dem Glauben die Rede, dass auch da eine kleine Besinnung nicht schaden könnte. Die Bibel lehrt, dass nicht jedem aus dem Glauben Geheilten das an ihm geschehene Wunder zum Segen gereicht. So wie man sich das heilige Abendmahl zum Gericht essen und trinken kann, so könnte einem, bei Missbrauch, auch ein Wunder der Heilung zum Gericht werden. Wohl an diese Möglichkeit denkt der Herr, wenn er einmal sich dahin äussert, es sei besser, lahm oder als Krüppel zum Leben einzugehen als mit gesunden Gliedern in die Hölle. Von Krankenheilungen um jeden Preis weiss also die Bibel nichts. Wenn nicht alle Zeichen trügen, haben wir im Geheilten unserer Geschichte einen vor uns, dem die erfahrene Wunderwohltat zum Segen gereicht. Nichts wäre nämlich näher liegend gewesen, als dass dieser Mann nach seinem 40jährigen Krüppeldasein sich nach der Heilung aus dem Staub gemacht hätte. Aber er bleibt, obwohl sein «Fall» Staub aufwirbelt, bei den Jüngern. Den Richtern wäre nichts willkommener gewesen, als wenn er sich dünn gemacht hätte. Aber er bleibt da, als handfester, als wandelnder, als unbequemer Beweis für das Vorgefallene. An diesem Mann sind also genau genommen zwei Wunder geschehen. Ein kleines, die körperliche Heilung, und ein grosses; er glaubt und erlangt dadurch das ewige Heil. Stumm wie Lazarus nach der Auferweckung steht er da und gibt durch seine Anwesenheit Gott die Ehre. Kranksein oder Gesundwerden ist gewiss wichtig. Aber dass wir, ob gesund oder krank, an den Erlöser glauben und wie dieser Geheilte Gott die Ehre geben, darauf kommt es an.

Und als man sie hatte gehen lassen

4,[23] Und als man sie hatte gehen lassen, kamen sie zu den Ihren und verkündigten ihnen, was die Hohenpriester und Ältesten zu ihnen gesagt hatten. [24] Da sie das hörten, hoben sie ihre Stimme auf einmütig zu Gott und sprachen: Herr, der du bist der Gott, der Himmel und Erde und das Meer und alles, was darinnen ist, gemacht hast; [25] der du durch den Mund Davids, deines Knechtes, gesagt hast: «Warum empören sich die Heiden, und die Völker nehmen vor, was umsonst ist? [26] Die Könige der Erde treten zusammen, und die Fürsten versammeln sich zuhauf wider den Herrn und wider seinen Christus»: [27] wahrlich ja, sie haben sich versammelt über deinen heiligen Knecht Jesus, welchen du gesalbt hast, Herodes und Pontius Pilatus mit den Heiden und dem Volk Israel, [28] zu tun, was deine Hand und dein Rat zuvor bedacht hat, dass es geschehen sollte. [29] Und nun, Herr, siehe an ihr Drohen und gib deinen Knechten, mit aller Freudigkeit zu reden dein Wort, [30] und strecke deine Hand aus, dass Gesundheit und Zeichen und Wunder geschehen durch den Namen deines heiligen Knechtes Jesus. [31] Und da sie gebetet hatten, bewegte sich die Stätte, da sie versammelt waren; und sie wurden alle des heiligen Geistes voll und redeten das Wort Gottes mit Freudigkeit.

Apostelgeschichte 4,23-31

So kam es, dass wir nun die Christen, schon so kurze Zeit nach der Ausgiessung des Heiligen Geistes, unter Redeverbot sehen. Es ist ihnen, wie unser demokratischer Volksmund sich etwas derb und grimmig auszudrücken pflegt, nun ein Maulkorb umgehängt. Solche Maulkörbe in Sachen Gesinnung und Überzeugung haben für unser allgemein menschliches Empfinden immer etwas Peinliches, ja tief Unwürdiges und Unmenschliches an sich. Es mag auch unter den hohen geistlichen Würdenträgern Jerusalems diesen

und jenen gegeben haben, der sich über die Massnahme den ungelehrten Jesusleutchen gegenüber ein wenig geniert hat. Wie immer sie dabei empfunden haben mögen, Tatsache ist, dass sie nun die Jünger, unter Androhung sofortiger Strafmassnahmen im Übertretungsfall, aus der Haft entlassen haben. Das Redeverbot ist, wie wir schon angedeutet haben, auffällig streng, ja, im Grunde genommen, monströs. Der Jesusname soll nicht nur in der Öffentlichkeit, sondern auch hinter Fenstern und Türen verstummen. Kein Zweifel, der Auferstandene soll totgeschwiegen werden. Über die neu eingetretene Situation setzen Petrus und Johannes nach der Haftentlassung hier nun die Gemeinde sofort in Kenntnis: «Nachdem man sie hatte gehen lassen» — heisst es —, «kamen sie zu den Ihren und verkündigten ihnen, was ihnen die Hohenpriester und Ältesten gesagt hatten» (23).

Durch diese Nachricht sehen sich die Christen in jene Enge getrieben und an jenen seltsamen Ort gestellt, wo man entweder verzweifelt oder — glaubt. Es müsste eigenartig zugehen, wenn es jetzt unter uns nicht welche gäbe, die in ihrem Leben auch schon einmal, oder gar mehrere Male, an diesen Ort gestellt worden sind und die jetzt, mit Abstand wenigstens, nachzufühlen vermögen, wie es den Jüngern dort zumute ist. Ja es ist nicht ausgeschlossen, dass es heute, jetzt, unter uns welche hat, die gerade in diesen Tagen durchkosten müssen, was es heisst, in letzter Hilflosigkeit ganz auf Gott geworfen zu sein. Man merkt es denn dem Verhalten der Christen in Jerusalem auch an, was jetzt in ihnen vorgeht; und zwar noch fast mehr an dem, was sie nicht tun, als an dem, was sie unternehmen. Es wird da nicht beraten, was jetzt zu tun sei, ob man einen Gegenangriff unternehmen wolle, nicht erwogen, ob und wie weit man dem Redeverbot gehorsam sein wolle. Da wird auch nicht beratschlagt darüber, wie man sich allenfalls aus dem Netz ziehen könnte, vielleicht durch planmässige Auswanderung oder Flucht. Es gibt Situationen, da alles Erwägen hinfällig wird, weil es

schlechthin keinen Menschenrat gibt. In dieser Situation sehen wir hier die erste Gemeinde. Wenn jetzt Gott nicht eingreift, wenn jetzt nicht ein Wunder geschieht, dann ist es, menschlich gesprochen, aus mit ihr.

Und siehe, das Wunder geschieht. Gott greift ein. Aber anders, als Menschen sich Gottes Wundertaten unter solchen Umständen vorstellen, erdichten und erträumen. Gott hilft den Ratlosen exakt mit dem, was sie jetzt und hier brauchen: Er schenkt ihnen ein Wort. Wenn man einmal befugt wäre, von einem «Wort zur Lage» zu reden, dann hier. Jeder wirklich Gläubige hat schon erfahren, wie das ist, wenn Gott ein Wort gibt. Wie es hier äusserlich dabei zugegangen ist, wird nicht näher ausgeführt. Es könnte sich in irgendeiner Weise ähnlich zugetragen haben, wie es früher in der Brüdergemeine der Brauch war, dass man an irgendeiner Stelle die Bibel aufschlug und sich so von Gott ein Wort geben liess. Wahrscheinlicher ist es, dass einer von den Anwesenden durch Anregen des Geistes dieses Wort empfangen hat und es dann in prophetischer Rede an die Gemeinde weitergab, und dass dabei die ganze Gemeinde einmütig erkannte: Das ist es jetzt! gerade das! Dabei ist zu beachten, dass es nicht ein ganz neues, noch nie bekannt gegebenes Gotteswort ist. Es handelt sich um einen der 150 Psalmen. Sie kennen wohl aus der Synagoge manche davon auswendig. Aber heute ist es, wie wenn sie alle ihn zum ersten Mal im Leben hören würden. Das Wort, das eben jetzt zu ihnen kommt und die Situation hilfreich erhellt, ist der zweite Psalm.

Dieser redet von den Heiden, Nationen und ihren Königen, die sich gegen Gott empören. Aber alle Rebellion gegen Gottes gute Sache ist unnütz, vergeblich. Mögen sie noch so die Köpfe zusammenstecken und miteinander geheimnisseln und ratschlagen, es nützt ihnen nichts. Und wenn sie an der Leine zerren, um sich von Gott loszureissen, auch das nützt ihnen nichts; sie müssen, ob sie wollen oder nicht, an Gottes Leitseil laufen. Und wenn sie meinen, es sei ihnen gelungen,

und alle Welt ihnen zum Erfolg bereits gratuliert, müssen sie hinterher innewerden, dass alles Glück der Gottlosen letztendlich ja doch nur zur Förderung der Sache Gottes beitragen muss. Das steht in jenem zweiten Psalm: «Warum toben die Heiden, und die Völker reden so vergeblich? Die Könige der Erde lehnen sich auf, und die Herren ratschlagen miteinander wider den Herrn und seinen Gesalbten (indem sie sagen): «Lasset uns zerreissen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile.» «Aber», heisst es dann weiter, «aber der im Himmel wohnt, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer.»

So reagiert Gott auf das Redeverbot der Menschen. Er schenkt den Gemassregelten den zweiten, ausgerechnet den zweiten Psalm! Damit ladet er die Gemeinde ein, mit ihm zusammen eins zu lachen. Nicht etwa, dass er damit die Lage verharmlost. Gott sagt nicht, die Feinde seien ja gar keine Feinde. Doch, doch, sie sind Feinde, sogar gefährliche. Sie toben, wüten und drohen und sind imstand, ihre Drohung auszuführen. Aber, der im Himmel wohnt, lachet ihrer, und die Gemeinde soll mitlachen. Von da an liegt eine verhaltene Heiterkeit, ein keineswegs ausgelassenes, aber doch gelassenes Lachen durch die ganze Apostelgeschichte hindurch über allen Trübsalen und Widerwärtigkeiten. (Wir werden ihm noch etliche Male begegnen.) Ja, wo seither in der Kirchengeschichte Christen um ihres Glaubens willen verfolgt wurden, war etwas vom geheimnisvollen Lachen des zweiten Psalmes dabei. Eine ferne Ausstrahlung dieses göttlichen Humors mag sogar nachwirken bis in den schmissig-grimmigen Ausspruch des Weltmannes Heinrich Leuthold: «Lasst uns lachen über Grössen, die keine sind.» Es ist möglich, dass heute einer hier sitzt, der gerade jetzt «nichts zu lachen hat» und unter dem Eindruck steht, es seien Berge, die über ihn fallen, und Hügel, die ihn zudecken, er sieht sich von Eigernordwänden umstarrt, und nun darf er durch die Wirkung des Heiligen Geistes erfahren, dass es ein Lachen über Grössen gibt. Dies Lachen stellt sich ein, wenn einer

durch alles, was ihn umdrängt und umdroht, den Blick auf Gott wieder frei bekommt. Darauf kommt es an, sooft wir hier als Gemeinde uns einfinden, dass wir, so wie das bedrängte Christenhäuflein da, den Blick auf Gott wieder freikriegen. Sie stimmen nicht ein Jammerlied an und brechen nicht in ein Lamentieren aus, sondern es wird ihnen Anbetung Gottes geschenkt. In ihrer nicht beneidenswerten Situation legt ihnen der Heilige Geist ein Loblied auf Gottes Grösse ins Herz: «Da sie das hörten, hoben sie ihre Stimme auf einmütig zu Gott und sprachen: 'Herr, du bist der Gott, der Himmel und Erde und das Meer und alles, was darinnen ist, gemacht hat'» (24). Die Not ist gross, und sie wird bald noch grösser; aber sie können es jetzt fassen, jenes «Grösser als der Helfer ist die Not ja nicht». Das ist das Wunder, das hier geschieht. So ist es, wenn Gott mit seinem Wort eingreift.

Und das Wunder wirkt weiter. Nun ereignet es sich, dass sie aus diesem ihnen geschenkten Psalm heraus den Mut zu drei Bitten bekommen, drei Gebetsanliegen, von denen sich nur schwer sagen lässt, welches von ihnen erstaunlicher sei als das andere; aussergewöhnlich sind sie alle drei. Die erste Bitte lautet: «Und nun, Herr, sieh an ihr Drohen» (29). Man muss sich vergegenwärtigen, dass in der Sprache der Bibel «ansehen» stets bedeutet, gnädig ansehen. Sie müssen weder auf ihre eigene Sicherheit bedacht sein noch sich um ihre eigene Rettung sorgen, was ja hier ganz besonders vordringlich und nahe liegend wäre, nein, sie sind jetzt besorgt um ihre Feinde. Gott möge die Feinde aus ihrem unseligen Drohen, blinden Toben und ohnmächtigen Wüten erlösen. Ihre Feinde sind es, die jetzt der Hilfe, des göttlichen Ansehens bedürfen. Damit ereignet sich hier an ihnen das «Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, tut wohl denen, die euch hassen».

Erst in zweiter Linie erbitten sie dann von Gott auch etwas für sich; aber noch einmal geht es ihnen nicht um die

Erhaltung ihres Lebens; man traut seinen Ohren nicht: Sie bitten nun Gott um die Erlaubnis, den Maulkorb wegwerfen, also das obrigkeitliche Redeverbot übertreten zu dürfen. Hier möchte man ihnen erschrocken zurufen: Haltet ein! Seid ihr denn von Sinnen? Überlegt ihr euch denn nicht, dass ihr um Schläge und Gefangenschaft, um Schmach und Tötung bittet? Aber das, was nur als Wunder begreiflich ist, geschieht; sie bitten Gott um die Erlaubnis und Willigkeit, das verbotene Wort, den bei Todesstrafe verbotenen Jesusnamen auszusprechen: «Und nun, Herr, gib deinen Knechten, mit aller Freudigkeit zu reden dein Wort» (29).

Und erst an dritter Stelle denken sie nun auch daran, wie Gott schon im Alten Bund die Seinigen wunderbar geführt hat, wie er damals am Schilfmeer seine Hand ausstreckte, als Pharao drohte. Sie denken aber auch daran, wie oft und immer wieder sie die Hand Christi, ihres Herrn, ausgestreckt sahen in dieser jüngsten Zeit, dort auf dem stürmenden See, wie manchem Kranken er seine rettende Hand hinstreckte, ja sogar den Toten — und so bitten sie schliesslich: «Strecke deine Hand aus, dass Gesundheit, Zeichen und Wunder geschehen durch den Namen deines heiligen Knechtes Jesus» (30). Nicht Donner und Blitz, nicht Tod und Verderben, nicht Feuer und Schwefel müssen sie über ihre Feinde erbeten, sondern — Gesundheit — «strecke deine Hand aus, dass Gesundheit geschehe…» Hier ahnt man, dass es nicht Menschen sind, die hier eine Gebetsleistung vollbringen, dass also hier kein Anlass zu Menschenbewunderung vorliegt. Nicht diese Leute «können beten». Wenn es so betet, dann betet jeweilen der Heilige Geist. Ach, dass doch der Heilige Geist betete!

Aber nun haben wir hier etwas, für die ganze Apostelgeschichte sehr Wesentliches, noch nicht gesehen. Die Feinde, die es da zu lieben gilt, sind nämlich nicht irgendwelche Menschen. Es geht ja hier nicht um eine allgemeine, abstrakte, sondern um eine sehr spezielle und konkrete

Feindesliebe. Diese Feinde sind ja die Eigenen! Es ist hier ja in Erfüllung gegangen, dass «des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein». Die Feinde sind ja — der Atem könnte einem stocken — die Juden, die Gottlosen sind ja hier — Israel! Im Gebet der Jünger — es ist nebenbei gesagt das erste Gemeindegebet der Christenheit, wovon wir hier Kenntnis bekommen — ereignet sich unter der Wirkung des Heiligen Geistes eine Gruppierung, die man, gesamtbiblisch gesehen, nur als entsetzlich empfinden kann. Israel, das Eigentumsvolk, ist da nun auf einmal mit den Heiden und Gottlosen zusammengeschaut, ja zusammengezählt. Was ihnen der Heilige Geist hier auszusprechen gibt, muss den Jüngern fast die Zunge abgebrochen haben: «Wahrlich, ja, sie haben sich zusammengetan über deinen heiligen Knecht Jesus, welchen du gesalbt hast, Herodes und Pontius Pilatus mit den Heiden — *und*» (man übersehe dieses Bindewort hier nicht!) «*und* dem Volk Israel» (27).

Müsste uns diese offenkundige Auflockerung, diese geheimnisvolle Umgruppierung, die da im Gebet der Jünger im Vergleich zu den Fronten, wie sie im ganzen Alten Testament und besonders deutlich in unserem zweiten Psalm sichtbar sind (hier Israel, dort die Heiden), nicht nachdenklich stimmen? Gibt es unter uns Christen des Abendlandes dieses Fronten-Denken nicht auch? Passiert es uns beim Lesen solch eines Psalmwortes nicht auch, dass auch wir, ohne etwas Böses dabei zu denken, die Leute einteilen in solche, die in die Kirche kommen, und Andere, die seit Jahr und Tag jede Kirche meiden? Und dabei wird uns dann so wohlig und sicher zumute! Hier die weissen Schafe, dort die schwarzen. Aber wenn da eines Tages der Heilige Geist dreinfährt, dann könnten wir noch unsere Überraschungen erleben. Es könnte dann auch einmal heissen: «Was willst du in die Ferne schweifen, sieh, das — Böse liegt so nah!» Wie können wir in der Kirche, so wie sie heute ist, naiv und selbstverständlich die Front des Guten sehen und frisch-fromm-fröhlich

den Kreuzzug gegen die Atheisten und Kommunisten vorbereiten in der Meinung, Gott sei dann ganz bestimmt auf unserer Seite! Solches mag einer unfehlbaren Kirche entsprechen, aber niemals der Kirche Christi, wie die Apostelgeschichte sie uns aus den Tagen des Petrus und Paulus zeigt. Blumhardt ist da bestimmt auf der besseren Fährte, wenn er einmal den Gedanken äussert, im Angesicht der Urgemeinde müsste die heutige Kirche wie jene Witwe im Gleichnis Trauerkleider anziehen und Tag und Nacht zu Gott schreien im Gedanken an all die Geistesgaben, die uns abhanden gekommen sind, nicht ohne unsere Schuld. Witwenkleider anziehen, in Sack und Asche Busse tun, nachdenklich werden darüber, dass es bei uns nicht so ist, wie wir es hier in der Bibel von den ersten Christen hören; erkennen, dass wir, wir in der Kirche vorab, des Arztes und der Gesundung bedürfen, das stände uns besser an als allzu selbstverständliche Schwarz-Weiss-Gemälde und Kreuzzüge gegen die Gottlosen. Und im Übrigen dürfte bekannt sein, wie oft Christus darauf hinweist, dass Erste Letzte sein werden und Letzte Erste. —

Zuletzt steht da noch die Notiz: «Und da sie gebetet hatten, bewegte sich die Stätte, da sie versammelt waren, und sie wurden alle des Heiligen Geistes voll und redeten das Wort Gottes mit Freudigkeit» (31). Warum, warum bewegt sich bei uns die Stätte nicht? Warum bleibt bei uns alles so, ach so — geordnet! Wir beten ja auch — aber wenn wir unsere Bitten mit denen dieser Urchristen da vergleichen, dann kommt uns ein Schämen an; wie klein und hässlich sind sie in der Regel, unsere Bitten, gemessen an diesem Reichsgebet! Und wie steht es heute in der Kirche um Einmütigkeit und Gemeinschaft? Die Trinkbrüder in den Wirtshäusern, sie nicken einander doch wenigstens zu und wünschen sich gegenseitig Gesundheit — wir grüssen einander nicht einmal, wenn wir uns in der Kirche nebeneinander niedersetzen. Und wir predigen und hören Predigten — was bewegt

sich dabei? Wo ist die Kraft der guten Veränderung, die von der Predigt ausgehen müsste? Wäre am Ende bald wieder ein Redeverbot fällig, um uns beten und predigen zu lehren? Oder ist das Redeverbot deswegen gar nicht nötig, weil wir ja seit Jahr und Tag den Maulkorb tragen, den wir freiwillig selber uns aufsetzten und es gar nicht mehr merken, so wie man es schliesslich auch gar nicht mehr merkt, dass man eine Brille trägt? Ach, dass uns das Wort wieder geschenkt würde, das Wort und das Gebet!

Eines ist gewiss, und das macht uns den heutigen Tag zum Sonntag: Der Heilige Geist ist ausgegossen und der Wind weht. Er weht wo er will. Er weht, wenn es sein muss, um die Kirche herum und an der Kirche vorbei. Es ist nachgerade nicht mehr gar so schwer, vor den Kirchtüren, draussen in der Welt, das Brausen des Windes zu hören.

Die Menge aber der Gläubigen war ein Herz und eine Seele

4,[32] Die Menge aber der Gläubigen war ein Herz und eine Seele; auch keiner sagte von seinen Gütern, dass sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemein. [33] Und mit grosser Kraft gaben die Apostel Zeugnis von der Auferstehung des Herrn Jesu, und war grosse Gnade bei ihnen allen. [34] Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn wie viel ihrer waren, die da Äcker oder Häuser hatten, die verkauften sie und brachten das Geld des verkauften Guts [35] und legten es zu der Apostel Füssen; und man gab einem jeglichen, was ihm not war. [36] Joses aber, mit dem Zunamen von den Aposteln genannt Barnabas (das heisst: ein Sohn des Trostes), von Geschlecht ein Levit aus Zypern, [37] der hatte einen Acker und verkaufte ihn und brachte das Geld und legte es zu der Apostel Füssen.

5,[1] Ein Mann aber mit Namen Ananias samt seinem Weibe Saphira verkaufte sein Gut [2] und entwandte etwas vom Gelde mit Wissen seines Weibes und brachte einen Teil und legte ihn zu der Apostel Füssen. [3] Petrus aber sprach: Ananias, warum hat der Satan dein Herz erfüllt, dass du dem heiligen Geist lögest und entwendetest etwas vom Gelde des Ackers? [4] Hättest du ihn doch wohl mögen behalten, da du ihn hattest; und da er verkauft war, war es auch in deiner Gewalt. Warum hast du denn solches in deinem Herzen vorgenommen? Du hast nicht Menschen, sondern Gott gelogen. [5] Da Ananias aber diese Worte hörte, fiel er nieder und gab den Geist auf. Und es kam eine grosse Furcht über alle, die dies hörten. [6] Es standen aber die Jünglinge auf und taten ihn beiseite und trugen ihn hinaus und begruben ihn. [7] Und es begab sich über eine Weile, bei drei Stunden, dass sein Weib hineinkam und wusste nicht, was geschehen war. [8] Aber Petrus antwortete ihr: Sage mir: Habt ihr den Acker so teuer verkauft? Sie

sprach: Ja, so teuer. [9] Petrus aber sprach zu ihr: Warum seid ihr denn eins geworden, zu versuchen den Geist des Herrn? Siehe, die Füsse derer, die deinen Mann begraben haben, sind vor der Tür und werden dich hinaustragen. [10] Und alsbald fiel sie zu seinen Füssen und gab den Geist auf. Da kamen die Jünglinge und fanden sie tot, trugen sie hinaus und begruben sie neben ihrem Mann. [11] Und es kam eine grosse Furcht über die ganze Gemeinde und über alle, die solches hörten.
Apostelgeschichte 4,32 - 5,11

Ohne Zweifel hat es Gott mit dem Wort, das wir da eben miteinander gelesen haben, darauf abgesehen, uns Heimweh zu schenken; Heimweh nicht nach dem «Land, da die Zitronen blüh'n», Heimweh nicht nach dem «Ostseestrand, wo die Möwe schreit und wo der Ginster blüht», auch nicht nach dem «Böhmerwald, wo meine Wiege stand», oder nach dem «Mexico River», bestimmt auch nicht jenes sprichwörtlich gewordene Heimweh des Söldners früherer Jahrhunderte, dessen Blick «zu Strassburg auf der langen Brück' sich nach Süden wendet» — nein, nein, Gott lenkt hier unseren Blick, unsere Gedanken und Herzen in jener Richtung und auf jenes Land, das man im wahren Sinne des Wortes «heilig Land» nennen dürfte; es ist jenes Land und Volk, das einst Petrus mit den Worten beschreibt: «Ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum, das heilige Volk, das Volk des Eigentums», es ist das Heimweh nach dem, was eine Christengemeinde auf Erden wäre und zu sein berufen ist. Es fällt einem hier am griechischen Urtext auf, dass in diesem Abschnitt nun zum ersten Mal in der Apostelgeschichte das Wort «ekklesia», das Wort «Kirche» auftaucht. Es gibt viele Bilder und Bildnisse von der Kirche. Hier wird uns von Gott das Urbild, sozusagen die Mutter aller Kirchen, die Urkirche, gezeigt. Man kann nicht anders, als Heimweh nach ihr haben. Will's Gott spüren wir heute Morgen etwas davon, vom Heimweh nach der Urkirche, nach der wahren

Kirche, nach der Kirche der Zeichen und Wunder!

Was ist die Kirche? Wie sieht das aus, was damals, unmittelbar nach Karfreitag, Ostern und Pfingsten jetzt Kirche genannt wird? Bisher nannte Lukas sie: «Die Jünger», «alle Gläubigen», «die Zahl der Männer», «die Menge der Gläubigen»; was ist es, das er jetzt nicht mehr Zahl oder Menge nennt, sondern «ekklesia»? Kirche? Wir stellen zunächst fest, dass es sich nicht um gläubige Einzelexemplare handelt, sondern um eine Gemeinschaft, eine Gesellschaft, eine Korporation, ein Volk, vielleicht müssten wir zutreffender sagen, ein Völklein. Und dies Gottesvolk ist «ein Herz und eine Seele» (32). Das heisst, sie sind nicht aufgespaltene Individuen, sondern empfinden sich als Einheit, so wie ein Körper eine Einheit von Leib und Gliedern ist. Wenn es einem Glied des Körpers wohl geht, wenn es dem Magen, Herz, Kopf, den Augen, den Ohren, Händen oder Füssen wohl ist, dann ist es allen Gliedern des ganzen Leibes wohl. Und umgekehrt, wenn es einem Glied weh tut, und wäre es auch nur der Weisheitszahn oder die kleine Zehe am linken Fuss, dann wäre der ganze Leib in Mitleidenschaft gezogen. So sind sie dort in der Urkirche ein Körper, «ein Herz und eine Seele». Sie sind Christi Leib. Kann man da anders, als Heimweh bekommen?

Und nun ist's nicht nur eine Gemeinschaft der Gesinnung und der Haltung, sondern eine Gemeinschaft der Verhältnisse. Wer unter ihnen Besitz hat — besitzen kommt von «darauf sitzen», so wie die Henne auf ihren Eiern sitzt —, hält es nicht mehr aus, auf seinem Nest sitzen zu bleiben, sondern er muss aufstehen, er verkauft den Besitz und gibt den Erlös ins Gesamte: «Es war ihnen alles gemein», wie wir schon einmal hörten. Wer Äcker und Häuser hat, verkauft sie; und so wie ein besiegter Soldat die Waffen streckt und zu Füssen des Siegers niederlegt, so legen sie, vom Heiligen Geiste besiegt, den Erlös «zu der Apostel Füssen» (34.35). Und diese Revolution des Heiligen Geistes hat zur Folge,

dass es unter ihnen keine Mangelleidenden mehr gibt: «Man gab einem jeglichen, was ihm not war» (35). «Und war keiner unter ihnen, der Mangel hatte» (34). Ein uraltes Gebots- und Verheissungswort ist damit in Erfüllung gegangen; im 5. Mosesbuch (15,4) heisst es: «Ihr sollt allewege keine Armen unter euch haben.» «Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, / in keiner Not uns trennen und Gefahr», das hat jetzt aufgehört, Phrase zu sein, ist Wirklichkeit geworden. Das ist die Urkirche. Nach ihr muss man Heimweh haben.

Diese Gestalt der Urkirche ist von grosser Einfalt und reiner Torheit. Unser Verstand kommt da nicht mit; im Gegenteil, er meldet Widerspruch an. Menschenvernunft sagt: «Sorge jeder für sich, dann ist für alle gesorgt.» Aber der Heilige Geist antwortet: «Sorge jeder für den anderen, dann erst ist für alle gesorgt.» Und Menschenverstand möchte dieses Völkchen hier zurechtweisen: Denkt ihr denn gar nicht an die Zukunft? an die kranken Tage, ans Altwerden, ans zukünftige Fortkommen eurer Kinder? Aber sie erwidern, des Heiligen Geistes voll: An die Zukunft denken? Eben das tun wir ja, aber es ist nicht unsere, es ist Gottes Zukunft. Der Zukunft Gottes ist ihr Sinnen und ihr Trachten aufgeschlossen und zugewendet. Dies Völklein steht in täglicher Erwartung, dass der Herr wiederkommt. In dieser grossen Erwartung ertrinken alle ihre Zukunftssorgen — bis auf eine: Bereit sein, wenn er kommt. Zugegeben, diese tägliche Naherwartung Christi und seines Reiches ist töricht, gewiss, es ist eine Torheit, sein Leben auf Gottes Zukunft einzustellen und sogar die Besitzverhältnisse nach dieser Erwartung zu regeln. Dabei aber lasst uns nicht vergessen: *Wir* sind hier ja in Wirklichkeit die Gefragten: Ist es etwa gescheit, wie wir es tun? unser ganzes Zukunftsdenken auf Angst einzustellen? Ist es etwa gescheit, seinen lieben langen Lebenstag auf nichts als auf Sicherung bedacht zu sein? Ist es etwa gescheit, wenn schliesslich jeder Einzelne wie in einer Festung lebt, in einem Unterstand, im Bunker, weil vor lauter Angst

keiner mehr dem anderen über den Weg zu trauen vermag? Ist etwa die Atomkriegshölle, die schliesslich als Summe und als Resultat dieses unseres Besitzdenkens über unserer Zukunft hängt, eine besonders gescheite Einrichtung? Wir, die wir heute die sauren Früchte unserer Menschenweisheit kosten, wie können wir immer noch so hoffnungslos sicher sein, dass der Weg der Urkirche ein falscher, ein törichter Weg war? Könnte unser Menschenwitz in Wirklichkeit nicht Dummheit sein? Und dürfte es umgekehrt die göttliche Torheit der Urkirche nicht wert sein, dass man nach ihr Heimweh bekommt? Nun weiss jedermann aus Erfahrung, dass es zweierlei Heimweh gibt, Heimweh nach rückwärts und Heimweh nach vorwärts. Das Heimweh nach dem Gewesenen ist uns freilich bekannter als das nach dem Kommenden. Heimweh nach dem Unwiederbringlichen, nach der so genannten «guten alten Zeit», so wie man etwa Heimweh nach einem Verstorbenen haben kann, nach einem Grab. Dieses süsse Verlangen nach rückwärts ist nicht ungefährlich; auf alle Fälle hilft es nicht. Ist es *das,* was wir meinen, wenn wir von Heimweh nach der Urgemeinde reden? Heimweh nach dem Grab? nach dem, was einmal war und was nie wiederkommt? Dann hätten wir unachtsam oder böswillig überhört, was hier schlicht und gross am Eingang unseres Abschnittes steht: «Und mit grosser Kraft gaben die Apostel Zeugnis von der Auferstehung des Herrn Jesu, und war grosse *Gnade* bei ihnen allen» (33). Nicht ein Begrabener, der Auferstandene ist das Herz und die Mitte der Urgemeinde. Die Kirche der Zeichen und Wunder ist die Schöpfung des Heiligen Geistes. Der Auferstandene aber, und der Heilige Geist, hat seit den Tagen der Urgemeinde nicht aufgehört, schöpferisch zu sein. Er hat seither weitergewirkt, ist nie untätig gewesen. So gab es denn durch die ganze Kirchengeschichte immer «Ein-Herz-und-eine-Seele-Menschen», Heimwehmenschen nach vorwärts. Ich vermute zwar, dass von alledem, was seither in der Welt vom Auferstandenen gewirkt worden ist, keine

zwei Prozent wirklich von der Umwelt bemerkt, verstanden und gar aufgeschrieben worden sind. Es handelt sich hier um ausserordentlich verborgene Vorgänge, die aber als «Salz der Erde» in mannigfachen Streuungen sich auswirkten.

Wir denken dabei an die Klöster der alten Kirche. Sooft Klostersiedlungen nicht kirchliche Machtpositionen und Werkzeuge des klerikalen Beherrschungsapparates waren — welch reiche Segnung ging dann von ihnen aus! Oder man denke an all die zahlreichen Geistbewegungen des frühen Mittelalters, der Waldenser, der Katharer, der Albigenser, der Brüder und Schwestern des gemeinsamen Lebens; und später die Hussiten, die Wicleffiten, die Taboriten, die Täuferbewegung des 16. und 17. Jahrhunderts. Wir denken an die Quäker. Es muss in Nordamerika Hunderte von Zeichen- und Wunder-Gemeinden gegeben haben, von denen man nie etwas erfahren hat, weil sie nie «geschichtlich», nie literarisch und für diese Welt nie dokumentarisch wurden; aber als Salz und Streuung haben sie gewirkt, war ihr Vorhandensein nicht umsonst.

Ja, glauben wir nur, dass der Heilige Geist auch heute wirkt, dass der Auferstandene auch in unserem Jahrhundert am Werk ist. Er wirkt auch heute «Brüder und Schwestern des gemeinsamen Lebens». Ich denke an einen Mann, der, tief erschrocken und vollmächtig, schon nach dem Krieg 1914-18 anfing, nach einer besseren Lebensordnung zu suchen; dieser, Eberhard Arnold ist sein Name, hat dann in Deutschland einen Bauernhof erworben und dort angefangen, zusammen mit Brüdern und Schwestern in christlicher Gemeinschaft zu leben. Er nannte ihn bezeichnenderweise Bruderhof. Dieser wurde schon im Jahre 1934 von Hitler zerschlagen. Seine Insassen mussten auswandern; zeitweilig fanden sie in England Asyl. England hat sie dann — der zweite Weltkrieg war schon ausgebrochen —, mit dem Nötigsten ausgestattet, ins Innere von Südamerika spediert, nach Primavera in Paraguay; dort leben sie seither. Es

schloss sich damals ein Bündner Holzhauer dieser Gemeinschaft an, ein Bergler mit hellem Verstand und lebendigem Glauben. Dieser kam vor einem Jahr auf Besuch. Er hat unter anderem erzählt, dass er jetzt Vater von neun Kindern sei. In der Schweiz wäre er unter diesen Umständen ein böser Fall für die öffentliche Armenpflege, dort ist er ein geachtetes Glied der Gemeinschaft. Es seien jetzt bei 1000 Brüder und Schwestern der Bewegung angeschlossen. Abzweigungen von Bruderhöfen gebe es heute in Deutschland, in England, in Nordamerika, in Uruguay, in Nigeria. Im Bruderhofspital in Paraguay, mitten in einer bettelarmen Bevölkerung, seien letztes Jahr 10'000 Kranke gepflegt worden. Salz der Erde. Streuung von Brüderlichkeit und Schwesterlichkeit als Zeugnis des Glaubens kann von solchen Siedlungen ausgehen.

Aber wir brauchen vielleicht gar nicht so weit zu suchen. Wo einer unter uns anfängt, sich eines Anderen in christlicher Liebe anzunehmen, da wirkt schon eine Spur Salz von diesem Salze. Wir können auch an unsere Diakonissen-Mutterhäuser denken, in denen eine starke Spur von der Urgemeinde her wirksam ist. Aber auch schon in der Familie kann ein «Ein-Herz-und-eine-Seele-Geist» als Salz zur Auswirkung kommen. Und ich erinnere mich an einen bestimmten Fabrikbetrieb. Ein epileptischer Jüngling, der jahrelang den ihm zusagenden Arbeitsplatz nicht finden konnte, und hätte doch so gern sein Brot verdient. Überall scheut man seine Krankheit. Und eines Tages geschieht das Wunder. Es findet sich ein Direktor, und es finden sich ein Abteilungschef und ein Arbeiter. Die drei nehmen sich des Jünglings einträchtig an, scheuen die Verantwortung nicht und betreuen ihn mit geduldiger Menschlichkeit. Sie geben dem Mutlosen das Bewusstsein, ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu sein. Und der Junge blüht sichtlich auf. Ob die Beteiligten sich dessen bewusst sind oder nicht, das ist Geist vom Auferstandenen, das ist Geist vom

Heiligen Geist, Salz von der Urgemeinde.

Schliesslich werden hier noch drei solche Heimwehmenschen extra mit Namen genannt. Einer von ihnen ist ein Levit aus Zypern, namens Joses. Die Apostel, so heisst es, hätten ihm einen Zunamen gegeben, vielleicht am Tag seiner Taufe. Lukas erwähnt in seinem Evangelium im Anschluss an Christi Geburt einen alten Mann mit Namen Simeon, von dem er geheimnisvoll sagt, dieser habe zeit seines Lebens «auf den Trost Israels gewartet». Solche, meist verborgene Leutchen, die auf den Trost Israels warteten, gab es zur Zeit der Geburt des Herrn. Jene Prophetin Hanna gehörte zu ihnen, vielleicht auch dieser oder jener von den Hirten, sicher auch Leute wie Zacharias und Elisabeth und nicht zu vergessen Maria, die Mutter des Herrn. Dem Kreis dieser Wartenden mag auch unser Joses aus Zypern angehört haben, weshalb ihn die Apostel Barnabas nannten, das heisst «Sohn des Trostes». Und nun hat dieser Barnabas in Jerusalem ein Grundstück besessen. Seitdem er aber in Christus den «Trost Israels» gefunden hat, ist das Ziel seines Heimwehs erreicht. Weil er nun kein Bedürfnis mehr empfindet, sein Grundstück zu behalten, geht er hin, verkauft es und «brachte das Geld und legte es zu der Apostel Füssen» (37).

Die beiden anderen Heimweh-Menschen heissen Ananias und Saphira, ein Ehepaar. Ananias heisst «der Begnadete», Saphira «die Schöne». Dieser Begnadete und diese Schöne sind auch beeindruckt von der Kirche der Zeichen und Wunder. Die gemachten Beobachtungen haben ihre Wirkung auf sie nicht verfehlt. Sie bekommen den Eindruck, es handle sich da jedenfalls um eine vortreffliche Sache. Ja es fängt sie an zu gelüsten, in dieser Gesellschaft auch mitzutun. Wen gelüstet es da nicht, wer begreift nicht wenigstens dieses Gelüsten? So streift das grosse Heimweh auch sie, und schliesslich vermögen sie nicht mehr zu widerstehen. Fast sicher hat das Verhalten des Barnabas, wovon in diesem Zusammenhang berichtet wird, schliesslich ihren Entschluss zum

Ausreifen gebracht und ausgelöst. So verkaufen sie denn ihr Grundstück und treten der Gemeinde bei. Aber ach, nun reicht der Flug ihrer matten Überlegungen nicht aus, den Beispielen, die ihnen vorschweben, nachzueifern. Es ist offenbar zu viel Berechnung drin; die göttliche Torheit ist weg; sie werden schuldig. Seltsam. Heutzutage erwartet jedermann Missbrauch von Seiten der Empfänger und Bezüger solch «hochherziger Spenden», die Bibel aber zeigt uns ein Verschulden von Seiten der «edlen Wohltäter und Donatoren». Dabei seien wir uns darüber klar, dass nicht das Versagen der beiden ihre eigentliche Schuld ist, sondern dass sie nicht zu ihrem Versagen stehen. Ihre Schuld ist die Vorspiegelung falscher Tatsachen, mehr als das, die Scheinheiligkeit. Sie haben «nicht Menschen gelogen, sondern Gott». Das ist Heuchelei. Den Ausgang dieser traurigen Geschichte kennen wir; er ist so drastisch beschrieben, dass eine Nacherzählung sich erübrigt. Als es geschah, als sie in die Nähe der «Kraft aus der Höhe» kamen, da seien sie erschlagen worden. Nicht etwa, dass Petrus sie erschlagen hat. Petrus ermahnt und verweist dem Ananias und seiner Frau ihr heuchlerisches Verhalten. Und wie er das tut, geschieht das Furchtbare. Es sei dann «eine grosse Furcht über alle gekommen». Petrus wird der erste gewesen sein, der zu Tode erschrak über das Unbegreifliche und doch Begreifliche, das da unter seinen Händen passiert.

Moralisch kann man dieses Vorkommnis nicht erklären; es ist zu warnen davor, es irgendwie vernünftig verstehen zu wollen. Von all den Fragen aber, die sich hier jetzt aufdrängen können, sind deren zwei für uns wesentlich. Ich möchte sie herausgreifen.

Die eine lautet: Warum wirkt der Heilige Geist nur dort auf diese Weise? Warum reagiert er nur dort so streng? Mit andern Worten, warum gelingt es uns, zu lügen und zu heucheln, ohne dass der Heilige Geist uns auf der Stelle erschlägt? Das heisst: Warum ist unser Dasein in der

christlichen Kirche so harmlos geworden? so ungefährlich, dass wir alles Heilige anrühren und «fingerlen» (unbefugt, respektlos berühren, in die Hände nehmen) können, ohne dass es uns einen Schlag versetzt? Könnte der liebe Gott am Ende den Strom abgestellt haben, so dass die Kirche nur noch ein Leitungsnetz ohne Kraft wäre? Oder, wenn noch Strom drin ist, dass es halt nur noch Schwachstrom wäre? Es heisst von den ersten Christen, sie seien «angetan worden mit Kraft aus der Höhe». Die gleiche Kraft, welche die Urkirche zum Leben erweckt, kann auch schlagen und töten. Warum erweckt und tötet diese Kraft nicht mehr? Das ist eine sehr ernste Frage, die uns ins Bitten und Flehen treibt, ins Bitten um Strom, ins grosse Heimweh nach «Kraft aus der Höhe».

Dann die zweite Frage: Warum wird uns diese Schauergeschichte von Ananias und Saphira überhaupt überliefert? Was will Gott damit? Er muss doch eine Absicht damit haben, dass er solches tut. Da erinnern wir uns daran, dass es eigentlich nur Zweierlei ist, wovor Christus seine Jünger immer wieder mit grossem Ernst warnt und sagt: «Hütet euch davor!»; «hütet euch vor dem Mammon!» und «hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer!»; gemeint ist die selbstgerechte Heuchelei. Die Heuchelei ist in den Augen des Herrn der eigentliche Greuel der Verwüstung in der Kirche. Wie aber sind Ananias und Saphira zu Heuchlern geworden? Das ging doch so zu, dass sie auf die Menschen schauten, auf Petrus und Barnabas und all die leuchtenden Vorbilder, und so, dass sie vor allem auch auf sich selber schauten. Sie haben aber das Eine, was not tut, ganz übersehen, nämlich, dass es hier heisst: «Und mit grosser Kraft gaben die Apostel Zeugnis von der Auferstehung des Herrn Jesu, und war grosse *Gnade* bei ihnen allen» (33). Nur von oben aus der Höhe, von der grossen Gnade her ist die Urkirche begreiflich. Ananias und Saphira aber schauen in der entgegen gesetzten Richtung, sie schauen nach unten, auf sich, auf die

Menschen und begreifen die ganzen Vorgänge in der Urkirche als Leistung, als Höhenweg. Und weil es bei ihnen zu dieser, wie sie meinen, religiös-moralischen Spitzenleistung nicht ausreicht, sehen sie sich genötigt zur Heuchelei. Geht es nicht immer so, dass, wenn wir es nicht wagen, aus der Gnade allein zu leben, nicht aus dem eigenen Werk, dass wir dann fast zwangsläufig zu Heuchlern werden?

Könnte es das sein, was Gott uns da, wo das erste Mal das Wort «ekklesia», Kirche, fällt, sagen will? dass er uns eben das auf diese eindrückliche Weise sagen, es uns gleichsam einbläuen will: Es geht nur aus der grossen Gnade, aus der Gnade allein? Man bedenke doch, wie aller fromme sowohl wie gottlose Versuch, das Paradies und die Seligkeit von unten her zu schaffen, im Verlauf der Welt- und Kirchengeschichte immer wieder mit Tod und Schrecken endete! Wir denken ans späte Mittelalter mit seiner Werkgerechtigkeit — Tod und Schrecken, Inquisition und Scheiterhaufen! Oder wir denken an den Versuch des russischen Bolschewismus, die Menschen von unten her, vom Menschen her glücklich zu machen: Tod und Schrecken, Geheimpolizei und Menschenschändung! Oder wir denken an die Heuchelei dessen, was manche heute noch christliches Abendland zu nennen die Stirne haben: Kreuzzug, Atomterror, Tod und Schrecken auch da!

Das ist das Eine, das sich über die Bedeutung dieser sonst so befremdlichen Geschichte von Ananias und Saphira mit Bestimmtheit aussagen lässt: Diese beiden haben Gott gedient als «Gefässe des Zorns», der Kirche Christi zur immerwährenden Lehr. Wir müssten den beiden eigentlich dankbar sein für den Dienst, den sie hier der Kirche für alle Zeiten erweisen. Es soll hier, gleich hier am Anfang, wo zum ersten Mal das gewaltige Wort «ekklesia» fällt, offenbar exemplarisch festgestellt sein, dass Selbstgerechtigkeit im Abgrund der Heuchelei endet. Die Christen, welche den Todesfall des beklagenswerten Ehepaars erleben, werden gepackt von

«grosser Furcht». «Bei dir ist die Vergebung, dass man dich fürchte.» Mit Ananias und Saphira soll der Kirche Christi für alle Zeiten zugerufen sein: «Sehet an die Güte und den Ernst Gottes!» Grosse Gnade — grosse Furcht.

Ihr habt Jerusalem erfüllt mit eurer Lehre

5,[12] Es geschahen aber viel Zeichen und Wunder im Volk durch der Apostel Hände; und sie waren alle in der Halle Salomos einmütig. [13] Der andern aber wagte keiner, sich zu ihnen zu tun, sondern das Volk hielt gross von ihnen. [14] Es wurden aber immer mehr hinzugetan, die da glaubten an den Herrn, eine Menge Männer und Weiber, [15] also dass sie die Kranken auf die Gassen heraus trugen und legten sie auf Betten und Bahren, auf dass, wenn Petrus käme, sein Schatten ihrer etliche überschattete. [16] Es kamen auch herzu viele von den umliegenden Städten gen Jerusalem und brachten die Kranken und die von unsaubern Geistern gepeinigt waren; und wurden alle gesund.

[17] Es stand aber auf der Hohepriester und alle, die mit ihm waren, welches ist die Sekte der Sadduzäer, und wurden voll Eifers [18] und legten die Hände an die Apostel und warfen sie in das gemeine Gefängnis. [19] Aber der Engel des Herrn tat in der Nacht die Türen des Gefängnisses auf und führte sie heraus und sprach: [20] Gehet hin und tretet auf und redet im Tempel zum Volk alle Worte dieses Lebens. [21] Da sie das gehört hatten, gingen sie früh in den Tempel und lehrten. Der Hohepriester aber kam und die mit ihm waren und riefen zusammen den Rat und alle Ältesten der Kinder von Israel und sandten hin zum Gefängnis, sie zu holen. [22] Die Diener aber kamen hin und fanden sie nicht im Gefängnis, kamen wieder und verkündigten [23] und sprachen: Das Gefängnis fanden wir verschlossen mit allem Fleiss und die Hüter aussen stehen vor den Türen; aber da wir auftaten, fanden wir niemand darin. [24] Da diese Rede hörten der Hohepriester und der Hauptmann des Tempels und andere Hohepriester, wurden sie darüber betreten, was doch das werden wollte. [25] Da kam einer, der verkündigte ihnen: Siehe, die Männer, die ihr ins

Gefängnis geworfen habt, sind im Tempel, stehen und lehren das Volk. [26] Da ging hin der Hauptmann mit den Dienern und holten sie, nicht mit Gewalt; denn sie fürchteten sich vor dem Volk, dass sie gesteinigt würden. [27] Und als sie sie brachten, stellten sie sie vor den Rat. Und der Hohepriester fragte sie [28] und sprach: Haben wir euch nicht mit Ernst geboten, dass ihr nicht solltet lehren in diesem Namen? Und sehet, ihr habt Jerusalem erfüllt mit eurer Lehre und wollt dieses Menschen Blut über uns führen. [29] Petrus aber antwortete und die Apostel und sprachen: Man muss Gott mehr gehorchen denn den Menschen. [30] Der Gott unserer Väter hat Jesum auferweckt, welchen ihr erwürgt habt und an das Holz gehängt. [31] Den hat Gott durch seine rechte Hand erhöht zu einem Fürsten und Heiland, zu geben Israel Busse und Vergebung der Sünden. [32] Und wir sind seine Zeugen über diese Worte und der heilige Geist, welchen Gott gegeben hat denen, die ihm gehorchen. [33] Da sie das hörten, ging's ihnen durchs Herz, und dachten, sie zu töten. *Apostelgeschichte 5,12-33*

Gott statuiert nicht nur Exempel des Gerichts, wie wir an Ananias und Saphira gesehen haben, ihm sind viel lieber Exempel der Gnade. Es gibt kein leuchtenderes Beispiel dafür, dass Gott «barmherzig ist und gnädig, geduldig und von grosser Güte», als das Volk Israel. Wir hören jetzt, welche erdenkliche Mühe sich Gott gibt, um die Juden zu Christus zu führen. Aber wir wollen dabei doch ja die beispielhafte Bedeutung der Juden nicht vergessen. Die Juden sind ja das Exempel, an dem Gott uns vordemonstriert, wie er es nicht nur mit den Juden, sondern mit uns allen meint. Uns alle liebt er so, wie er die Juden liebt.

Und nun ist die Situation hier immer noch so, dass die Jünger von ihrer geistlichen Oberbehörde den Befehl haben, den Namen Jesu zu verschweigen. Was läge für die Jünger näher — sind sie doch immerhin Menschen! —, als dass sie jetzt anfingen, sich in Acht zu nehmen! Sie könnten sich aus der

Öffentlichkeit zurückziehen. Sie könnten im Volk untertauchen, könnten etwa nach Art einer verbotenen politischen Untergrundbewegung den Christusnamen als Flüsterpropaganda weiter tragen. Aber eben dieser jetzt so nahe liegende Rückzug auf die innere Linie wird ihnen hier von Gott versperrt. Dabei geht Gott überraschend, fast ist man versucht zu sagen, höchst originell, vor. Wenn es um Menschenrettung geht, hält sich unser grosser Gott nicht für zu vornehm, sich sogar der Sensation, des Tageslärms, zu bedienen, dessen, was Aufsehen erregt und das Auge der Öffentlichkeit auf sich zieht. Just in jenen Tagen, vernehmen wir da, schenkt Gott den Aposteln eine derartige Fülle von Wunderkräften, dass die Jünger selber nicht wissen, wie ihnen geschieht. «Es geschahen aber viel Zeichen und Wunder im Volk durch der Apostel Hände» (12). Und was hier besonders auffallen muss, diese Vorgänge spielen sich in maximaler Öffentlichkeit ab, in Jerusalem, und nicht irgendwo in der Hauptstadt, sondern im Zentrum, im Tempel, hauptsächlich in einem der geräumigen Lehrsäle, in der so genannten «Halle Salomos».

Die Wirkung bleibt nicht aus. Die Leute lassen sich scharenweise taufen. Wenn vor kurzem noch Zahlen angegeben wurden, dann wird jetzt das Nachzählen offenbar unmöglich: «Es wurden aber immer mehr hinzugetan, die da glaubten an den Herrn, eine Menge Männer und Weiber» (14). «Und das Volk hielt gross von ihnen» (13). Aber, bemerkt Lukas, wenn auch den Jüngern die Bewegung über den Kopf zu wachsen beginnt, so dass sie die Kontrolle zu verlieren drohen, will das doch nicht etwa heissen, dass da nur oberflächlich «hinzugetan», das heisst, drauflos getauft wird. Der Heilige Geist selber sorgt für Ordnung und Zucht. Die «grosse Furcht» über den plötzlichen Tod des heuchlerischen Ehepaars liegt ihnen allen noch in den Gliedern. Der heilige Respekt vor Gottes Walten hält nicht wenige davon ab, sich in die Gemeinde einzudrängen, oder gar

einzuschleichen: «Der andern aber wagte keiner, sich zu ihnen zu tun» (13).

Und nicht nur aus der Stadt, von der ganzen umliegenden Landschaft bringt man jetzt Kranke zu den Aposteln, eine wunderlichschaurige Prozession des Elends bewegt sich der Stadt zu. Unter den Kranken werden vor allem diejenigen hervorgehoben, die «von unsauberen Geistern gepeinigt wurden» (16). So machen die Erlösungskräfte des Auferstandenen vor den Grenzen der unsichtbaren Welt, an den Pforten der Hölle, nicht halt. Ja es kommt schliesslich mit dem Andrang so weit, dass sich Petrus nicht mehr mit dem Einzelnen befassen kann. Nun geschieht es, dass, wenn er die Gassen der Stadt abschreitet und den vor die Häuser hinausgestellten Bahren und Schrägen entlanggeht, dass die Angehörigen der Kranken darauf achten, dass «sein Schatten ihrer etliche überschattete» (15). Petrus fördert dies Vorgehen keineswegs, verbietet es aber in diesem Moment nicht. Jener amerikanische Krankenheiler, der kürzlich in den Städten Europas auftrat, bedient sich einer fragwürdigen Einrichtung, für die er sich zum Teil auf diese Stelle beruft. Man kann ihm Taschentüchlein von Kranken bringen, die er bespricht. Zu ihren kranken Besitzern zurückgebracht, sollen dann Heilungskräfte von ihnen ausgehen. Uns will dünken, es sei ein entscheidender Unterschied, ob Petrus, später in einem Fall auch Paulus, so etwas einmal, deutlich genug ausnahmsweise, durchlassen, so wie ja auch Christi Mantel einmal von jenem blutflüssigen Weib von hinten angerührt wird — oder aber ob man aus dem kleinen Unfug eine regelrechte Methode, eine Praktik, eine bewusst und gewollt ständige Einrichtung und Gepflogenheit macht.

Wesentlich an den ganzen sensationellen Vorkommnissen dort in Jerusalem ist, wie schon angedeutet, der gewaltige Ausbruch der Sache und des Namens Christi in die grosse Öffentlichkeit. Der Hohepriester übertreibt später keineswegs, wenn er feststellen wird: «und sehet, ihr habt

Jerusalem erfüllt mit eurer Lehre» (28). Jesus hat einmal den Jüngern gesagt: «Was ich euch sage ins Ohr, das verkündigt von den Dächern.» Das geschieht jetzt. Es ist, wie wenn Gott es jetzt wollte drauf ankommen lassen. Auf das Redeverbot der Menschen antwortet Gott mit «Verkündigung von den Dächern». Nicht nur die Gassen Jerusalems, auch alle Zufahrtsstrassen zur Stadt sind jetzt voll und widerhallen jetzt vom Namen des Auferstandenen, ähnlich wie seinerzeit am Palmsonntag. Kein Zweifel, Gott hängt jetzt den Namen seines Sohnes an die grosse Glocke. Und es ist nicht falscher Alarm, heisst es doch ausdrücklich: «Und sie wurden alle gesund» (16).

Und, kein Zweifel, Gott ist jetzt machtvoll dran, sein Volk heimzusuchen; aber wenn wir sonst geneigt sind, unter Gottes Heimsuchungen Unglück und Gericht zu erwarten, so vernehmen wir hier, dass er seine Kinder nicht immer nur durch Prügel heimholt, Gott kann auch mit Wohltaten heimsuchen — und was für Wohltaten sind es hier! Man vergegenwärtige sich: Seitdem sie ihm seinen Sohn misshandelt und am Kreuz geschändet haben, hat Gott nicht aufgehört, Freundlichkeit über Freundlichkeit auf die Juden zu häufen. So unglaublich, so erhaben, so heilig gütig ist der Gott, an den wir glauben. Jenes Ehepaar hat er erschlagen, Dutzende, Hunderte aber macht er gesund. Mit der Heilung eines gelähmten Bettlers an der «schönen Pforte» fing er an; das war wie ein erster Tropfen eines grossen Regens — und jetzt regnet es Gottes Güte und Barmherzigkeit in Strömen aufs dürre Land. Wenn das nicht battet (wirkt, funktioniert)! Wenn über solch einer Fülle von Güte den Mördern Christi nicht feurige Kohlen aufs Haupt gesammelt werden! Wer jetzt in Israel Augen hat und nicht sieht, Ohren hat und nicht hört — was mag dann noch über dies Volk kommen müssen! —

Und das Wort wird gesehen und gehört. Aber sie hören und sehen es anders. Sie merken ja nicht, dass Gott jetzt seinen grossen Sonntag einläutet übers ganze Land. Sie meinen,

Feueralarm zu hören, und entsenden die Löschmannschaft. Die Antwort Israels auf Gottes Wunderwohltat ist das Polizeiaufgebot. Die Werkzeuge der Gottesgüte, die Apostel, kommen ins Gefängnis, nun schon zum zweiten Mal. Es wird sich diesmal nicht nur um Petrus und Johannes gehandelt haben. Wo will das hinaus? Wird Gott sich diese Herausforderung bieten lassen? Wird er jetzt mit Feuer und Schwefel über Jerusalem antworten wie einst über Sodom und Gomorra? So fragen wir in kaum mehr beherrschter moralischer Entrüstung über den Undank der verstockten Juden. Fragen wir lieber nicht zu laut! — Gott aber hat tatsächlich nicht im Sinn, seinen väterlichen Kampf um Israel, seinen ältesten Sohn, aufzugeben. Nun entschliesst sich Gott noch einmal zu einem ausserordentlichen Schritt, noch einmal zu einer Sensation. In welcher Weise, werden wir gleich sehen.

Im Alten Testament schon ist von Zeit zu Zeit von einem besonderen, vereinzelten Engel die Rede; er pflegt dann kurz «der Engel des Herrn» zu heissen. Gott pflegt diesen Engel nur sparsam einzusetzen, als eine Art Spezialisten, und zwar auffälligerweise immer dann, wenn seinem Volk Israel äusserste Gefahr droht und wenn es gilt, diese Gefahr von seinem Bundesvolk abzuwenden. Am Roten Meer tritt dieser «Engel des Herrn» schützend zwischen Israel und das verfolgende Heer der Ägypter. Einmal, da einer mit Namen Bileam die Israeliten verfluchen soll, vertritt ihm der «Engel des Herrn» den Weg. Zur Zeit der Richter begegnet er einem Gideon, später, zurzeit von Ahab und Isebel, stärkt er den ermatteten Gottesmann Elia. Diesen «Engel des Herrn» setzt Gott auch einige Male in der Apostelgeschichte ein. Es ist hochbedeutsam, dass er auch hier, wo Israel die Gefahr des endgültigen Abfalls droht, zum Einsatz kommt. In der Nacht befreit er die inhaftierten Apostel; wie, wird nicht des näheren ausgeführt. Für sie selber kommt das völlig unerwartet. Sie sind aufs Schlimmste gefasst, hat ihnen doch ihr Herr

einst in Aussicht gestellt, dass er sie «wie Schafe mitten unter die Wölfe sendet». Sie rechnen mit dem Tod. Dass ihre Befreiung durch den Engel des Herrn für sie nur einen Aufschub des Martyriums bedeutet, geht deutlich aus dem Befehl hervor, den der jenseitige Bote ihnen zu überbringen hat. Dieser tönt fast militärisch knapp: «Gehet hin, tretet auf, und redet im Tempel zum Volk alle Worte dieses Lebens» (20). Also nicht verstecken sollen sie sich, sondern hingehen, auftreten und reden. Als nach dieser Nacht beim Erscheinen der Morgenröte wie gewohnt der Tempel geöffnet wird, sind die Befreiten dort zugegen. Dort werden sie im Verlauf des Vormittags vom Tempelhauptmann höflich ersucht, vor dem unterdessen versammelten Hohen Rat zu erscheinen. Man wagt nicht, öffentlich mit Gewalt gegen sie vorzugehen, weil man allen Ernstes fürchten muss, das Volk könnte zur Steinigung der Gerichtsdiener sich hinreissen lassen. Da, vor dem Hohen Rat Israels, will Gott seine Apostel haben. Da sollen sie «auftreten und reden». So ringt Gott um die Seele der Juden, die ihm den Sohn gekreuzigt haben.

Das Verhör ist diesmal auffallend kurz. Auf die Frage, warum sie das Redeverbot gebrochen hätten, rechtfertigt sich Petrus schlicht mit der Erklärung: «Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen» (29). Dieser berühmte Satz überzeugt jeden, der ihn hört. Selbstverständlich muss man Gott mehr gehorchen als den Menschen. Wer sollte da nicht zustimmen? Schwieriger wird das Wort in der praktischen Anwendung. Es heisst immerhin nicht, man solle den Menschen überhaupt nicht gehorchen. «Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.» Nur wenn der Wille Gottes und der Wille der Menschen sich widersprechen, wenn einer vor die bittere Wahl gestellt ist, Gott zu gehorchen und den Menschen nicht, dann ist die so genannte Bekenntnislage vorhanden. Aber wann ist das der Fall? wann nicht? Kann man seinem Gewissen hundertprozentig trauen? Gibt es nicht auch ein irrendes Gewissen? Hat nicht schon

mancher etwas schnellfertig sich dieses Wortes bedient und nicht bedacht, dass er seinen Steckkopf oder die Stimme des Verklägers mit Gott verwechselt hat? Und wie soll man es erst dem anderen überzeugend sagen können, dass man nun eben in der misslichen Lage sei, Gott gehorchen zu müssen und nicht den Menschen? Auf alle Fälle ist es nicht gut, wenn man ohne grosse Bedrängnis und Gewissensnot von diesem Wort Gebrauch macht. Petrus steht vor den Menschen völlig ungerechtfertigt und ungeschützt da. Dass er im Auftrag und in der Vollmacht Gottes handelt, das weiss er, Gott hat ihm eben in jenen Tagen genügend Zeichen gegeben. Aber beweisen kann er das den Richtern nicht.

Und Petrus scheint sich dieser seiner Ungeschütztheit voll bewusst zu sein. Es fällt auf, dass er kein Wort erwähnt von den zwei vorausgegangenen Zeichen, weder von den sensationellen Heilungen, noch vom nächtlichen Eingreifen des Engels. Sie würden ihm ja doch nicht glauben. Er erinnert schlicht an das, was in Jerusalem am Karfreitag in aller Öffentlichkeit sich zugetragen hat: Sie, seine Richter, vor denen er jetzt als Angeklagter steht, haben Jesus «erwürgt und an das Holz gehängt». «Der Gott unserer Väter aber hat ihn auf erweckt und hat ihn zu seiner rechten Hand erhöht» (30.31). Und jetzt ist ihnen, den Mördern, nicht göttliche Rache und Vergeltung, nicht Tod und Verderben angedroht, sondern der Auferstandene und Erhöhte ist der «Fürst und Heiland, zu geben Israel Busse und Vergebung der Sünden» (31). Das stellt Petrus fest in der schlichten Vollmacht des Heiligen Geistes. «Wir sind seine Zeugen über diese Worte, (wir) und der Heilige Geist, welchen Gott gegeben hat denen, die ihm gehorchen» (32). Also Busse und Vergebung ist ihnen für den begangenen Mord an Christus angeboten, Busse und Vergebung als königliche Gottesgabe. Der Fürst und Heiland ist bereit, Israel für den Karfreitag Busse und Vergebung zu gewähren. Warum greifen die Juden nicht zu? Was hindert sie, dass sie noch zögern? Kann man denn da

anders als annehmen, danken, niederfallen und anbeten?

Israel aber nimmt nicht an, dankt nicht, fällt nicht nieder, betet nicht an, sondern es heisst: «Da sie das hörten, ging's ihnen durchs Herz, und sie gedachten, sie zu töten» (33). So hiess es auch an Pfingsten, als viele, die der Rede des Petrus zuhörten, das Gottesgeschenk der Busse annahmen. Hier aber ist es nicht Einsicht und heilsames Erschrecken, hier ist es Wut und Empörung, was ihnen «durchs Herz geht»; es heisst wörtlich: «es zersägte ihnen das Herz». «Und sie gedachten sie zu töten.» Wird Gott auch jetzt noch Feuer und Schwefel zurückhalten? Fragen wir nicht zu laut, nicht zu zornig, es könnte uns sonst eines Tages gereuen. Wohl sind hier die Sadduzäer und Pharisäer, die Bibelgelehrten, die Priester und Laienältesten der Juden die zunächst Fehlbaren. Aber wir? sind wir hier nur die gerechten Zuschauer, die unbeteiligten Reporter, Volk auf der Tribüne? Wenn Martin Luther sagt, «dies Stück gilt den falschen Geistlichen», dann ist er offenbar der Ansicht, dass es diese «falschen Geistlichen» nicht nur unter den Juden gibt. Wenn wir hier einen tiefen Blick tun in die Werkstatt der Güte Gottes, dann entspricht doch dem, dass wir hier ebenfalls einen tiefen Blick tun in menschliche Art und Verhalten. So uneinsichtig, so unbussfertig kann ein Mensch sein, ein frommer Mensch. Man kann hier nur zutiefst erschrecken über die Befangenheit und Herzenshärte, deren wir Menschen fähig sind, über die schauerliche Macht des Irrtums gerade auch dann, wenn wir geistliche Menschen sind wie jene geistlichen Herren Richter.

Man fragt sich etwa einmal, wie es um uns Christen stehe, die wir uns heutzutage am Sonntagmorgen in Kirchen einzufinden pflegen. Sind wir ganz sicher, dass wir auf dem richtigen Bahnsteig eingestiegen sind, dass wir nicht «falsche Geistliche» sind? Könnten wir als Kirchgänger nicht in manchen Stücken blind sein, und wir auf den Kanzeln «blinde Blindenführer»? Wenn wir dem Wahn frönten, es

gebe unfehlbare Ämter und Würden, dann müssten uns hier die Augen aufgehen. Das Volk, das ungelehrte und unwissende Volk, hat hier, das muss der Gerechtigkeit halber angemerkt werden, mehr Erkenntnis als die höchsten geistlichen Würdenträger Israels. Könnte es nicht sein, dass wir abendländische Christen, zusammen mit unserem ganzen Geschlecht, unter Führung des evangelischen Weltkirchenrates und des katholischen Papstes unmerklich, Schritt für Schritt, langsam, aber sicher uns auf verkehrter Fahrt befinden und uns einem Verhängnis nähern?

Immerhin das ist uns heute wieder einmal mehr klar geworden: Gott ist gütig. Gott erwartet sehnlichst und dringlich, dass uns diese seine Güte zur Busse ruft und weckt.

Da stand auf im Rat ein Pharisäer mit Namen Gamaliel

5,[34] Da stand aber auf im Rat ein Pharisäer mit Namen Gamaliel, ein Schriftgelehrter, in Ehren gehalten vor allem Volk, und hiess die Apostel ein wenig hinaus tun [35] und sprach zu ihnen: Ihr Männer von Israel, nehmet euer selbst wahr an diesen Menschen, was ihr tun sollt. [36] Vor diesen Tagen stand auf Theudas und gab vor, er wäre etwas, und hingen an ihm eine Zahl Männer, bei vierhundert; der ist erschlagen, und alle, die ihm zufielen, sind zerstreut und zunichte geworden. [37] Darnach stand auf Judas aus Galiläa in den Tagen der Schätzung und machte viel Volks abfällig ihm nach; und der ist auch umgekommen, und alle, die ihm zufielen, sind zerstreut. [38] Und nun sage ich euch: Lasset ab von diesen Menschen und lasset sie fahren! Ist der Rat oder das Werk aus den Menschen, so wird's untergehen; [39] ist's aber aus Gott, so könnet ihr's nicht dämpfen; auf dass ihr nicht erfunden werdet als die wider Gott streiten wollen. [40] Da fielen sie ihm zu und riefen die Apostel, stäupten sie und geboten ihnen, sie sollten nicht reden in dem Namen Jesu, und liessen sie gehen. [41] Sie gingen aber fröhlich von des Rats Angesicht, dass sie würdig gewesen waren, um seines Namens willen Schmach zu leiden, [42] und hörten nicht auf, alle Tage im Tempel und hin und her in Häusern zu lehren und zu predigen das Evangelium von Jesu Christo. *Apostelgeschichte 5,34-42*

Wenn dieser Gamaliel wüsste, was er hier tut, es würde ihm schwarz vor den Augen; ja es müsste ihm widerfahren was dem Ananias und der Saphira, die schlagartig den Geist aufgaben. Aber Gamaliel ist sich offenbar der Tragweite dessen, was jetzt geschieht, nicht voll bewusst. Er ist nämlich der Mann, der in entscheidender Stunde, den Massgeblichen unter den Juden geholfen hat, den Dreh zu finden um Jesus

herum. Das ist sein verhängnisvolles Verdienst. Als Johannes der Täufer aus dem Gefängnis an Christus die Frage richtete: «Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir eines anderen warten?», da liess ihm der Herr die Antwort zukommen: «Gehet hin und saget Johannes, was ihr sehet und höret», und hat ihn dann auf all die Zeichen und Wunder aufmerksam gemacht, die geschahen, lauter deutliche Anhaltspunkte dafür, dass hier der Messias am Werk war. Und all diese messianischen Zeichen haben sich dann verdichtet zu dem einen, zum «Zeichen des Jona», wie Jesus es einmal nennt, womit er seinen Kreuzestod und seine Auferstehung meinte. Seit der Auferstehung Christi und vor allem seit dem Pfingstereignis haben sich die mannigfaltigen Lebenszeichen Christi derart gemehrt und gehäuft, dass ein Blinder sie sehen muss, dass ein Tauber sie hören oder riechen kann. Aber Gamaliel riecht immer noch nichts. Gamaliel hat Augen und sieht nicht, hat Ohren, ohne zu hören. Darum gibt er den Rat, «auf einen anderen zu warten». Und diesem furchtbaren Rat haben die Juden gehorcht. Sie haben zugewartet, ein Jahr, zehn Jahre, hundert, tausend Jahre, und sie warten und befolgen Gamaliels Rat bis zu dieser Morgenstunde. Vom letzten deutschen Kaiser, Wilhelm II., geht die Anekdote, er habe nach 1914-18, als er innewurde, was er angerichtet und wohin er sein Volk manövriert hatte, den müden Ausspruch getan: «Ich habe es nicht gewollt.» Würde Gamaliel heute leben und sehen, was unter den Völkern und an den Juden aus seinem Rat entstanden ist, dann könnte auch er nur dieses müde Wort aller blinden Blindenführer wiederholen: «Ich habe es nicht gewollt.»

Dabei ist ja Gamaliel nicht der Erstbeste. Er ist ein ernster, weiser und frommer Mensch, «in Ehren gehalten vor allem Volk» (34), und zwar nicht unberechtigt. Er hat in der Zeit von 25 bis 50, also während der entscheidenden Jahre der Kreuzigung und Auferstehung Christi und während der ersten zwei Jahrzehnte der jungen Christengemeinde, innerhalb

der Judenschaft ein derartiges Gewicht und einen solchen Einfluss gehabt, dass die Nachwelt über ihn urteilt, was in den jüdischen Geschichtsdokumenten nachzulesen ist: «Mit dem Tode Rabban Gamaliels, des Älteren, hörte die Ehrfurcht vor dem Gesetz auf und starben Reinheit und Enthaltsamkeit.» Dass er ein Mann von Format und eine Geistesgrösse ist, das zeigt sich denn auch hier während dieser Ratssitzung in seinem vornehmen Verhalten den Aposteln gegenüber. Während seine Ratskollegen «hochgehen», in masslose Wut ausbrechen, ihre Würde vergessen und entschlossen sind, mit den starrköpfigen Christusleutchen kurzen Prozess zu machen, behält Gamaliel Form und Mass. Ja, als rechter Pharisäer nimmt er in seiner Art die Sünde ernst und hält der hohen Versammlung vor Augen, was das wäre, wenn sie hier, was ja gewiss sehr unwahrscheinlich sei, sich an Gott versündigten. Weil diese Möglichkeit immerhin im allerschlimmsten Fall bestehe, rät er, lieber auf ganz sicher zu gehen und geduldig abzuwarten. Ist diese Sache nur von den Menschen, dann wird sich's zeigen, sie wird vergehen, wie schon so manche Aufsehen erregende Neuheit vergangen ist; Gamaliel könnte aus der jüngstvergangenen Geschichte Israels genug Beispiele von solchen Strohfeuern anführen: «Ist's aber aus Gott, so könnet ihr's nicht dämpfen; auf dass ihr nicht erfunden werdet als die wider Gott streiten» (35-39). Solch milde Mässigung ist wohltuend und bewahrt hier einerseits den Rat vor einem unüberlegten Schritt, die Apostel aber vor dem sicheren Tod. Es ist nur zu begreiflich, dass seither Gamaliel von vielen, auch Nichtjuden, als leuchtendes Vorbild menschenfreundlicher Toleranz hoch verehrt wird.

Und doch — und doch — das alles wäre schön und gut, wenn es hier nicht um die Entscheidung für oder gegen Christus ginge. Israel ist hier eingeladen — und mit welcher Eindringlichkeit eingeladen —, sich für Christus zu entscheiden. Die Luft ist hier gleichsam dick voll von

Entscheidung. Und Gamaliel rät: Entscheidet euch nicht — noch nicht! Ja, ihm persönlich, dem weisen und frommen Ratgeber, ist Christus hier zum Greifen nah; und Gamaliel bleibt Christus gegenüber «religiös neutral», wählt nicht, bleibt in der Schwebe. Man kann also weise, mild, massvoll, vornehm, fromm und tolerant sein — an Christus vorbei. Man kann eine Geistesgrösse sein, ein Mensch von Format — an Christus vorbei. Und das ist recht eigentlich schrecklich und schlimm. Denn wer ist derjenige, zu dem hier Gamaliel weder nein noch ja sagt? Sobald diese Frage sich erhebt, haben wir nun freilich aufgehört, hier unbeteiligte Zuschauer zu sein. Unversehens sind wir miteinbezogen in jene Ratssitzung und sind mitgefragt: Wer ist uns Jesus? Es gibt da drei hauptsächliche Ansichten, die auch unter uns anzutreffen sind:

1. Er hat nie gelebt. «Durch die Wissenschaft ist erwiesen, dass es überhaupt keinen Jesus gegeben hat… aber viele Christen begannen an ihn zu glauben. Damals wurde mitten aus dem Volk heraus der Mythus von Christus geschaffen… Der Mythus wurde anfänglich mündlich geformt und erst später niedergeschrieben.» So wurde seit Menschenaltern an den hohen Schulen des Abendlandes, auch an theologischen Fakultäten, gelehrt; heute stehen diese Worte nun auch in einem Geschichtsbuch der Deutschen Ostzone. Mehr oder weniger konsequent vertreten hüben und drüben nicht wenige von unseren Zeitgenossen diese Meinung. Wer aber dieser Auffassung ist, der wird etwas mitleidig tolerant sein den Christen gegenüber; man schaut die Christen als von einer Wahnidee Besessene an, die man geduldig aufklären und eines Besseren belehren muss.

2. Er war ein religiöses Genie. Viele vernünftige Europäer sind gerne bereit, Jesus das höchste Lob zu spenden und für seine hohen moralischen Grundsätze zu preisen. Manch ein Gebildeter kann es sich leisten, ohne gegen den guten Ton zu verstossen, Jesus neben oder über Buddha, Sokrates,

Mahatma Gandhi, Goethe oder Albert Schweitzer zu stellen.

3. Jesus ist Gottes Sohn. Er kam in die Welt mit dem präzisen Auftrag, durch sein Kreuzesleiden die Menschen vor Gottes Zorn zu retten und durch seinen Ostersieg den Tod zu töten. Kein einziger Mensch, auch Beethoven, auch Nathan der Weise, auch Gamaliel der Grosse nicht, kommt zu Gott ohne Christus; denn «Ich bin der Weg, und die Wahrheit, und das Leben». «Und ist in keinem anderen das Heil, ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darinnen sie sollen gerettet werden.» So ist Jesus die Wahrheit, nicht eine unter vielen anderen, sondern die eine Wahrheit. Und an dieser Stelle sind wir am Ende aller Toleranz. Hier, Christus gegenüber, kann jedermann nur noch intolerant sein. Es fragt sich hier nur noch, ob wir entweder negativ oder positiv intolerant sind. Denn hier steht nun in Geltung: «Eure Rede sei ja, ja, nein, nein, was darüber ist, das ist vom Übel.» Hier lassen nun die Neinsager, die negativ Intoleranten, alle ihre Geschütze los, handle es sich nun um so genannte wissenschaftliche Beweise, oder um Hohn und Witz, um Verleumdung oder um vornehme Verachtung. Die Jünger ihrerseits aber sind hier positiv intolerant. Sie können es nicht lassen, zu bezeugen, was sie gehört, gesehen und mit ihren Händen betastet haben. «Wer die Wahrheit kennet, und saget sie nicht, / Der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht.» Sie können nicht anders, sie sind intolerant aus Gehorsam: «Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.» Und vor allem, sie sind intolerant aus Liebe. Hier verleugnen wäre Unterschlagung schlimmster Sorte, Unterschlagung der Botschaft, die «rettet alle Glaubenden». Einer verlorenen Welt vorenthalten, dass der Erlöser lebt, regiert und kommt, das wäre nicht zu überbietende Lieblosigkeit der Menschheit gegenüber.

Auf eines freilich verzichtet wahre christliche Intoleranz unter allen Umständen: auf Gewalt. Die Jünger vertreten hier eine Intoleranz des Geistes und der Kraft. Ihre einzige Waffe

ist das Wort, das Schwert des Geistes, das Gebet und das — Leiden. «Da fielen sie ihm zu und riefen die Apostel, stäupten sie und geboten ihnen, sie sollten nicht reden in dem Namen Jesu, und liessen sie gehen» (40). Die Jünger sind so ganz aller Gewalttätigkeit abgeneigt, dass sie lieber Unrecht leiden, als Unrecht zuzufügen. Das ist christliche Intoleranz. Dass man sie hier stäupt, ist eine Gemeinheit, weil ein nackter Wortbruch. Hat man sie, aus Angst vor der Volksmenge, nicht höflich gebeten, vor der Ratsversammlung zu erscheinen? Und nun erfolgt die Auspeitschung! Das ist die Strafe, die in ihrem Härtegrad unmittelbar vor der Todesstrafe figuriert: mit der dreifachen Lederpeitsche auf den nackten Rücken «vierzig Streiche weniger einen»! Der Apostel Paulus hat, wie er später einmal beiläufig erwähnt, diese Prozedur fünfmal mitgemacht. Dann aber heisst es: «Sie gingen aber fröhlich von des Rats Angesicht» (41). Erstaunlicherweise können sie noch gehen. Ihre Fröhlichkeit ist menschlich nicht fassbar. In dieser Situation ist ihnen die Seligpreisung, die den Verfolgten und Misshandelten gilt, Medikament und Stärkung. Sie freuen sich darüber, dass sie würdig erachtet worden sind, für den Namen Jesu Christi zu leiden. Unbelehrbar und unverbesserlich gehen sie und verkündigen offen, dass Christus auferstanden ist.

Gamaliel aber verhindert die Gemeinheit nicht. Gamaliel sagt weder ja noch nein, ist weder negativ noch positiv, sondern Christus gegenüber indifferent neutral. Das schliesst nicht aus, dass ihm die Jünger gewiss menschlich leid tun. Und es ist nicht ausgeschlossen, wir möchten es ihm zubilligen, dass er sich für seine Ratskollegen schämt. Aber ja zu Jesus sagt er nicht. Er möchte wohl am liebsten ja und nein in einem Atemzug sagen, das würde dann etwa lauten «jain» (Barth). Weil ihm aber Christus nicht die Wahrheit ist, darum bleibt er bei den Wahrheiten stehen. Gamaliel ist der klassische Mann der Wahrheiten und Weisheiten. Wahrheiten aber sind nie ganz, sie sind immer Teilwahrheiten. Sehen

wir uns die Wahrheit und Weisheit Gamaliels noch etwas genauer an: Nur was von Gott sei, habe in der Welt Bestand, was aber nicht von Gott sei, verschwinde. Eine Wahrheit, die ein Pharao, und nach ihm ein Nebukadnezar und noch so manche Grösse dieser Welt erfahren haben. Sie haben alle nicht Bestand. Aber das ist leider nur halb wahr. Es gibt bekanntlich auch «kräftige Irrtümer», und es gibt Gottlosigkeiten, die sich eines sehr zähen und langlebigen Daseins freuen. Es gibt in dieser Welt viel Altehrwürdiges, das eine Patina hat und ein Cachet — und ist doch nicht aus Gott. Man kann gottlos sehr alt, steinalt, uralt, antik werden. Die menschliche Dummheit ist auch alt, und das Papsttum ist auch alt, und Mohammed ist auch alt. Alter Bestand ist kein zwingender Beweis dafür, dass etwas wahr ist. Die Langlebigkeit der Sünde und des Todes kommt daher, dass Gott so unglaublich langmütig und geduldig ist. Und umgekehrt: Es kann etwas aus Gott sein und nach kurzer Zeit schon untergehen. Aber das kann man nur fassen im Lichte des Kreuzes und der Auferstehung Christi: Die Wahrheit des Weizenkorns, das in die Erde muss, um Frucht zu tragen, die Osterwahrheit, die versteht Gamaliel eben nicht. Christus, der die Wahrheit ist, stirbt jung. Derjenige, der aus Gott ist, wäre nicht Altersrentenbezüger geworden und hat das pensionspflichtige Alter nicht erreicht. Er starb noch nicht 33jährig am Kreuz. Aber Gamaliel glaubt nicht an ihn.

Wir wollen deswegen nicht über ihn zu Gericht sitzen. Dante hat es getan. Schauerlich geisselt er in seiner «Divina Commedia» die Gamalielleute, welche unentschieden auf der Waage bleiben und den Entscheid auf die lange Bank schieben. Noch bevor er zum Höllentor kommt — so erzählt er —, hört er furchtbares Schreien. Sein Begleiter, nach der Ursache des namenlosen Jammers gefragt, antwortet ihm, das seien «die farblosen Seelen derer, die ohne Schimpf und ohne Lob gelebt haben». Sie empörten sich zwar nicht gegen Gott, aber waren Gott auch nicht treu, sondern sie sind für

sich geblieben. Von diesen farblosen Seelen sagt er: «Der Himmel speit sie aus, und auch die Hölle will sie nicht.» Nicht einmal die Hölle mag die religiös Neutralen.

Aber passen wir jetzt auf! «Was richtest du einen fremden Knecht?» Wir sind nicht da, um zu richten, sondern um zu glauben, zu hoffen und zu lieben. Wir sind heute hier versammelt, um uns im Ernst fragen zu lassen, wie es mit dem Gamaliel-Geist unter uns stehe. Es kann uns Evangelischen nicht schaden, am heutigen Reformationsgedenktag einen prüfenden Blick in den Spiegel der Heiligen Schrift zu tun und uns fragen zu lassen, wo heute jener Geist hingekommen sei, der einst bekannte: «Hier stehe ich, ich kann nicht anders.» Ja, wo ist heute die Predigt, die vollmächtig vor die Entscheidung stellt? Wo ist uns das Wort hingekommen, das zu Entschlüssen bewegt, zum Gehorsam nötigt, zum Opfer freudig macht, und wenn es denn sein muss, zum Leiden ausrüstet? Ob der heutige Durchschnittsprotestant, wenn er sich im Spiegel der Apostelgeschichte schaut, nicht ein Bild zu sehen bekommt, das dem eines Gamaliel verzweifelt ähnlich sieht? Und ob auf unseren Synoden, in unseren Kirchgemeinderäten und Richtungsvereinen heutzutage nicht weithin Gamaliel das grosse Wort führt?

Christus hat einmal seinen Jüngern vorausgesagt: «Es kommt aber die Zeit, dass, wer euch tötet, wird meinen, er tue Gott einen Dienst daran.» Gamaliel hat die Jünger nicht getötet, sondern sie dank seinem Rat vor dem sofortigen Tod errettet, und hat gemeint, damit Gott einen Dienst zu tun. Aber er hat damit, negativ tolerant und elegant, seinem Volk an Christus vorbei geholfen. Ein schauerlicher Dienst. Wir aber sind ja jetzt gefragt: Haben wir noch nie mitgeholfen, an Christus vorbeizukommen? Ein Psalmbeter, beeindruckt von der Macht der Verblendung, schreit einmal: «Wer kann merken, wie oft er fehlet? vergib mir auch die verborgenen Fehle.» Wer tief in diese Gamaliel-Geschichte hineingehört hat, wird heute besonders dankbar sein, dass uns der Herr an

seinem Tisch erwartet. An Christi Tisch ist noch ein leerer Platz. Dieser Platz wartet seit Jahr und Tag darauf, von Israel, von Gamaliel und seinem grossen Volk besetzt zu werden. Denn Gott will, dass auch Israel, auch Gamaliel, Christus begegne, Ja sage und gerettet werde.

Und die Zahl der Jünger ward sehr gross

6,[1] In den Tagen aber, da der Jünger viele wurden, erhob sich ein Murmeln unter den Griechen wider die Hebräer, darum dass ihre Witwen übersehen wurden in der täglichen Handreichung. [2] Da riefen die Zwölf die Menge der Jünger zusammen und sprachen: Es taugt nicht, dass wir das Wort Gottes unterlassen und zu Tische dienen. [3] Darum, ihr lieben Brüder, sehet unter euch nach sieben Männern, die ein gut Gerücht haben und voll heiligen Geistes und Weisheit sind, welche wir bestellen mögen zu dieser Notdurft. [4] Wir aber wollen anhalten am Gebet und am Amt des Worts. [5] Und die Rede gefiel der ganzen Menge wohl; und sie erwählten Stephanus, einen Mann voll Glaubens und heiligen Geistes, und Philippus und Prochorus und Nikanor und Timon und Parmenas und Nikolaus, den Judengenossen von Antiochien. [6] Diese stellten sie vor die Apostel und beteten und legten die Hände auf sie. [7] Und das Wort Gottes nahm zu, und die Zahl der Jünger ward sehr gross zu Jerusalem. Es wurden auch viele Priester dem Glauben gehorsam.

[8] Stephanus aber, voll Glaubens und Kräfte, tat Wunder und grosse Zeichen unter dem Volk. [9] Da standen etliche auf von der Schule, die da heisst der Libertiner und der Kyrener und der Alexanderer, und derer, die aus Zilizien und Asien waren, und befragten sich mit Stephanus. [10] Und sie vermochten nicht, zu widerstehen der Weisheit und dem Geiste, aus welchem er redete. [11] Da richteten sie zu etliche Männer, die sprachen: Wir haben ihn gehört Lästerworte reden wider Mose und wider Gott. [12] Und sie bewegten das Volk und die Ältesten und die Schriftgelehrten und traten herzu und rissen ihn hin und führten ihn vor den Rat [13] und stellten falsche Zeugen dar, die sprachen: Dieser Mensch hört nicht auf, zu reden Lästerworte

wider diese heilige Stätte und das Gesetz. [14] Denn wir haben ihn hören sagen: Jesus von Nazareth wird diese Stätte zerstören und ändern die Sitten, die uns Mose gegeben hat. [15] Und sie sahen auf ihn alle, die im Rat sassen, und sahen sein Angesicht wie eines Engels Angesicht. *Apostelgeschichte 6,1-15*

Als am Pfingsttag der Heilige Geist auf Jerusalem niederging, und alle sich entsetzten, da, heisst es, habe einer den anderen gefragt: «Was soll das werden?» Diese Frage, die in der Folgezeit nie mehr ganz zum Verstummen kommt, hängt trächtig auch über diesem sechsten Kapitel. Die hier Beteiligten merken: Es ist etwas im Tun; es will jetzt tatsächlich etwas werden. Ein machtvolles Nahen und ein Kommen hängt über jenen Tagen. Die Christen haben Advents- und Erwartungszeit, nicht weil das ordnungsgemäss auf dem Programm des Kirchenjahres steht, wie für uns heute Morgen, sondern weil das Versprechen ihres Herrn sie erfüllt wie ein starker Wein: Christus wird wiederkommen und mit ihm die Endzeit, der neue Himmel und die neue Erde, da endlich, endlich Gerechtigkeit wohnt. Ja, es fehlt nicht an Anzeichen, dass diese herrliche Endzeit nun vorhanden ist. Die Dinge überstürzen sich förmlich, und die Apostel haben ihre liebe Not, dem vorauseilenden Schritt der Ereignisse nachzukommen. Reissend greift die Botschaft vom Auferstandenen um sich. Da ist vor allem dieses bedrängende, unaufhaltsame Anwachsen der Gemeinde. Am Pfingstabend waren es bei dreitausend Neugetaufte. Im Anschluss an die Heilung des Gelähmten schnellt deren Zahl auf fünftausend hinauf. Zwar erfolgten seither Rückschläge von aussen und von innen, zwei Verhaftungen, eine Auspeitschung, der furchtbare Fall mit Ananias und Saphira — und dennoch: die Sache Christi marschiert. Der Herr macht jetzt offensichtlich vorwärts. Die junge Kirche nimmt derart zu, dass die neu Hinzugekommenen schon gar nicht mehr gezählt werden können. Kein Wunder, dass dieses sechste Kapitel mit den Worten

beginnt: «In den Tagen aber, da der Jünger viele wurden…» Es ist jetzt die Zeit der Vielen, der täglichen und stündlichen Zunahme, es ist jetzt Wachstumszeit. Und es ist nicht nur ein Anwachsen oberflächlicher Art, nicht blosse Schnellbleiche, heisst es doch ausdrücklich: «Und das Wort Gottes nahm zu» (7). Erstaunliche Entscheidungen fallen. Sogar die fest gefügten und wohlgeordneten Reihen der Tempelpriester geraten in Bewegung. Es geht einen gewaltigen Ruck vorwärts. Selbst gebildete Theologen treten der Bauernreligion bei: «Es wurden auch zahlreiche Priester dem Glauben gehorsam» (7). Kein Zweifel, ein Stein ist da im Rollen, eine Lawine ist ausgelöst; wo fährt sie hin? Ja, «was will das werden»? Wenn das in solchem Tempo weitergeht, dann ist der liebe Jüngste Tag bestimmt nicht mehr in allzu weiter Ferne.

Aber mitten in diesem Wachstumsfrühling dringt eines schönen Tages ein ungewohntes Geräusch ans Ohr der Apostel. Diese horchen auf, wie wenn auf voller Fahrt überm Ozean der Flugkapitän bemerkt, dass mit dem Öltank oder gar mit dem Motor etwas nicht in Ordnung ist. Die Apostel vernehmen ein Murren. Was ist passiert? Etwas mit der Ernährung der Armen hat nicht geklappt. Eine Anzahl alte Frauen haben bei den gemeinsamen Abendmahlzeiten nicht genug bekommen. Wir können uns wohl kaum vorstellen, was dieser scheinbar geringfügige Zwischenfall, der an sich rasch zu beheben wäre, für die Apostel bedeutet. Jemand hat nicht genug! Am Tisch des grossen Gottes muss jemand darben! Eben hiess es doch noch, es sei «ausgeteilt worden nach dem jedermann not war», und «es war keiner unter ihnen, der Mangel hatte»! Eben noch konnte ein Aussenstehender den Eindruck von ihnen gewinnen: «Seht, wie haben sie einander so lieb!» Und jetzt dieses Murren! Es ist ja nicht das erste Mal im Reiche Gottes, dass Murren sich erhebt, während Gott die Seinen mit Brot vom Himmel speist. Das war schon damals in der Wüste der Fall, als Gott sein Volk mit Manna und Wasser aus dem Felsen versorgte. Da wurde

diese menschliche Begleitmusik der grossen Taten Gottes auch laut. Aber das war damals! Jetzt ist jetzt. Unterdessen ist Christus gekommen, auferstanden und hat die Fülle seiner Gaben ausgeschüttet; die herrliche Endzeit ist im Anbruch — und am Tisch des Herrn gibt es Murrende! Und die Hungernden sind Witwen! und es sind obendrein erst noch die Witwen nicht aus den Kreisen der in Jerusalem alteingesessenen und beheimateten Israeliten, sondern Witwen von Griechen, das heisst, von zugezogenen, in Jerusalem fremden Diasporajuden. Die Witwe und der Fremdling — wenn wir bedenken, welch einen Platz zunächst am Herzen Gottes diese Kategorie von Armen einnimmt, und wenn wir uns vom Todesfall des Ananias und der Saphira her vergegenwärtigen, wie gefährlich solche Unregelmässigkeiten in der hochexplosiven Nähe des Heiligen Geistes sich auswirken können, dann versteht man das rasche und energische Zugreifen der Apostel: «Da riefen die Zwölf die Menge der Jünger zusammen» (2). Wenn Fremdlingswitwen hungern, dann bedeutet das für die Gemeinde der Frühzeit Alarm; denn die Gemeinde ist ein Körper, sie ist der Leib Jesu Christi, und wo an diesem Körper ein Glied leidet, da leiden alle Glieder. Aber noch aus einem anderen Grund muss die Gemeinde sofort her. Wenn man im vorliegenden Fall einen oder mehrere Schuldige haftbar machen und zur Rechenschaft ziehen könnte, das wäre relativ einfach. Der Schaden wäre bald behoben. Aber man findet hier keinen Schuldigen. Kein Mensch will den Fremdlingswitwen böse. Sie sind allen lieb wie alle anderen auch. Wie lieb kann man sich doch haben, wenn man da so beieinander sitzt in der Gemeinde, zusammen hört, singt und betet! Aber diese Witwen sind übergangen worden, einfach übergangen ohne die geringste Absicht oder Bosheit. Man hat sie nicht beachtet. Sie sind glatt vergessen worden. Das passiert leicht bei Menschen mit solch schwachen Ellbogen. Und warum hat man sie übersehen? Weil man «in den Tagen» lebt, «da der Jünger viele

wurden». Weil «die Zahl der Jünger sehr gross ward zu Jerusalem, so dass auch zahlreiche Priester dem Glauben gehorsam wurden». Grösse ist immer unheimlich, auch und erst recht in der Christengemeinde.

Damit geht den Aposteln auf, was ihnen — und nicht nur ihnen! — zu erkennen nötig und heilsam ist: Sie sehen die Grenzen, zunächst einmal ihre rein persönliche Beschränkung. Zwar wissen sie, dass der Heilige Geist weht, wo er will; seine Kraft ist grenzenlos. Aber das kann man leider von den Gefässen und Werkzeugen des Heiligen Geistes nicht sagen; auch wenn diese «Apostel» heissen, sind sie begrenzt. Es ist übrigens eine Erfahrung, die uns gar nicht so fremd sein dürfte, dass da, wo es sich um den Verkehr und Kontakt mit Menschen handelt, dass da die uns gesetzten Grenzen überraschend eng sind. In der Technik, mit der Maschine, kann man Grosses und vieles bewältigen, und durch Routine und Rationalisierung die Leistung mehren und immer noch mehr steigern. Aber wenn es sich um «menschliche Beziehungen» handelt, da laufen wir an gar kurzer Leine. Wie mancher Arzt seufzt doch unter diesem Umstand! und wie mancher Richter! und wie mancher Lehrer, Fürsorger oder Amtsvormund! Ich weiss um einen Gefängnisdirektor, der unter diesem Ungenügen seufzt. Und wohl auch da und dort ein Heimleiter, eine Mutter, eine Gemeindehelferin und sicher auch Pfarrer. Mit Menschen umgehen heisst, die Grenzen der Routine und der Organisation innewerden. Ich denke an jenen Beamten der Wohlfahrt, der sonst auf Weihnachten hin seinen Schutzbefohlenen ein ganz persönliches Wort eigenhändig zu schreiben pflegte, und der das heuer nicht kann, es durch eine Hilfskraft «erledigen» lassen muss, weil ihm jetzt die Kraft dazu fehlt. Ach, wie vieles kann man doch «erledigen», aber wie weniges ist damit wirklich getan! Diese unsere Demütigung der persönlichen Grenzen ist es, die hier nun auch die Apostel zu spüren bekommen, eine Not, die im Reiche Gottes freilich hier

nicht zum ersten Mal auftritt. Wir erinnern uns hier daran, wie einst Moses in der Wüste unter der Verantwortung zusammenbrach, und wie ihm dann der Rat gegeben wurde, er solle doch das Volk unterteilen und immer über tausend, hundert, fünfzig und zehn einen verantwortlichen Gewährsmann setzen; er aber, Moses, solle dadurch Zeit und Kraft bekommen zum Dienst am Volk — vor Gott!

Aber diese Grenze der persönlichen Leistungsfähigkeit ist ja weniger bedenklich als die andere, jene zweite, die sachliche Grenze, die hier nun anfängt, sich abzuzeichnen. Wie weit die Apostel schon in jenem Zeitpunkt diese sachliche Schranke erkannt haben, ist nicht genau festzustellen, aber auf alle Fälle tritt sie hier nun deutlich in Erscheinung. Wir können jetzt nur in Frageform weiterreden: Hat am Ende auch die Gemeinde, ihr Wachstum, Grenzen? Oder rollt diese Zunahme nur immer so weiter? Wird die Gemeinde sozusagen lawinenmässig direkt ins Himmelreich hinein «trohlen» (rollen)? Wird das angeschlagene Tempo des Wachstums anhalten, oder wird der Weg der Gemeinde künftig gehemmter, gebrochener sein? Wird sie trotz grosser und wachsender Zahlen die kleine Herde bleiben, das Bröcklein Sauerteig, die Prise Salz im Völkerleib? Jene «grosse Schar, die niemand zählen kann», herkommend «aus allen Völkern, Sprachen und Nationen», ist das schon die Gemeinde hienieden und jetzt? oder ist das herrliche Ende nun halt doch noch nicht vorhanden und wird infolgedessen der Weg der Gemeinde «durch viele Trübsale ins Reich Gottes» führen? Mit andern Worten — ob sie das schon mit voller Klarheit erkennt oder noch nicht — wir sehen hier die Kirche der Apostelzeit sozusagen an der Einfahrt in jenen Tunnel, der das erste und das zweite Kommen Christi miteinander verbindet, durch den die Kirche hier auf Erden zwischen engen Wänden schreiten muss und der nun schon bald 2000 Jahre dauert. Kurz, es dämmert hier den Jüngern auf, dass noch Advent ist. Es ist bis zum heutigen Morgen noch

Advent — und Advent ist Grenze.

Aber nun fällt uns auf, wie weit die Apostel davon entfernt sind, innerhalb dieser Grenzen persönlicher und sachlicher Art, in dieser adventlichen Wartezeit, etwa mutlos zu resignieren. Wenn nun schon der Weg durch den Tunnel beginnt, so ist doch ein Tunnel nicht eine Sackgasse, an der geschrieben stünde: «Kein Durchgang.» Zur Demütigung des Advents kommt die Hoffnung des Advents, die darauf beruht, dass der Tunnel Ziel und Ausgang hat. Die Apostel schlagen hier nun der Gemeinde eine Notmassnahme vor. Es soll zwar nicht eine Zerschneidung, wohl aber eine Unterteilung des Gemeindelebens ins Auge gefasst werden. Dabei steht ihnen allen vorab fest: Es geht nicht an, dass, während sie ihr Apostelamt ausüben, die Fremdlingswitwen zu kurz kommen müssen. Wortgemeinschaft ohne Tischgemeinschaft, das gibt es in der Christengemeinde schlechthin nicht. Aber umgekehrt ist es ihnen ebenso wenig denkbar, dass sie, die Apostel, den Dienst am Wort vernachlässigen und ihre ganze Zeit zum Dienst an den Tischen verbrauchen. Eine Tischgemeinschaft ohne Wortgemeinschaft ist ihnen ebenso undenkbar. Wort und Tisch, Seele und Leib, Geist und Geld, Gebet und Arbeit, Heil und Heilung, Glaube und Leben, beides gehört unscheidbar zusammen. Eines ohne das andere existiert bei ihnen überhaupt nicht. Darum schlagen sie der Gemeinde vor, sieben Männer zu wählen, die notbehelfsmässig den Dienst an den Tischen versehen, während sie ebenso vorläufig (an eine stehende Einrichtung auf 2000 Jahre denkt hier kein Mensch) ihre Zeit dem Dienst am Worte widmen wollen. Der Vorschlag findet das Wohlgefallen der Versammelten. Es sind, nebenbei bemerkt, lauter griechische Namen, also aus den gleichen Fremdlingskreisen stammend wie jene vergessenen Witwen. Den zwei erstgewählten, Stephanus und Philippus, werden wir bald wieder begegnen.

An dieser Wahl fallen uns zwei scheinbar geringfügige, aber

bedeutsame Einzelheiten auf. Da ist einmal die Reihenfolge. Zwar kommt der Dienst am Wort voran, der Dienst an den Tischen figuriert an zweiter Stelle. Gebets- und Predigtdienst sind dem Tischdienst vor- und übergeordnet. Dabei aber ist andererseits sehr zu beachten, nach welch sorgfältigen und ausgesprochen geistlichen Gesichtspunkten diese sieben Tischdiener ausgewählt werden. Sie sollen einen guten Leumund haben, das ist sozusagen das Minimum. Sie sollen voll Weisheit sein, «Christus ist uns gesetzt zur Weisheit», und vor allem, sie sollen voll Heiligen Geistes sein. Anlässlich der Wahl legen ihnen die Apostel die Hände auf. Also keine Rede davon, dass diese Tischdiener sich etwa, wie wir uns heute auszudrücken pflegen, «nur (!!) mit materiellen Dingen» zu befassen hätten, als ob das Materielle kein Gottesgeschöpf wäre! Keine Rede gar von einer Verachtung des Materiellen! Auch der Dienst an der leiblichen Notdurft ist in der ganzen Bibel Alten und Neuen Testamentes ein durch und durch geistliches Geschehen. Auf der anderen Seite fällt uns etwas auf im Blick auf den Dienst am Wort. Oberflächlich gesehen könnte man hier meinen, dieses Kapitel schildere uns, wie aus Aposteln — Pfarrherren werden. Aber der Pfarrherr ist eine etwas zweifelhafte spätere Errungenschaft; auch die Reformation hat daran leider nichts geändert. Im ganzen Neuen Testament gibt es keinen christlichen Pfarrherrn. Hier sind nämlich auch die Inhaber des Amtes am Wort: Diener. Der Ausdruck «diakonein», das Wort «dienen» wird hier ausdrücklich auch für den Mann des Wortes verwendet. Genau gleich wie der Mann im blauen Schurz ist der Mann im schwarzen Talar ein Diener: «Einer ist euer Meister: Christus. Ihr aber seid alle Diener.» Das hat man hier bei aller Vor- und Überordnung des Wortes noch gewusst.

Nun aber ist das, was Gott so deutlich zusammengefügt hat — Dienst am Wort und Dienst zu den Tischen —, in der heutigen Kirche und erst recht in unserer Welt

verhängnisvoll geschieden worden, geschieden zum Nachteil beider, zum Nachteil des Dienstes am Wort und zum Nachteil des Dienstes bei den Tischen. Was für eine seltsame Spezialität, welch blosses Spezialistentum ist unser heutiges Predigen doch geworden. Wie hohl tönt es doch, sooft es in unseren Kirchen tönt! Klingende Schelle, tönend Erz. Ein Wort ohne Deckung und Zusammenhang. Und auf der anderen Seite: welch eine pflichtenschwere, unfrohe, mühsame und abenteuerlose Einrichtung ist doch auch weithin die Handreichung und Diakonie in Kirche und Welt geworden! Eine Frucht jener unseligen Scheidung von Wort und Tisch. Eine Welt und eine Kirche ohne Zeichen und Wunder!

In diesem Zusammenhang verwundert es einen keineswegs, wenn ein Mann wie Dietrich Bonhoeffer in einem seiner Briefe aus dem Gestapogefängnis einmal den Gedanken äussert, ob der heutige Mensch auf die übliche Wortverkündigung überhaupt noch ansprechbar sei, oder ob in Kirche und Mission zeichenhaft und vorübergehend einmal der Weg der wortlosen Tat sollte beschritten werden: Nachfolge in praktischem Gehorsam und stiller Fürbitte. Ja, von hier aus begreift man das grimmige Wort Zwinglis: «Das läbändig Byspiel lert me denn hunderttusend Wort.» (Das lebendige Beispiel lehrt mehr als huntderttausend Worte). Solche total wortlose Nächstenliebe kann allerdings niemals Regel werden, sondern hat höchstens die Bedeutung eines «Zeichens der Zeit». Die nicht bekennende Krankenschwester als «Engel des Spitalsaales» vergisst leicht, dass ein Engel ein Bote ist und eine Botschaft zur Ehre Gottes zu verkündigen hat. Wenn ein Fritjof Nansen radikal aufs Wort verzichtet, passiert es ihm, dass seine Menschenfreundlichkeit in den Augen einer staunenden Welt das Bildnis des Fritjof Nansen verherrlicht, anstatt den Namen Gottes zu preisen. Vielleicht sind da jene sieben Männer auf dem richtigeren Weg, die vor etwa zehn Jahren sich in Südfrankreich, in Taizé,

zusammengefunden haben. Sie wollen evangelische Christen sein, haben sie doch den Heidelberger Katechismus als Bekenntnisgrundlage. Drei von ihnen sind Theologen, drei Landwirte, und einer ist Arzt. Sie haben ein evangelisches Kloster gegründet. Ihre Zahl ist seither gewachsen. Bereits haben sie einen Ableger in den Elendsvierteln Nordafrikas. Und diese protestantische Brüderschaft will an ihrem Ort nichts anderes als beten und arbeiten, damit der Name Christi gross werde, und damit, was wir geschieden haben, wieder beieinander sei: Wortdienst und Tischdienst in einem. Auch das ist kaum ein Patent und Rezept, wohl aber ein aufgerichtetes Zeichen, in welcher Richtung wir die Erneuerung der Kirche nach Wort und Tat adventlich erwarten sollen.

Endlich erwartet uns im Fortgang und am Schluss dieses Kapitels noch eine nicht geringe Überraschung. Der Tischdiener Stephanus fängt bald darauf seine Wirksamkeit in Jerusalem an; und was geschieht? Das Wort springt auf ihn über. Das Wort will sich nicht vom Tische scheiden lassen. Das Wort ist nun ausgerechnet dem Sozialarbeiter und Diakon in einer solchen Vollmacht geschenkt, dass er in den jüdischen Vereinshäusern hin und her mit den en-ragierten (wütenden, erzürnten) Israeliten in Konflikt gerät und mit ihnen öffentlich disputiert. Solcher Geistesfülle sind diese nicht gewachsen. Wo aber Menschen dem überlegenen Geist gegenüber den kürzeren ziehen, pflegen sie zu Verleumdung und Gewalttat zu greifen. So kommt es, dass der geistesmächtige Diakon eines Tages vor den Richtern steht. Es wird ihm die heilige Ehre zuteil, unter der gleichen Anklage zu stehen wie einst der Herr. Er habe gegen Moses und gegen den Tempel geredet und damit Gott gelästert. Seltsam! Die Gemeinde hat den Stephanus zum Tischdiener und Sozialarbeiter gewählt, und der Heilige Geist hält sich an diese Wahl, aber anders, als die Menschen beabsichtigten. Gott selber erteilt dem Diakon das Wort. Wir haben in den letzten Jahren manches

gehört von Priestern, die zu den Arbeitern gehen, von den Arbeiterpriestern. Hier vernehmen wir nun, was offenbar dem Heiligen Geist auch möglich ist und was für unser Geschlecht noch viel verheissungsvoller wäre: Gott macht hier einen Arbeiter zum Priester, einen Diakon zum Wortverkündiger und Bekenner. Dass Arbeiter und Bauern, Handwerker und Kaufleute, Gewerkschaftsführer und Fabrikdirektoren, Techniker und Gelehrte zu Dienern am Wort werden, zu Bekennern Christi, zu Stephanus Christen, damit der Name Christi in den Häusern und auf den Gassen herrlich werde — in dieser Richtung geht heute unser adventliches Erwarten, geht Tag und Nacht unser Flehen und Gebet.

Und sie steinigten Stephanus

7,[1] Da sprach der Hohepriester: Ist dem also? [2] Er aber sprach: Liebe Brüder und Väter, höret zu. Der Gott der Herrlichkeit erschien unserm Vater Abraham, da er noch in Mesopotamien war, ehe er wohnte in Haran, [3] und sprach zu ihm: Gehe aus deinem Lande und von deiner Freundschaft und zieh in ein Land, das ich dir zeigen will. [4] Da ging er aus der Chaldäer Lande und wohnte in Haran. Und von dort, da sein Vater gestorben war, brachte er ihn herüber in dies Land, darin ihr nun wohnet, [5] und gab ihm kein Erbteil darin, auch nicht einen Fuss breit, und verhiess ihm, er wollte es geben ihm zu besitzen und seinem Samen nach ihm, da er noch kein Kind hatte. [6] Aber Gott sprach also: Dein Same wird ein Fremdling sein in einem fremden Lande, und sie werden ihn dienstbar machen und übel behandeln vierhundert Jahre; [7] und das Volk, dem sie dienen werden, will ich richten, sprach Gott; und darnach werden sie ausziehen und mir dienen an dieser Stätte. [8] Und gab ihm den Bund der Beschneidung. Und er zeugte Isaak und beschnitt ihn am achten Tage, und Isaak den Jakob, und Jakob die zwölf Erzväter. [9] Und die Erzväter neideten Joseph und verkauften ihn nach Ägypten; aber Gott war mit ihm [10] und errettete ihn aus aller seiner Trübsal und gab ihm Gnade und Weisheit vor Pharao, dem König in Ägypten; der setzte ihn zum Fürsten über Ägypten und über sein ganzes Haus. [11] Es kam aber eine teure Zeit über das ganze Land Ägypten und Kanaan und eine grosse Trübsal, und unsre Väter fanden nicht Nahrung. [12] Jakob aber hörte, dass in Ägypten Getreide wäre, und sandte unsre Väter aus aufs erste Mal. [13] Und zum andern Mal ward Joseph erkannt von seinen Brüdern, und ward dem Pharao Josephs Geschlecht offenbar. [14] Joseph aber sandte aus und liess holen seinen Vater Jakob und seine ganze Freundschaft, fünfundsiebzig Seelen. [15] Und Jakob

zog hinab nach Ägypten und starb, er und unsre Väter.
16 Und sie sind herübergebracht nach Sichem und gelegt in
das Grab, das Abraham gekauft hatte ums Geld von den
Kindern Hemor zu Sichem. 17 Da nun sich die Zeit der Ver-
heissung nahte, die Gott Abraham geschworen hatte,
wuchs das Volk und mehrte sich in Ägypten, 18 bis dass ein
anderer König aufkam, der nichts wusste von Joseph.
19 Dieser trieb Hinterlist mit unserm Geschlecht und be-
handelte unsre Väter übel und schaffte, dass man die jun-
gen Kindlein aussetzen musste, dass sie nicht lebendig blie-
ben. 20 Zu der Zeit ward Mose geboren, und war ein feines
Kind vor Gott und ward drei Monate ernährt in seines Va-
ters Hause. 21 Als er aber ausgesetzt ward, nahm ihn die
Tochter Pharaos auf und zog ihn auf, ihr selbst zu einem
Sohn. 22 Und Mose ward gelehrt in aller Weisheit der Ägyp-
ter und war mächtig in Werken und Worten. 23 Da er aber
vierzig Jahre alt ward, gedachte er zu sehen nach seinen
Brüdern, den Kindern von Israel. 24 Und sah einen Unrecht
leiden; da stand er bei und rächte den, dem Leid geschah,
und erschlug den Ägypter. 25 Er meinte aber, seine Brüder
sollten's verstehen, dass Gott durch seine Hand ihnen Heil
gäbe; aber sie verstanden's nicht. 26 Und am andern Tage
kam er zu ihnen, da sie miteinander haderten, und han-
delte mit ihnen, dass sie Frieden hätten, und sprach: Liebe
Männer, ihr seid Brüder; warum tut einer dem andern Un-
recht? 27 Der aber seinem Nächsten Unrecht tat, stiess ihn
von sich und sprach: Wer hat dich über uns gesetzt zum
Obersten und Richter? 28 Willst du mich auch töten, wie du
gestern den Ägypter getötet hast? 29 Mose aber floh wegen
dieser Rede und ward ein Fremdling im Lande Midian; da-
selbst zeugte er zwei Söhne. 30 Und über vierzig Jahre er-
schien ihm in der Wüste an dem Berge Sinai der Engel des
Herrn in einer Feuerflamme im Busch. 31 Da es aber Mose
sah, wunderte er sich des Gesichtes. Als er aber hinzu ging
zu schauen, geschah die Stimme des Herrn zu ihm: 32 Ich

bin der Gott deiner Väter, der Gott Abrahams und der Gott Isaaks und der Gott Jakobs. Mose aber ward zitternd und wagte nicht anzuschauen. [33] Aber der Herr sprach zu ihm: Zieh die Schuhe aus von deinen Füssen; denn die Stätte, da du stehest, ist heilig Land! [34] Ich habe wohl gesehen das Leiden meines Volks, das in Ägypten ist, und habe ihr Seufzen gehört und bin herabgekommen, sie zu erretten. Und nun komm her, ich will dich nach Ägypten senden. [35] Diesen Mose, welchen sie verleugneten: Wer hat dich zum Obersten und Richter gesetzt? den sandte Gott zu einem Obersten und Erlöser durch die Hand des Engels, der ihm erschien im Busch. [36] Dieser führte sie aus und tat Wunder und Zeichen in Ägypten, im Roten Meer und in der Wüste vierzig Jahre. [37] Dies ist der Mose, der zu den Kindern Israel gesagt hat: «Einen Propheten wird euch der Herr, euer Gott, erwecken aus euren Brüdern gleichwie mich; den sollt ihr hören.» [38] Dieser ist's, der in der Gemeinde in der Wüste mit dem Engel war, der mit ihm redete auf dem Berge Sinai und mit unsern Vätern; dieser empfing lebendige Worte, uns zu geben; [39] welchem nicht wollten gehorsam werden eure Väter, sondern stiessen ihn von sich und wandten sich um mit ihren Herzen nach Ägypten [40] und sprachen zu Aaron: Mache uns Götter, die vor uns hin gehen; denn wir wissen nicht, was diesem Mose, der uns aus dem Lande Ägypten geführt hat, widerfahren ist. [41] Und sie machten ein Kalb zu der Zeit und brachten dem Götzen Opfer und freuten sich der Werke ihrer Hände. [42] Aber Gott wandte sich und gab sie dahin, dass sie dienten des Himmels Heer; wie denn geschrieben steht in dem Buch der Propheten: «Habt ihr vom Hause Israel die vierzig Jahre in der Wüste mir auch je Opfer und Vieh geopfert? [43] Und ihr nähmet die Hütte Molochs an und das Gestirn eures Gottes Remphan, die Bilder, die ihr gemacht hattet, sie anzubeten. Und ich will euch wegwerfen jenseits Babylon.» [44] Es hatten unsre Väter die Hütte des

Zeugnisses in der Wüste, wie ihnen das verordnet hatte, der zu Mose redete, dass er sie machen sollte nach dem Vorbilde, das er gesehen hatte; [45] welche unsre Väter auch annahmen und mit Josua in das Land brachten, das die Heiden innehatten, welche Gott ausstiess vor dem Angesicht unsrer Väter bis zur Zeit Davids. [46] Der fand Gnade bei Gott und bat, dass er eine Wohnung finden möchte für den Gott Jakobs. [47] Salomo aber baute ihm ein Haus. [48] Aber der Allerhöchste wohnt nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind, wie der Prophet spricht: 49. «Der Himmel ist mein Stuhl und die Erde meiner Füsse Schemel; was wollt ihr mir denn für ein Haus bauen? spricht der Herr, oder welches ist die Stätte meiner Ruhe? [50] Hat nicht meine Hand das alles gemacht?» [51] Ihr Halsstarrigen und Unbeschnittenen an Herzen und Ohren, ihr widerstrebt allezeit dem heiligen Geist, wie eure Väter also auch ihr. [52] Welchen Propheten haben eure Väter nicht verfolgt? Und sie haben getötet, die da zuvor verkündigten die Zukunft dieses Gerechten, dessen Verräter und Mörder ihr nun geworden seid. [53] Ihr habt das Gesetz empfangen durch der Engel Geschäfte, und habt's nicht gehalten.

Da sie solches hörten, ging's ihnen durchs Herz, und bissen die Zähne zusammen über ihn. [55] Wie er aber voll heiligen Geistes war, sah er auf gen Himmel und sah die Herrlichkeit Gottes und Jesum stehen zur Rechten Gottes und sprach: Siehe, ich sehe den Himmel offen und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes stehen. [56] Sie schrieen aber laut und hielten ihre Ohren zu und stürmten einmütig auf ihn ein, stiessen ihn zur Stadt hinaus und steinigten ihn. [57] Und die Zeugen legten ab ihre Kleider zu den Füssen eines Jünglings, der hiess Saulus, [58] und steinigten Stephanus, der anrief und sprach: Herr Jesu, nimm meinen Geist auf! [59] Er kniete aber nieder und schrie laut: Herr, behalte ihnen diese Sünde nicht! Und als er das gesagt, entschlief er. *Apostelgeschichte 7,1-59*

«Wer so stirbt, der stirbt wohl.» Diese Worte aus dem Paul Gerhardt'schen Passionslied drängen sich einem hier unwillkürlich auf. Da stirbt einer mitten aus seiner Arbeit heraus; wenn solches nicht ahnungslos, sondern vorbereitet geschieht, ein schöner Tod. Mancher wünscht sich, einst auch so abtreten zu dürfen. Dabei ist es nicht ein zufälliges Missgeschick, nicht ein rätselhafter Unfall, es ist nicht eines jener uns so bekannten «Opfer der Arbeit», das hier gebracht wird, nein, Stephanus stirbt als «Opfer der Gesinnung», stirbt für eine Überzeugung. Es ist etwas Besonderes um solch ein Sterben, etwas, das ins Gebiet des Heldischen tendiert: Stephanus stirbt den Märtyrertod. Man hätte es bei dieser Todesart in der Hand, nicht zu sterben. Man müsste nur seine Gesinnung ändern, seine Überzeugung verleugnen; und nichts wäre in solcher Lage menschlich nahe liegender und begreiflicher. Würde Stephanus hier schweigen oder anders reden, als er es tut, es gäbe wahrhaftig auch für ihn mildernde Umstände genug, die man geltend machen und mit denen man sein Verhalten entschuldigen könnte. Schon nur, dass schliesslich jedermann das Recht zum Leben hat und von niemandem kann verlangt werden, dass er ein Held und Märtyrer sei! Ja man hätte diesem Mann geradezu vorhalten können, er sei mit seinen ausserordentlichen Gaben für die junge Kirche unentbehrlich und habe die Pflicht, seiner zu schonen. Eben habe seine gesegnete Wirksamkeit erst begonnen, und das Werk habe sich so viel versprechend angelassen, er dürfe nun nicht draus laufen. Aber das schwerwiegendste Argument gegen ein solches Sterben: Stephanus, du gefährdest mit deinem unvorsichtigen Verhalten auch deine Glaubensgenossen, deine nächsten Mitarbeiter und Angehörigen. Stephanus, sei doch klug, sei doch ein wenig vorsichtiger! Aber Stephanus muss jetzt nicht klug sein, muss nicht abbiegen, muss sich nicht kirchlich verhalten. Stephanus darf treu sein, seiner Überzeugung treu bis in den Tod. Man möchte einst auch so sterben dürfen, wenn auch nicht

geradezu als Märtyrer, so doch als einer, der treu erfunden worden ist. Wer so stirbt, der stirbt wohl.

Aber das Entscheidende und Schönste am Tode des Stephanus haben wir damit immer noch nicht gesagt; es besteht darin, dass Stephanus selig stirbt, das heisst, dass er im Glauben an seinen gekreuzigten und auferstandenen Herrn heimgehen darf. Er darf, wie es heisst, entschlafen. Von Christi Tod lesen wir schrecklich und hart: «Er schrie abermals laut und verschied.» Christi Tod ist der Sühnetod für unsere Sünden, und übrigens auch für die Sünden des Stephanus. Ausser Christus ist nie jemand diesen Tod gestorben. Stephanus stirbt nur den Märtyrertod; darum heisst es von ihm nur: «Als er das gesagt hatte, entschlief er.» Sanft entschlafen ist allerdings im Zeitalter der Morphiumspritze kein Kunststück mehr. Diese fragwürdige Errungenschaft moderner Sterbetechnik befördert jedermann ohne Unterschied «sanft entschlafend» in die Ewigkeit, täuschend ähnlich wie bei Stephanus. Aber bei diesem Mann ist es nicht Täuschung und äusserer Augenschein, sondern wirklich seliges Sterben. So wie ein Kind in den Armen seiner Mutter einschlummert, so darf Stephanus in den Armen seines Erlösers in die wirkliche Seligkeit hinein entschlafen. Es erfüllt sich an ihm wörtlich, was Paul Gerhardt jedem christgläubigen Menschen so von Herzen wünscht, wenn er uns singen lehrt: «Erscheine mir zum Schilde, / zum Trost in meinem Tod / und lass mich sehn dein Bilde / in deiner Kreuzesnot. / Da will ich nach dir blicken, / da will ich glaubensvoll / fest an mein Herz dich drücken. / Wer so stirbt, der stirbt wohl.»

Aber mit all diesen persönlich erbaulichen Erwägungen haben wir nicht nur die Sache, um die es hier geht, noch mit keinem Wort angeschnitten, wir sind uns sogar bewusst, dass wir uns hier auf nicht ungefährlichem Terrain bewegen. Wie, wenn es hier ja gar nicht um Stephanus ginge, gar nicht um eine Person, sondern um eine Sache? Wie, wenn es bedenklich, ja falsch wäre, hier aus Stephanus ein grosses

Aufheben zu machen? Gewiss, Stephanus ist der erste Märtyrer der Christenheit. Man hat später, und das war eben eine der Fehlentwicklungen in der Kirche Christi, die Märtyrer über Gebühr ins Rampenlicht gerückt und aus ihnen zu verehrende Helden, ja sogar verdienstliche Heilige gemacht. In der Bibel selber ist das anders. Die Bibel ist in bezog auf die Märtyrer geradezu auffallend wortkarg. Ausser einer Anspielung des Herrn steht keine Silbe über den Verbleib des Apostels Petrus, kein Wort vom Märtyrertod des Paulus oder Johannes, obschon doch anzunehmen ist, dass sozusagen sämtliche Apostel eines gewaltsamen Todes gestorben sind. Die Hinrichtung des Jakobus — wir werden davon noch hören — wird mit einem einzigen Satz knapp registriert. Dieses Schweigen der Bibel ist in hohem Mass sprechend. Unser Stephanus bestätigt, wir werden sehen aus welchem Grunde, als einzige Ausnahme die biblische Regel. Er ist tatsächlich der einzige christliche Märtyrer der biblischen Zeit, über dessen Sterben wir einige Einzelheiten vernehmen. Und auch das ist bei näherem Zusehen wenig genug. Wir hören hier wohl in 53 Versen, was Stephanus gesagt hat, aber nur in einem halbdutzend Versen, was zuletzt mit ihm geschehen ist.

Dass aber mit Stephanus diese einmalige Ausnahme gemacht, dass über seinen Tod überhaupt einige wenige Einzelheiten erwähnt werden, ist der Wichtigkeit der Stunde zuzuschreiben, die es hier schlägt. Es gibt Stunden. Es gibt Gottesstunden, da Entscheidungen fallen, die majestätisch über die Köpfe derer hinweggehen, die menschlicherweise daran beteiligt sind. Solch eine Stunde ist hier vorhanden. Die Stunde ist hier alles, die beteiligten Menschen sind zwar nicht nichts — Menschen sind nie nichts —, aber sie sind in ausserordentlich weitgehender Weise Werkzeuge und Figuren in Gottes Hand. Um was es sich hier handelt, können wir am besten vom Karfreitag her überblicken und ermessen. Nicht zufällig sind ja die letzten Worte des Stephanus fast

wörtliche Wiederholungen letzter Worte des Herrn. Damals hat Israel, das Gottesvolk, seinen ihm von Gott gesandten Erlöser abgelehnt. Gott aber hat sich mit dieser Stellungnahme seines Volkes nicht abgefunden, und wird es bis ans Ende der Welt nicht tun. Der auferweckte König ist seit dem Ostertag dran, erneut und nun mit ganz anders wirksamen Mitteln, um sein abtrünniges Volk zu ringen. Seit Pfingsten geht ein machtvolles Werben um Israel vom höchsten Thron her durch die Zeit. Christus hat seit seiner Himmelfahrt nicht aufgehört, seine Hand Israel hinzustrecken. Und eben dieser heilige Kampf um Israel hat hier nun wieder eine besondere Intensivierung erfahren. Hier begegnet der Auferstandene noch einmal seinen Richtern und Kreuzigern. Ja, es ist der Auferstandene selbst, Stephanus ist ja nur sein vorgeschobenes Werkzeug, sozusagen Glied, Hand am Leibe Christi. Wird Israel, nachdem es den Erlöser gekreuzigt hat, nun auch dessen auf Erden zurückgelassene Glieder schlagen und töten? Oder wird es, warum sollte das Wunder nicht auch jetzt noch geschehen können, sich bekehren und die dargebotene Hand ergreifen? Diese atemberaubende Frage, die Frage der Bekehrung Israels ist es, die zu dieser Stunde hier, am gleichen Ort, wo vor kurzem Christus vor seinen Richtern stand, in der Luft hängt.

Dass Stephanus hier ganz und gar Werkzeug im Ringen Gottes um Israel ist, wird aus zwei Anzeichen ersichtlich. Einmal steht da die kurze Notiz, das Gesicht des Angeklagten habe vor den Richtern aufgeleuchtet wie eines Engels Angesicht. Stephanus tut hier engelähnlichen Botendienst. Der Glanz auf seinem Gesicht ist der Widerschein des Auferstandenen. Die Richter sollen hier einen Wink, ein Zeichen direkt vom höchsten und letzten Lichtglanz her bekommen. So etwas dürfen, so etwas können sie doch nicht übersehen! Nun muss es ihnen doch aufgehen, dass Christus lebt! Deutlicher, handgreiflicher kann er ihrem Unglauben nicht entgegenkommen, als es hier geschieht. Das andere Anzeichen,

woran wir merken, dass Gott sich hier um Israel müht, ist aber vor allem die Rede des Stephanus. Welch sonderbare Rede! zumal vor schriftgelehrten Richtern! Stephanus erzählt hier einfach die Geschichte des herrlichen Gottes mit seinem Volk Israel, von den Anfängen bis auf diese Stunde. Er hat offensichtlich den Auftrag, diese ganze Geschichte den Herren Richtern so vor Augen zu führen, dass sie dadurch zur Entscheidung hin gefördert und getrieben werden. Kindlich-heilig, ohne menschliche Trübung und Originalität irgendwelcher Art werden hier die Taten Gottes berichtet. Christus hat einmal gesagt, die Seinigen sollten sich, vor Gericht zur Verantwortung gezogen, nicht sorgen, was sie reden sollten, der Heilige Geist werde es ihnen sagen. Dieses Versprechen geht hier in Erfüllung. Aber jedes Wort dieser heilig-törichten Sonntagsschulgeschichte ist eine feurige Kohle auf die Häupter der Zuhörer. Werden sie sich nun doch noch für Christus entscheiden? Das ist die Frage, die hier in der Luft zittert.

Die Wirkung, welche diese Rede des Heiligen Geistes, dem Stephanus den Mund leiht, bei den Richtern und Kreuzigern Christi auslöst, wird allerdings nur der ermessen, der jetzt nicht Zuschauer bleibt. Wo es um Israel geht, da geht es nie nur um Israel. Israel ist und bleibt ja unser älterer Zwillingsbruder, und was ihn trifft, trifft auch uns. Hier wird nicht nur die Geschichte des Abfalls Israels und der herrlichen Gnade Gottes über Israel geschildert. Halsstarrigkeit, taube Ohren, Herzenshärte, Prophetenmord, Tanz ums Kalb, Molochdienst, der darin besteht, dass man Kinder opfert — Marsdienst würden wir heute sagen —, und das alles verbrämt und verbunden mit einem heuchlerischen Eifer um Recht und Ordnung und mit scheinheiliger Kirchlichkeit — merken wir denn nicht, es müsste doch jetzt dem Hintersten unter uns aufgehen, wie sehr diese Stephanusrede ans Fundament dessen schlägt, was wir immer noch christliches Abendland zu nennen wagen? Die Kreuziger Christi haben

sich nicht bekehrt, wollen wir uns auch nicht bekehren? Ihnen gingen die Augen nicht auf, gehen sie uns auf? Sie wollten nicht merken, was die Stunde geschlagen hat. Und wir, merken wir es? Dreissig, fünfunddreissig Jahre nach der Stephanusrede, die auf taube Ohren stiess, blieb kein Stein des Tempels auf dem anderen. Wenn unser Geschlecht nicht umkehrt, ganz schlicht umkehrt zu den Quellen des Christenglaubens, dann haben wir keine Garantie, dass nach dreissig, fünfunddreissig Jahren an diesem schönen abendländischen Gotteshaus, in dem wir uns hier befinden, noch ein Stein auf dem anderen sein wird. Gewiss könnten Gott auch altehrwürdige und stilvolle Dome, Kathedralen und Tempel recht sein. Wie sollte das Gott nicht möglich sein? Auch jener Tempel ist ja sein Werkzeug, und Christus hat sich einmal gemüht, ihn zu reinigen. Aber es müsste jetzt demütiger, bussfertiger, erschrockener zugehen in unseren abendländischen Domen, Kathedralen und Tempeln. Man wird einfach den Eindruck nicht los, um unseres unbussfertigen Hochmutes willen sei Gott, «der Gott der Herrlichkeit», auch heute dran, an unseren Tempeln vorbei in die Wüste zu gehen, aus dem Dornbusch zu reden statt von den Kanzeln, und wohne wieder im Wanderzelt, statt in unseren romanischen, gotischen, renaissance- und modern-sachlichen Tempeln. So häuft Stephanus feurige Kohlen auch auf unser Haupt.

Und nun schauen wir uns diese Rede etwas näher an. «Der Gott der Herrlichkeit erschien unserm Vater Abraham, da er noch in Mesopotamien war» (2-7). Er wird hier gleich am Eingang «der Gott der Herrlichkeit» genannt. Das möchten doch die Richter, die jetzt Stephanus um einer angeblichen Gesetzesübertretung willen angeklagt haben, bedenken. Gewiss ist dieses Gesetz heilig, recht und gut. Und es liegt dem Stephanus so fern wie vor kurzem seinem Herrn, das Gesetz Gottes aufzulösen. Zwar erniedrigt sich Gott selbst so weit herunter, dass er seinen heiligen Willen ins enge Gefäss unserer menschlichen Buchstaben, Worte und

Gesetzesbestimmungen hinein gibt. Aber heisst das, dass man über diesen Gott und sein Gesetz, gleich einem Setzer am Setzkasten über die Buchstaben, verfügen kann? Ist der Gott der Bibel dieser kleine rabbinische Buchstaben- und Gesetzes-Gott, wozu ihn die Richter des Stephanus machen? Wie war es denn zu Abrahams Zeiten? Hat Abraham über Gott verfügt? Umgekehrt, Gott hat in freier und souveräner Gnade über Abraham verfügt. Aus dem Lande seiner Väter hat er ihn herausgeführt, «in ein Land, das ich dir zeigen will». Und hat Abraham über dieses gelobte Land verfügt? Nein, ein Fremdling ist er dort gewesen. Keinen Schuh breit Erde hat er seinen Besitz genannt. Das einzige, das er käuflich erwerben konnte, war ein Flecklein Erde für ein Grab. Und Gott hat ihm die Verheissung gegeben — in welchem Tempel? Unter freiem Himmel, beim Schein der Sterne, hat er ihm Nachkommen verheissen, so zahlreich wie der Sand am Meer. Oder hat Abraham über seine Nachkommen verfügt? Zur Zeit der Verheissung ist Abraham ja noch kinderlos, und die Zeit der Zeugung und des Gebarens ist ja für ihn und für sein Weib längst vorbei. Das ist der grosse Gott der Verheissung, der freie Gott des Gnadenbundes. Stephanus spricht den Gedanken nicht wörtlich aus; aber es ist hier zwischen den Zeilen zu lesen: Ist das euer Buchstabengott? Ist das nicht vielmehr der Gott Jesu Christi, der damals wie heute majestätisch und unbegreiflich frei am Werk ist? Der Gott der Herrlichkeit?

«Und er zeugte Isaak» (8-19). Und nach Isaak und Jakob folgt Joseph, der Jüngling im bunten Rock, mit seinen ungeheuerlichen Träumen. Und die Brüder Josephs ärgerten sich, neideten ihn und verkauften ihn nach Ägyptenland. Aber der nach Ägypten Verkaufte, Gehasste wird ihnen zum Retter. Wiederum spricht Stephanus es nicht aus; aber wiederum steht das hier machtvoll zwischen den Zeilen: Den Rabbi von Nazareth habt ihr auch gehasst, überantwortet und erledigt. Um seiner ungeheuerlichen Gesichte, Worte und Taten

willen habt ihr auch ihn beneidet. Aber gerade der ist euch, wie weiland Joseph seinen Brüdern, zum Retter geworden. Der Gott der Herrlichkeit rettet durch den, an dem man sich ärgerte, den man beneidete. Ihr Herren Richter, merkt ihr denn immer noch nichts?

«Zu der Zeit ward Mose geboren» (20-43). Und nun Moses, für die Richter des Stephanus nichts anderes als der Mann und Mittler des Gesetzes. Für Gott aber ist Moses der Mann und Mittler des Erbarmens und der Rettung. Schon seine Geburt ist veranlasst dadurch, dass die Not Israels zum Himmel schreit, Moses wird schon als Retter geboren. Am Tage seiner Geburt ist menschlicherweise über diesen Gottesretter schon das Todesurteil gefällt. Aber Moses soll am Leben bleiben. So verfügt es der freie, der herrliche Gott. Die Eltern setzen den Dreimonatealten aus. Als Findelkind am Hofe des Tyrannen aufgewachsen, nimmt sich später der Vierzigjährige seiner geknuteten Brüder an. Aber — seine Brüder, die Moses retten will, hassen ihn und drohen ihm, so dass er, der Retter, fliehen muss. Nach nochmals 40 Jahren begegnet ihm der Gott der Herrlichkeit. In welchem Tempel? In der Wüste, am Berg, im Dornbusch, in der Flamme: «Mose aber ward zitternd und wagte nicht, anzuschauen.» Und obschon das Volk nicht will gerettet sein, rettet er es aus der Hand des Tyrannen. Sie murren und heben Steine auf gegen ihren Retter. Gewiss, Mose vermittelt dann dem Volk auch das Gesetz. Aber das Volk antwortet darauf mit seinem Tanz ums Kalb und mit greulichem Molochdienst. Wäre Mose nur ein Mann des Gesetzes, dann wäre es jetzt aus mit Israel. Aber Gott ist ein Gott, der sich erbarmt und der rettet. Stephanus spricht es nicht aus, aber es ist hier mit Händen zu greifen: In der Geschichte dieses Retters, der gehasst wird und von dem es heisst: «aber sie verstanden's nicht» (25), ist die Geschichte des Jesus von Nazareth vorgebildet, des Retters, der gekreuzigt wird.

«Salomo aber baute ihm ein Haus» (43-50). Einen Tempel

gibt es zur Zeit des Mose und Josua auch; aber wie sieht er aus? Wie dick sind seine Mauern? Ein tragbares Zelt in der Wüste, das ist Gottes vornehmster Tempel. Ist es Strafe, oder ist es nicht vielmehr bewahrende Gnade, dass David, obschon er es möchte, Gott keinen massiven Tempel bauen darf? Das war dann erst dem Salomo gestattet — der freilich später, nicht ganz von ungefähr, noch anderen Göttern auch Tempel baute. Darum sagt er diesem ersten Tempelbauer mit aufgehobenem Finger, dass er, der Gott der Herrlichkeit, wohl in Tempeln wohnen kann, wann und solange er will, aber dass Gott niemals der Gefangene von Tempeln ist. Haben die Propheten von Amos bis Jeremia je aufgehört zu bezeugen, dass Gott grösser ist als Tempel, von Menschenhand gebaut? Das ist doch derselbe Gott, von dem Christus zwar sagt: «Wisset ihr nicht, dass ich sein muss in dem, was meines Vaters ist?» Und später sagt er zwar noch einmal vom Tempel: «Der Eifer um das Haus meines Vaters hat mich gefressen.» Aber sein letztes Wort über den Tempel lautet dann: «Es wird hier kein Stein auf dem anderen bleiben.»

Und dann hört der Heilige Geist plötzlich auf, durch die Blume zu den Richtern und Kreuzigern zu sprechen. Stephanus geht nun zur offenen und direkten Anrede über. Eine Anrede, so herausfordernd, dass sie sich jetzt entscheiden müssen. Noch immer bleibt es offen, wie ihr Entscheid fallen wird. Als Unbeschnittene redet er jetzt die Herren Richter an. Das ist eine Bezeichnung tiefster Verächtlichkeit, Unbeschnittene sind die Heiden. Ihr seid «unbeschnitten an Herzen und Ohren». Ihr seid nicht anders als eure Väter. Solchen, die allezeit und bis zu dieser Stunde dem Heiligen Geist widerstrebten, bietet hier der Gott der Herrlichkeit noch einmal die Hand. Aber, «gab es je einen Propheten, den eure Väter nicht verfolgt haben»? Habt ihr nicht schon jene getötet, die diesen Jesus prophezeiten, diesen Gerechten, dessen Verräter und Mörder ihr jetzt geworden seid? Das Gesetz? Ja, das Gesetz! Ihr habt es empfangen durch der

Engel Geschäfte und — habt es nicht gehalten! Hätten sie Moses' Gesetz wenigstens zu halten versucht — ihr Versagen hätte sie dann stracks dem Retter und Erbarmer in die Arme getrieben (51-53).

Aber noch ist jenen Richtern und Mördern Christi die Hand des Auferstandenen dargestreckt. Das ist ja, auch jetzt noch, der ganze Sinn der Stephanusrede. Einen Augenblick zittert noch die Möglichkeit in der Luft, ob sie umkehren und die Hand annehmen werden. Es dünkt einen, die Sonne stehe jetzt still in der Erwartung, dass Israel die Hand ergreife. Aber Israel kehrt nicht um. Sie schlagen die Hand des Erlösers. Stephanus wird gesteinigt. Dabei aber leuchtet sein Gesicht auf wie ein Berggipfel, wenn die Sonne aufgeht. Ihm geht die Sonne auf. Er sieht den Menschensohn ihm entgegenkommen, schon ist dieser aufgestanden, sieht er ihn doch nicht sitzen, sondern «stehen zur Rechten Gottes». In Christi Hände befiehlt Stephanus seinen Geist. Mit dem letzten Atem aber, der ihm zur Verfügung steht, kommt noch die Bitte über seine erbleichenden Lippen: «Herr, behalte ihnen diese Sünde nicht.» So hält Stephanus schon sterbend noch fest an der Hoffnung für Israel.

Das Amen zu seiner Predigt kann Stephanus nicht mehr sagen. Aber ein seltsamer Jüngling steht dabei und hat Wohlgefallen am Tod des Stephanus. Saulus, der Israelite und Christenverfolger, wird bald die Predigt des Stephanus wieder aufnehmen und fortsetzen, die Predigt vom Kreuz, eine Gotteskraft für alle Glaubenden, vorab für die Juden, aber auch für die Heiden. Das Amen zu dieser Predigt wird freilich auch Paulus nicht sprechen. Das hat sich Gott selber vorbehalten dann, wenn die Fülle der Heiden eingegangen ist und wenn Israel sich zu seinem Erlöser bekehrt hat.

2. Teil:
Antiochien, das Geheimnis der Sendung

Philippus aber kam hinab in eine Stadt Samariens

8,[1] Saulus aber hatte Wohlgefallen an seinem Tode. Es erhob sich aber zu der Zeit eine grosse Verfolgung über die Gemeinde zu Jerusalem; und sie zerstreuten sich alle in die Länder Judäa und Samarien, ausser den Aposteln. [2] Es bestatteten aber Stephanus gottesfürchtige Männer und hielten eine grosse Klage über ihn. [3] Saulus aber verstörte die Gemeinde, ging hin und her in die Häuser und zog hervor Männer und Weiber und überantwortete sie ins Gefängnis. [4] Die nun zerstreut waren, gingen um und predigten das Wort.

[5] Philippus aber kam hinab in eine Stadt in Samarien und predigte ihnen von Christo. [6] Das Volk aber hörte einmütig und fleissig zu, was Philippus sagte, und sah die Zeichen, die er tat. [7] Denn die unsaubern Geister fuhren aus vielen Besessenen mit grossem Geschrei; auch viele Gichtbrüchige und Lahme wurden gesund gemacht. [8] Und es ward eine grosse Freude in derselben Stadt. [9] Es war aber ein Mann mit Namen Simon, der zuvor in der Stadt Zauberei trieb und bezauberte das samaritische Volk und gab vor, er wäre etwas Grosses. [10] Und sie sahen alle auf ihn, beide, klein und gross, und sprachen: Der ist die Kraft Gottes, die da gross ist. [11] Sie sahen aber darum auf ihn, dass er sie lange Zeit mit seiner Zauberei bezaubert hatte. [12] Da sie aber den Predigten des Philippus glaubten von dem Reich Gottes und von dem Namen Jesu Christi, liessen sich taufen Männer und Weiber. [13] Da ward auch Simon gläubig und liess sich taufen und hielt sich zu Philippus. Und als er sah die Zeichen und Taten, die da geschahen, verwunderte er sich. [14] Da aber die Apostel hörten zu Jerusalem, dass Samarien das Wort Gottes angenommen hatte, sandten sie zu ihnen Petrus und Johannes, [15] welche, da sie hinab kamen, beteten sie über sie, dass sie den heiligen

Geist empfingen. 16. (Denn er war noch auf keinen gefallen, sondern sie waren allein getauft auf den Namen Christi Jesu.) [17] Da legten sie die Hände auf sie, und sie empfingen den heiligen Geist. [18] Da aber Simon sah, dass der heilige Geist gegeben ward, wenn die Apostel die Hände auflegten, bot er ihnen Geld an [19] und sprach: Gebt mir auch die Macht, dass, so ich jemand die Hände auflege, derselbe den heiligen Geist empfange. [20] Petrus aber sprach zu ihm: Dass du verdammt werdest mit deinem Gelde, darum dass du meinst, Gottes Gabe werde durch Geld erlangt! [21] Du wirst weder Teil noch Anrecht haben an diesem Wort; denn dein Herz ist nicht rechtschaffen vor Gott. [22] Darum tue Busse für diese deine Bosheit und bitte Gott, ob dir vergeben werden möchte die Tücke deines Herzens. [23] Denn ich sehe, dass du bist voll bitterer Galle und verknüpft mit Ungerechtigkeit. [24] Da antwortete Simon und sprach: Bittet ihr den Herrn für mich, dass der keines über mich komme, davon ihr gesagt habt. [25] Sie aber, da sie bezeugt und geredet hatten das Wort des Herrn, wandten sich wieder um gen Jerusalem und predigten das Evangelium vielen samaritischen Flecken. *Apostelgeschichte 8,1-25*

«Philippus aber kam in eine Stadt in Samarien und predigte ihnen von Christo» (5). Hinter dieser schlichten Notiz steht mehr, als man auf den ersten Blick vermuten könnte. Das heisst nämlich nichts Geringeres, als dass es nun mit der Sache Christi wiederum einen gehörigen Ruck vorangegangen ist. Das ist ja überhaupt das Herzerquickliche an der Apostelgeschichte, dass es darin mit Gottes Sache vorwärts geht. Lukas kennt einen Fortschritt im Reiche Gottes. Er scheut sich nicht, dieses Fortschreiten gelegentlich sogar in Zahlen anzugeben. Vor Pfingsten, so orientiert er uns, gab es 120 Christen in Jerusalem, am Pfingsttag kommen 3000 hinzu, kurze Zeit darnach sind es bereits deren 5000, und seither wird unter mehreren Malen ein weiteres Anwachsen der Zahl der Gläubigen festgestellt. Dabei kann uns nicht

entgangen sein, dass diese ständige Zunahme der Christengemeinde bis jetzt ausschliesslich auf den Platz Jerusalem und dessen nähere Umgebung beschränkt geblieben ist. Das ist in der Tat auffällig. Wohl hat der Auferstandene den Jüngern nach Ostern in Aussicht gestellt: «Ihr werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an das Ende der Erde» (1,8); aber offenbar konnten sich die Apostel bis zur Stunde eine räumliche Entfernung der Christengemeinde von Jerusalem weg aufs Land oder gar über die Landesgrenze hinaus überhaupt nicht vorstellen. Wie weit hierbei jene frühere Anweisung des Herrn, als er sie einst zu zwei und zwei aussandte, bei ihnen eine hemmende und einschränkende Nachwirkung hat, ist schwer festzustellen; damals hatte er ihnen den Befehl gegeben: «Gehet nicht auf der Heiden Strasse und ziehet nicht in der Samariter Städte, sondern gehet hin zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel» (Matth. 10). Andererseits haben sie bestimmt auch bemerkt, wie auffällig ihr Meister gerade die verachteten und gehassten, weil vom rechten Glauben abgefallenen, Samariter liebte, so wie er seine Heilandsliebe ja auch den Zöllnern und Huren nicht entzog. Die Jünger haben bestimmt nicht vergessen, wie ihr Herr bei gelegentlichen Durchmärschen Samarien berührte, wie er einmal, am Jakobsbrunnen, mit einer Samaritanerin sich in ein Gespräch einliess, wie er bei diesem Anlass sogar volle zwei Tage in einer Samariterstadt zubrachte. Aber damit hatte es, bis jetzt, sein Bewenden.

Nun aber ist der denkwürdige Augenblick gekommen (fast möchte man sagen, der weltgeschichtliche Augenblick; aber damit wäre ja viel zu wenig gesagt, geht es doch hier nicht nur um Weltgeschichte, sondern um die Geschichte des Reiches Gottes in der Welt) — nun ist der reichsgeschichtliche Augenblick gekommen, da die Kirche Christi den Schritt (oder dürfen wir sagen, den Sprung?) über die Grenzen, noch nicht ins Heidenland, wohl aber vorläufig schon ins

Samaritergebiet hinaus tut. Dieses, reichsgottesgeschichtlich gesehen, bedeutsame Ereignis steht hinter der Notiz, dass «Philippus in eine Stadt Samariens hinab kam und predigte von Christo».

Dabei ist zu beachten, dass es nicht etwa der Weitblick der Apostel ist, oder gar ein plötzlich erwachter Missionseifer der Gemeinde, was den Anstoss zu diesem Schritt über die Grenzen gibt, nein, es ist die Not; bittere Not ist hier, wie so oft, ein Segensmittel in Gottes Hand. Der Eingang dieses Kapitels zeigt uns eine aufgebahrte Leiche, die des ersten christlichen Märtyrers Stephanus. Wie unheimlich in Jerusalem die Volkswut gegen die Christen aufgestachelt ist, geht aus dem Umstand hervor, dass es nicht Christenbrüder sind, die es wagen dürfen, Stephanus zu bestatten. Diesen Dienst der Menschlichkeit müssen so genannte «Gottesfürchtige» übernehmen, mit der Gemeinde sympathisierende Juden oder Heiden sind es, die über Stephanus die Totenklage erheben (2). Ausser der Bahre des Stephanus steht aber ebenfalls im Eingang dieses Kapitels der finstere Geselle aus dem Stamm Benjamin mit Namen Saulus. Das ist jener Stamm Benjamin, von dem Erzvater Jakob einmal sagt: «Du bist ein reissender Wolf» (1.Mose 49). Saulus der Benjaminit ist nun an der jungen Kirche zum reissenden Wolf geworden. Der nachmalige Apostel denkt später, wie wir noch sehen werden, oft genug mit Scham und Schmerz an diese blutigen Tage zurück. Vom Hohen Rat bekommt er den Auftrag zu Haussuchungen. Mit welcher Unerbittlichkeit er dieselben betreibt, geht daraus hervor, dass nun nicht mehr nur Männer, sondern, wie es ausdrücklich heisst, «Männer und Weiber» um ihres Glaubens willen verhört und zur Rechenschaft gezogen werden: «Saulus aber verstörte die Gemeinde, ging hin und her in die Häuser und zog hervor Männer und Weiber und überantwortete sie ins Gefängnis» (3). Die Ausrottung der Christen ist offensichtlich jetzt beschlossene Sache.

Das sind jene Tage, da der grösste Teil der Gemeindeglieder

die Freiheit und Erlaubnis des Heiligen Geistes erhält, durch Abwanderung Jerusalem zu verlassen. Nur den Aposteln ist dieser Ausweg offenbar nicht erlaubt. Diese bleiben, unter nicht geringer Lebensgefahr, in der Stadt zurück. Unter den Fliehenden wird einem Freund und Arbeitskollegen des verstorbenen Stephanus, dem Diakon Philippus, eine gewisse Verantwortungsstellung übertragen. So zeigt es sich hier nun zum ersten Mal, was in der Folgezeit durch die ganze Kirchengeschichte bis zum heutigen Tag sich dann immer und immer wieder ereignen durfte, dass es nach Gottes Rat und Willen ein Wunder der Mission durch Verfolgung und Zerstreuung gibt. Je wütender Saulus in die Glut schlägt, umso reichlicher stieben die Funken, schon geht das Nachbarhaus in Flammen auf, Judäas Nachbar ist Samarien. Das Blut des Stephanus ist nicht umsonst geflossen. Dies Wunder der Mission durch Verfolgung haben später die Kirchenväter Tertullian und Augustin mit dem bekannten Wort umschrieben, dass das Blut der Märtyrer der Same der Kirche ist. Und als Luther die Nachricht bekam, zwei Studenten seien in Brüssel um ihres evangelischen Glaubens willen auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden, da schrieb er ein Lied, das mit dem kühnen Gedanken anhebt: Der Wind wird die Asche der beiden in alle Lande tragen. Bekannt ist die fast unabsehbare Streuung und Segnung des Glaubens in alle umliegenden Länder Europas, ausgehend von der französischen Hugenottenverfolgung. Auch die Täuferverfolgungen, des 16. und 17. Jahrhunderts verdienen in diesem Zusammenhang erwähnt zu werden, deren Spuren heute vom fernsten Sibirien bis ins Innere von Nord- und Südamerika sichtbar werden. Ja, wenn uns jetzt schon der Blick in die verborgene Geschichte der Glaubensverfolgungen der letzten dreissig Jahre geschenkt wäre, ich glaube, wir würden nicht wenig staunen über die Wunder der blutigen Mission. Diesem Wunder wohnen wir nun in Jerusalem zum ersten Male bei: «Und sie zerstreuten sich alle in die Länder Judäa und

Samarien, ausser den Aposteln. Die nun zerstreut waren, gingen um und predigten das Wort» (1.4).

Was uns weiter und ebenfalls hier zum ersten Mal auffällt und künftighin in der Apostelgeschichte immer wieder begegnen wird, ist das Denken, oder besser gesagt, das Glauben, Hoffen und Lieben in Räumen. Es handelt sich da nie nur um einzelne Menschen, die gerettet werden, sondern um ganze Räume, eine Stadt, eine Gegend, um einen Volksstamm. Es kommt mir dabei eine schlichte Traktatverträgerin in den Sinn, die mir von Zeit zu Zeit begegnet und in deren Arbeiten etwas von dieser Raumhaftigkeit des Glaubens sichtbar ist. Sie hat im Geist immer Räume vor sich, in die hinein sie den Namen Christi tragen darf. Bald ist es der Bundesbahnhof, oder es ist ein ganz bestimmter Eisenbahnzug, zum Beispiel der Extrazug, der alljährlich zur Basler Fastnacht fährt, oder es ist eine bestimmte Berufsgruppe. Sie kann etwa sagen: Heute muss ich an die Hauptpost, oder in dieses und jenes Verwaltungsgebäude, oder aufs Ausstellungsareal, oder auf den Sportsplatz, wo eben eine Grossveranstaltung stattfindet. So treten nun die nach der Hinrichtung des Stephanus verjagten Christen in den Raum Samarien hinein. Sie werden blutig wenig Reisegepäck mitbekommen haben, werden sozusagen ganz auf mildtätige Gastgeber angewiesen sein. Das heisst, etwas bringen sie mit, wenn auch nicht Silber oder Gold, so doch den Christusnamen, das Wort, den Glauben. Dabei sehen sie mit einer gewissen gespannten Erwartung der Wirkung dieses Christusnamens entgegen. Wird dieser überhaupt ausserhalb Jerusalems und nun gar im Ausland eine Wirkung auslösen? Auch wenn es nun nicht die beauftragten und verordneten Urapostel sind, die ihn aussprechen, sondern nur sie, die schlichten Gläubigen?

Die Wirkung übersteigt alles Erwarten. Diese Flüchtlinge, sie sind nichts, haben nichts und gelten nichts, wirken in Samarien wie ein fremdes Heer, wie eine Invasionsarmee, wie

eine Besatzungsmacht des Glaubens, wie Scharen von Fremdarbeitern. Gerade weil sie nicht auf Heer oder Kraft bauen können, sondern allein auf den Geist und aufs Wort, ist die Wirkung umso kräftiger. Freilich ist Samarien kein Hohlraum, kein Vakuum. Samarien ist bereits besetztes Gebiet, und wie! Viel Krankheitselend hat sich da festgesetzt, auch sehr viel Aberglaube und halbheidnische Finsternis. Allerlei Kräfteträger und Kräftespender treiben da ihr Handwerk. Derartige Kräftevermittler, solche Helfer durch Kräfte der Natur und des Geistes, nennt die Bibel Zauberer. Das gibt es also; wir werden ihnen noch oft begegnen, es gibt sie aber nicht nur zur Zeit der Abfassung der Apostelgeschichte, es gibt sie auch heute und hier, heute mehr denn je. Zauberei ist eine Realität, und es ist nicht ratsam, zu meinen, das sei ein längst überwundenes Stadium. Man beobachtet zu oft, wie gerade die Aufgeklärtesten über Nacht bei irgendwelchen Helfern durch Kräfte, bei irgendwelchen Zauberern, landen. Man kann der Zauberei in der Seelsorge begegnen, zu Stadt und Land. Ich erinnere mich an eine Person, welche die Gabe besass, in den drei höchsten Namen eine ganz bestimmte Kinderkrankheit zu beseitigen. Sie praktizierte diese echte Zauberei jahrelang an ihren eigenen und an Nachbarskindern. Eine andere erzielte jahrzehntelang in den drei höchsten Namen derartig auffällige Heilerfolge am Vieh im Stall, dass der Veterinär sich einmal dahin äusserte, er betrete diesen Stall nie gern; es sei etwas darin nicht geheuer.

Solch echte Zauberei, solch Helfen durch Kräfte hat bestimmte, auffällige Kennzeichen. Eines dieser Merkmale besteht darin, dass diejenigen, die sich auf diesem Weg helfen lassen, eine starke Bindung an die Helfer und Vermittler der Kräfte erfahren. Die Leute werden, wie es Luther übersetzt, durch die Kräftevermittler «bezaubert», sie werden bannartig angezogen, gebunden und abhängig. Ein anderes Merkmal der Zauberei ist die Verborgenheit. Es gibt keine Sünde,

die sich so sehr mit Heimlichkeit umhüllt wie die Zaubereisünde. Es liegt eine solche Macht der Heimlichkeit über diesem Treiben, dass oft sogar diejenigen, die dabei aktiv oder passiv beteiligt sind, sich dessen lange Zeit nicht voll bewusst werden. Zauberei kann sich so geschickt tarnen, dass es oft schwer hält, sie von Frömmigkeit zu unterscheiden. Jene eben erwähnten Zauberinnen waren denn auch beide ausgesprochen fromme Leute. Zur Zauberei gehört schliesslich, dass diejenigen, die sie treiben, nie mehr froh sind. An Menschen, die sich mit Zauberei eingelassen haben, fällt einem immer wieder auf, dass man sie nie mehr von Herzen lachen oder singen hört. Die Freude ist weg. Eine gewisse Düsternis legt sich wie ein Mehltau auf sie.

Dieses helldunkle Treiben hat sich in Samarien vor allem auf eine Person konzentriert und zusammengeballt, auf einen mit Namen Simon. Von ihm sagen die Leute, dass er «mehr könne als Brot essen». Es gehen Kraftwirkungen besonders auffälliger Art von ihm aus. Er hat ganz offensichtlich den Anschluss an verborgene Quellen der Natur und des Geistes. Jedermann hängt ihm an. Nicht etwa nur die kleinen, unaufgeklärten und leichtgläubigen Leutchen, nein, es heisst ausdrücklich «und sie sahen alle auf ihn, beide, klein und gross» (10), also auch die Tonangebenden und Gebildeten, auch die Stützen der Gesellschaft, halten grosse Stücke auf Simon und sagen von ihm: «Der ist die Kraft Gottes, die da gross ist.» Dieser Simon Magus ist das Urbild des mittelalterlichen Doktor Faust, der seinerseits wiederum das Vorbild Goethes für sein bekanntes Werk geworden ist. Das ist der Urtypus des Menschen, der durch Verbindung mit geheimen Quellen und durch Vermittlung von besonderen Kräften den Menschen helfen kann: «Er gab vor, er wäre etwas Grosses» (9). So ist Simon Magus ein Helfer und Grosser der Menschheit.

Und nun sind also Philippus und die Verjagten in den Raum Samarien, ins Kraft- und Wirkungsfeld des Zauberers Simon, eingetreten. Auch die Christen haben den Anschluss an

eine Kraftquelle. Diesem Kontakt verdanken auch sie die Möglichkeit, Hilfe zu vermitteln. Aber es ist weder die Natur noch das Geisterreich, es ist der auferstandene Christus, der sie mit Kraft und Vollmacht ausstattet. Die Predigt des Philippus hat eine dreifache Kraftwirkung. Von unsaubern Geistern Besetzte werden befreit, Kranke, vor allem Gichtleidende, erhalten die Gesundheit wieder, als besonders auffällige Wirkung aber wird hervorgehoben: «Es ward eine grosse Freude in derselben Stadt» (8). Jener tierische Ernst und jene Düsternis, für alle Zauberei so kennzeichnend, hat der Freude Platz gemacht.

Simon der Zauberer merkt sofort die Konkurrenz. Seltsamerweise widersteht er dem Philippus nicht; ob er dabei die Überlegenheit Christi, des Auferstandenen, spürt, oder ob aus blosser Berechnung, wir wissen es nicht. Tatsache ist, dass er auch unters Wort kommt, wird auch gläubig, lässt sich auch taufen, ist immer auch dabei. Es scheint, dass Philippus zunächst nicht merkt, dass damit ein verkappter Wolf sich unter die Herde gemischt hat. Man darf ihm deswegen keinen Vorwurf machen, gehört doch, wie wir gesehen haben, die Zaubereisünde zu den verborgensten. Es ist nicht ausgeschlossen, dass bis dahin sogar der Zauberer selber sich nicht klar bewusst war, dass er ein Zauberer ist, dass Simon selber sich mit einem echten Schaf des echten guten Hirten verwechselte.

Unterdessen ist die Kunde von der unerwarteten Wirkung des Wortes Gottes im Raume Samariens bis zu den in Jerusalem verbliebenen Aposteln durchgedrungen: «Da aber die Apostel hörten zu Jerusalem, dass Samarien das Wort Gottes angenommen hatte, sandten sie zu ihnen Petrus und Johannes» (14). Man beachte hier wieder jenen Raumglauben — Samarien hat das Wort Gottes angenommen! Die beiden Apostel kommen und stellen, wohl nicht ohne tiefste Verwunderung und Dankbarkeit, fest, dass hier Kirche entstanden ist. Was Heimsuchung war, hat sich zum Sieg und Segen

verwandelt, Christus hat sein Reich in Samarien aufgerichtet. Nur spüren die Apostel bald einmal, dass hier irgendetwas noch nicht ist wie in der Urgemeinde in Jerusalem. Ob der Heilige Geist noch nicht in seiner ganzen Fülle ausgegossen ist? Ob irgendein Fremdkörper die volle Wirkung des Geistes dämpft und aufhält?

Schliesslich beten sie mit den Getauften und legen die Hände auf sie. Darauf geschieht etwas, das nicht näher beschrieben und ausgeführt wird. Es heisst nur «und sie empfingen den Heiligen Geist». An welchen Zeichen man das festgestellt hat, steht nicht hier. Einer hat es jedenfalls gemerkt, nämlich Simon der Zauberer. Simon hat heimlich schon Philippus beneidet, weil er ahnt, dass dieser mehr und anders helfen kann als er mit seiner Zauberei. Den Aposteln gegenüber empfindet er jetzt den Abstand noch viel schmerzlicher. So geht er denn hin und tut, was Judas tat, nur nicht, um Christus, sondern um sich selber mit Geld zu verraten. Er möchte den Aposteln ihr Geheimnis des Helfens abkaufen. Vielleicht tut er das in guten Treuen, weil er es nicht anders versteht. Er hat immer noch nicht gemerkt, dass es ja Christus ist, der durch diese Männer wirkt, fasst ihr Wirken und Helfen immer noch auf als eine wirkungsvollere, als eine höher entwickelte Form von Zauberei. Darum bietet der Zauberer den Aposteln Geld an, um ihnen ihr Geheimnis, sozusagen ihr Patent, abzukaufen. Es ist möglich, dass er das mit gutem Gewissen tut und tatsächlich meint, es handle sich da um eine Kunst, die man erwerben könne wie ein Rezept von einem Apotheker oder wie ein Fabrikationsgeheimnis von einem Erfinder.

Das aber ist nun der Moment, da ihn die Apostel entdecken und da sie ihm vor den Leuten, aber sehr wahrscheinlich auch vor sich selber, die Maske lüften und ihn als den entlarven, der er ist. Mag sein Treiben als Zauberer zum Verwechseln ähnlich sein mit dem Wirken der Apostel, es ist doch davon durch einen Abgrund, der Himmel und Hölle

scheidet, getrennt. Die Jünger wirken und helfen im Namen und Auftrag Christi, des Erlösers der Welt; der Zauberer aber wirkt und hilft als Besitzer von Kräften, als Beherrscher einer Geheimkunst. Die Apostel tun es als gläubige Gotteskinder, er aber tut es im eigenen Auftrag und auf eigene Rechnung. Dieser Unterschied wird nun dem Zauberer durch sein plumpes Geldangebot blitzartig aufgedeckt. Petrus redet nun mit ihm in aller hier wünschbaren Deutlichkeit: «Dass du verdammt werdest mit deinem Gelde, darum, dass du meinst, Gottes Gabe werde durch Geld erlangt» (20). Die Apostel sind an Gottes Wort gebunden, dem Zauberer aber wird zugerufen: «Du wirst weder Teil noch Anfall haben an diesem Wort» (21).

Aber noch ist nicht alle Hoffnung für Simon Magus verloren. Wenn sein Herz bis jetzt «nicht rechtschaffen vor Gott» war, dann kann das noch anders werden. Petrus lädt ihn zur Umkehr und zur Busse ein. Simon soll Gott bitten, er möge ihn von der Tücke seines Herzens, von der bitteren Galle des Neides und von seiner Bindung ans Unrecht befreien (22.23). Damit gibt Petrus der Hoffnung Ausdruck, dass in Zaubereisünden verstrickte Menschen nicht verloren sein müssen. Diese Sünde kann vergeben werden. Ob Simon der Zauberer, der nicht wenig erschrocken die Apostel bittet, sie möchten für ihn in Fürbitte eintreten, sich wirklich von seiner Zauberei bekehrt hat, entzieht sich unserem Wissen.

Dieser Bericht vom Einbruch des Evangeliums in den Raum Samariens ist heute aktueller denn je. Die Weltgeschichte wimmelt heute von Helfern der Menschheit, von Kräftevermittlern aus Ost und West, sei es auf dem Gebiete der Politik und Wirtschaft oder auf dem Gebiete des körperlichen Befindens. Diese Helfer durch Kräfte, die mehr können als andere Leute, lieben es auch heute, als getaufte und gläubige Christen aufzutreten und mit den Aposteln gemeinsame Sache zu machen. Simon der Zauberer und Simon Petrus sind auch heute nicht immer auf den ersten Blick voneinander

unterscheidbar. Da gilt es, wachsam zu sein. Ob solche Helfer durch Kräfte Zauberer sind oder Apostel, dafür gibt es ein auf die Dauer immer untrügliches Zeichen: Das ist die Freude: «Und es ward eine grosse Freude in derselben Stadt.» Und zwar nicht irgendwelche Freude, sondern Freude im strengsten biblischen Sinn. Es ist nicht Freude darüber, dass «euch Macht gegeben ist, zu treten auf Schlangen und Skorpione, und nichts wird euch beschädigen», eben nicht Freude über Hilfe durch Kräfte, auch nicht Freude darüber, dass «euch die Teufel untertan sind», sondern ganz schlicht Freude darüber, dass Christus für uns am Kreuz gestorben und nach drei Tagen wieder auferstanden ist. Nicht Freude über erfahrene Heilungen, sondern Freude übers erfahrene Heil. Diese Freude darüber, «dass eure Namen im Himmel geschrieben sind» (Luk. 10,17-20), ist die einzige Freude, die man nicht kaufen und nicht bezahlen kann. Da hat «Christus für alle meine Sünde vollkömmlich bezahlet und hat mich aus aller Gewalt des Teufels erlöset». Das ist die eine Freude, welche die grosse heisst, von der die Engel in der Weihnacht sagen: «Fürchtet euch nicht, denn siehe, ich verkündige euch grosse Freude.» Wo es um diese eine Freude geht, da redet und wirkt Simon der Apostel. Wo aber die Freude und das Interesse an zeitlicher Heilung die Freude übers ewige Heil aus der Mitte drängt, da besteht die Gefahr, dass Simon der Zauberer seine Hand im Spiel hat.

Und siehe, ein Mann aus Mohrenland!

8,[26] Aber der Engel des Herrn redete zu Philippus und sprach: Stehe auf und gehe gegen Mittag auf die Strasse, die von Jerusalem geht hinab gen Gaza, die da wüst ist. [27] Und er stand auf und ging hin. Und siehe, ein Mann aus Mohrenland, ein Kämmerer und Gewaltiger der Königin Kandaze in Mohrenland, welcher war über ihre ganze Schatzkammer, der war gekommen gen Jerusalem, anzubeten, [28] und zog wieder heim und sass auf seinem Wagen und las den Propheten Jesaja. [29] Der Geist aber sprach zu Philippus: Gehe hinzu und halte dich zu diesem Wagen! [30] Da lief Philippus hinzu und hörte, dass er den Propheten Jesaja las, und sprach: Verstehst du auch, was du liesest? [31] Er aber sprach: Wie kann ich, so mich nicht jemand anleitet? Und ermahnte Philippus, dass er aufträte und setzte sich zu ihm. [32] Der Inhalt aber der Schrift, die er las, war dieser: «Er ist wie ein Schaf zur Schlachtung geführt; und still wie ein Lamm vor seinem Scherer, also hat er nicht aufgetan seinen Mund. [33] In seiner Niedrigkeit ist sein Gericht aufgehoben. Wer wird aber seines Lebens Länge ausreden? Denn sein Leben ist von der Erde weggenommen.» [34] Da antwortete der Kämmerer dem Philippus und sprach: Ich bitte dich, von wem redet der Prophet solches, von sich selber oder von jemand anders? [35] Philippus aber tat seinen Mund auf und fing von dieser Schrift an und predigte ihm das Evangelium von Jesu. [36] Und als sie zogen der Strasse nach, kamen sie an ein Wasser. Und der Kämmerer sprach: Siehe, da ist Wasser; was hindert's, dass ich mich taufen lasse? [37] Philippus aber sprach: Glaubst du von ganzem Herzen, so mag's wohl sein. Er antwortete und sprach: Ich glaube, dass Jesus Christus Gottes Sohn ist. [38] Und er hiess den Wagen halten, und stiegen hinab in das Wasser beide, Philippus und der Kämmerer, und er taufte ihn. [39] Da sie aber heraufstiegen aus dem Wasser, rückte

der Geist des Herrn Philippus hinweg, und der Kämmerer sah ihn nicht mehr; er zog aber seine Strasse fröhlich.
40 Philippus aber ward gefunden zu Asdod und wandelte umher und predigte allen Städten das Evangelium, bis dass er kam gen Cäsarea.
Apostelgeschichte 8,26-40

Wenn Gott jeweilen seinen Engel einsetzt, dann sind vom Himmel her Ereignisse von einer gewissen Tragweite in Vorbereitung. Wir tun dann jedenfalls gut daran, etwas Ausserordentliches zu erwarten. Und da taucht nun in der Tat auf einmal dieser «Engel des Herrn», dieser Spezialist für göttliche Sonderaufträge, wieder auf: «Aber der Engel des Herrn redete zu Philippus und sprach» (26). Wir sind jetzt mit Recht etwas gespannt auf die Dinge, die da kommen sollen. Schauen wir uns zunächst diese alt vertraute Geschichte vom Kämmerer aus dem Mohrenland etwas näher daraufhin an, was da vom Himmel her werden will.

Dieser Mann kommt aus der Gegend des oberen Nil nach Jerusalem, um, wie es ausdrücklich heisst, daselbst anzubeten. Anderthalbtausend Kilometer, das ist ein weiter Predigtweg. Die Reise ist beschwerlich, teuer und nicht gefahrlos; aber Schwerwiegenderes als nur Kilometerdistanz trennt ihn vom Tempel: Er ist wahrscheinlich ein Schwarzer, ein Nachkomme jenes Ham, über dem und dessen Geschlecht seit Noahs Zeiten ein gewisser Schatten liegt (1.Mose 9,20-29), eine Anschauung, die bis zum heutigen Tag in der Einschätzung der Schwarzen durch uns Weisse nachwirkt und fast nicht auszurotten ist. Aber nicht genug; es kommt noch einmal erschwerend hinzu, dass er, wie Luther übersetzt, ein Kämmerer ist, im Urtext heisst das «Eunuch». Beamte am Hofe weiblicher Majestäten müssen damals und dort das Schicksal des Eunuchen, des Verstümmelten, des Entmannten, auf sich nehmen. Zu allem Unglück hinzu gibt es im Gesetz Moses eine Bestimmung, die lautet: «Es soll kein Verschnittener in die Gemeinde Gottes kommen» (5.Mose

23,2). Wenn er nach Jerusalem fährt, um dort anzubeten, muss er ausserhalb der Schranke bleiben, welche die Heidenvölker vom Gottesvolke trennt. Und schliesslich kommt zu allem hinzu erst noch sein Metier. Er hat es mit dem Geld zu tun, gehört zu den Kreisen der Hochfinanz, das heisst, er gehört jener Gesellschaftsschicht an, von der Paulus den Korinthern schreibt, es gebe davon nicht viele in der jungen Kirche; «nicht viel Gewaltige sind berufen» (1.Kor. 1,26). Christus selber sagt von ihnen, sie hätten es besonders schwer, eher komme ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher ins Himmelreich gelange (Matth. 19,24). Hamit, Eunuch und Finanzmann — fast will einen dünken, es sei für diesen Mann nicht nur schwer, ins Himmelreich zu kommen, es sei geradezu aussichtslos.

Und trotz dieser Häufung von Hindernissen pilgert der Mann zum Tempel nach Jerusalem! Was ihm zu diesem mehr als kühnen Unternehmen den Anstoss gegeben hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Man erklärt sich's etwa damit, dass er ein Gottsucher sei, ein mit Gotteshunger und Himmelsdurst behafteter Mensch. Das trifft ohne Zweifel zu, erklärt aber wenig. Gottsucher kann einer ja nur sein, wenn Gott zuvor ihn gesucht hat; und Hunger nach dem Himmel kann ihm ja nur der Himmel ins Herz gelegt haben. Wenn einer unter diesen Umständen den Weg zum Bethaus geht und findet, dann ist Gottes Hand über ihm. Dieser Kämmerer aus dem Mohrenland kommt gleich geheimnisvoll nach Jerusalem, wie seinerzeit, anlässlich der Geburt Christi, die Weisen aus dem Morgenland in Jerusalem auftauchten, um den neugeborenen König anzubeten. Über beiden, dem Eunuchen aus dem Süden und den Magiern aus dem Osten, waltet das unergründlich selige Geheimnis der Erwählung. Hier handelt der Gott, der aus Letzten Erste und aus Fernsten Nächste machen kann und will: «Wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig, und wessen ich mich erbarme, dessen erbarme ich mich» (2.Mose 33.19).

Nun wissen wir zwar, welche Auskunft seinerzeit die Magier aus dem Osten bekamen, als Herodes erschrak und mit ihm die ganze Stadt Jerusalem, und als die Schriftgelehrten ratlos waren; was aber der Eunuch aus dem Süden in Jerusalem vernimmt, wissen wir nicht. Den Aposteln, welche trotz der Verfolgung in Jerusalem geblieben sind und dort momentan ein möglichst unauffälliges Dasein führen, ist er fast sicher nicht begegnet. Was aber können ihm Herodes und Pilatus, was gar Hannas und Kaiphas erzählt haben, falls er eine Audienz bei dem einen oder anderen von ihnen erwirken konnte, was dank seiner Stellung ja nicht unmöglich war? Es ist nicht ausgeschlossen, dass sie sich mit ihm unter anderem auch unterhielten über einen gewissen Galiläer, der kürzlich die unsinnige Idee und Anmassung hatte, den Juden weiszumachen, er sei der verheissene Messias. Das Handwerk sei dem aber noch rechtzeitig gelegt worden. Seinen Anhängern, die behaupten, er lebe, sei jetzt der Mund auch gestopft, in Jerusalem sei es gottlob jetzt etwas still geworden um den falschen Propheten aus Nazareth, und seine Sekte sei offensichtlich im Abklingen.

Was aber das persönlich schwere Los des Kämmerers, sein Verschnittensein, anbetrifft, war der einzige und weitaus beste Rat, den man ihm in Jerusalem geben konnte, der, er solle sich die Buchrolle des Propheten Jesaja käuflich aneignen. In diesem Propheten gibt es nämlich eine merkwürdige, in der ganzen Bibel einzige Stelle, die auch noch für Verschnittene eine Hoffnung enthält; diese lautet: «So spricht der Herr von den Verschnittenen, welche meine Sabbate halten, und erwählen, was mir wohl gefällt, und meinen Bund festhalten: Ich will ihnen in meinem Hause und in meinen Mauern einen Ort und einen Namen geben, besser denn Söhne und Töchter; einen ewigen Namen will ich ihnen geben, der nicht vergehen soll» (Jes. 56,4.5). Ein Name, der nicht vergehen soll? Wie mag das zugehen bei einem Verschnittenen, der keine Nachkommen hat, die seinen Namen

weiter tragen könnten? Dass ihm etwas geschenkt werden soll, das besser wäre als Söhne und Töchter? Kann es für einen Verschnittenen so etwas geben? Und wie soll es zugehen, dass sein Name nicht erlöschen soll, weiss er ja doch, dass er weder Nachkommen noch Namensträger hinterlässt? Auf diese wahrhaft brennenden Fragen soll ihm bald Antwort werden. Zunächst kauft er die Buchrolle mit dem für ihn mehr als lebenswichtigen Verheissungswort, macht sich damit auf die Heimfahrt und fängt in seinem Reisewagen an, nicht nur jene Stelle, sondern das ganze Buch von vorne an zu lesen; er liest laut, so, wie das damals beim Entziffern religiöser Texte üblich ist. Aber obschon sein geistlicher Hunger gross ist, versteht er vieles nicht. Auch Hunger und Durst genügen offenbar nicht, um Gottes Wort zu verstehen, auch der Hungrige bedarf der brüderlichen Anweisung. Nicht weit von jener Stelle, die dem Verschnittenen eine Zukunftshoffnung gibt, steht noch eine andere, nicht weniger geheimnisvolle, die er ebenso wenig zu verstehen vermag; es ist das Wort vom Gottesknecht, jenem König, von dem es heisst, man werde ihn unter die Übeltäter rechnen, verachten und töten, die Menschen hielten ihn als einen von Gott Geschlagenen, aber er sei um unserer Missetat willen geschlagen. Getötet haben sie ihn zwar, aber er lebt, und niemand kann ausreden, dass er lebt. Auch eine einzigartige Stelle im Jesajabuch. Wer kann sie verstehen? Und siehe, derselbe Gott, der hier die Bereitschaft zum Hören wirkt, hat schon die Antwort bereit.

Es ist der «Engel des Herrn», der eines Tages dem Philippus den göttlichen Ausweisungsbefehl aus Samarien überbringt, und zwar kurzfristig, mit sofortiger Wirkung. Philippus soll sich von der blühenden Gemeindearbeit weg in die Wüste hinaus begeben, auf jene Strasse, die Richtung Gaza dem Meere zu und dann südwärts nach Ägypten führt. Ein Befehl ohne Angabe von Sinn und Zweck. So ward einst dem Erzvater Abraham befohlen: «Gehe aus deinem Vaterland — in

ein Land, das ich dir zeigen will» (1.Mose 12,1). Philippus versteht zwar nicht, was das bedeuten soll, aber in der Erkenntnis, dass es der Engel des Herrn ist, dem er hier begegnet, hat er die Gnade, zu gehorchen. Und da draussen steht er nun, fast möchte man sagen, am Wegrand wie ein Vorläufer unserer lieben Anhalter, die darauf warten, dass jemand käme und sie mitnähme. Und siehe, nun kommt tatsächlich jemand. Angeregt durch den Heiligen Geist macht sich Philippus an den Wagen heran und traut seinen Ohren nicht, ein schwarzer Herr liest da drinnen in der Bibel, und zwar den Propheten Jesaja; eben müht er sich ab mit jener Stelle vom leidenden König, der getötet wird und dennoch lebt. Und Philippus ruft ihm zu: «Verstehst du auch, was du liesest?» Und der fremde Afrikaner antwortet: «Wie soll ich's verstehen, so mich nicht jemand anleitet?» Und Philippus sitzt auf und erzählt, erzählt von einem gewissen Jesus von Nazareth, den sie gekreuzigt haben und der auferstanden ist. Niemand kann mehr seines Lebens Länge ausreden, dessen sind alle, die ihm begegnet sind, Zeugen. Und nun geht es dem Kämmerer auf, dass Jesus von Nazareth jener König ist, der getötet wurde und der dennoch lebt. Und nun weiss der Eunuch, was das heisst, dass es etwas gibt, das noch besser ist als Söhne und Töchter. Nun weiss er, dass, wer an den Auferstandenen glaubt, dass dessen Name ewig sein wird, auch ohne Nachkommen und ohne Namensträger und Erben. Wer an diesen Christus glaubt, dessen Name ist noch ganz anderswo eingeschrieben als in menschliche Geschlechtsregister und Stammbücher. Weil Christus lebt, darum wird er, obschon Eunuch, auch leben. Wer an den Auferstandenen glaubt, dem «will er einen Namen geben, der nicht vergehen soll».

Wir hören dann noch, wie es dort mitten in der Wüste zur Taufe des Eunuchen kommt. Darauf wird Philippus entrückt. Von einem Abschiednehmen steht nichts da. So unvermittelt wie die beiden Männer zusammengeführt wurden,

werden sie nun auch wieder getrennt. Von Philippus hören wir nur noch, dass er eine Zeitlang in der Gegend von Asdod wirkte, dass er sich schliesslich in der Hafenstadt Cäsarea häuslich niederliess, Vater von vier Töchtern wurde, die einen prophetischen Geist besassen. Wir werden ihnen noch begegnen. Weiter vernimmt man nichts mehr von ihm. Es scheint, dass die Begegnung mit dem Kämmerer, wenn man so sagen darf, der Höhepunkt seines Gebrauchtwerdens im Reiche Gottes gewesen ist. Vom Eunuchen aber heisst es: «Er zog seine Strasse fröhlich.» Dieser Neugetaufte fährt nicht etwa in den Urlaub, was ja auch ein Grund zur Fröhlichkeit sein könnte. Nein, er fährt zurück an den Hof der Königin Kandaze, zurück ins Finanzamt, zurück ins Heidentum. Weiss Gott, was seiner dort wartet. Aber er fährt seine Strasse fröhlich, weil Christus bei ihm ist; Christus geht ihm voran auf dem Weg zum Arbeitsplatz. So will Christus auch uns morgen auf dem Weg in die Arbeitswoche hinein vorangehen. Fröhlich zieht er seine Strasse. In der deutschen Sprache sagt man von einem fröhlichen Menschen auch etwa, er sei aufgeräumt. Der Kämmerer hat aufgeräumt, es ist Ordnung geworden in seinem Leben; wem die Schuld am Kreuz gesühnt ist, der hat allen Grund, aufgeräumt zu sein und seine Strasse, wohin immer sie führen mag, fröhlich zu ziehen.

Aber nun haben wir etwas sehr Wesentliches, das die Geschichte vom Kämmerer aus dem Mohrenland uns sagen will, noch gar nicht ausgesprochen. Es drängt sich hier dem aufmerksamen Hörer die Frage auf, zu welchem Zweck eigentlich Christus diesen ganzen umfangreichen Apparat in Bewegung setzt, wozu er seinen Engel aufbietet, warum er Philippus von seiner blühenden Gemeindearbeit in Samarien wegnimmt, wozu er diesem einzelnen Jerusalempilger, der ja dann sofort wieder von der Bildfläche verschwindet, ein derart aussergewöhnliches Mass von himmlischer Aufmerksamkeit zukommen lässt. Ohne Zweifel geht die Bedeutung

dieser Geschichte vom Kämmerer weit über alles bloss Persönlich-Erbauliche hinaus. Christus richtet hier ein missionarisches, ein ökumenisches, ein Reichs-gottes-Zeichen auf. Der Apostel Paulus wendet einmal den alttestamentlichen Begriff «Erstling» auf den ersten Menschen an, der aus einem Volk und Land, aus einer Gegend zu Christus kommt. Das ist der eigentliche Sinn dieser ganzen Geschichte. Dieser Mann ist der Erstling Afrikas, der Erstling der Farbigen. Uns Weissen, die wir zuerst Christen waren, soll hier für alle Zeiten und für alle Orte der Farbige als Bruder gezeigt werden.

Der Indianer, der Chinese, der Hindu, der Malaie, der Mongole, der Neger, sie alle sind unsere Brüder in Christus. Wir haben recht verstanden, nicht unsere Stiefbrüder, nicht unsere Halbbrüder, sondern unsere richtigen Brüder, denn sie sind durch denselben Geist wiedergeboren, am gleichen Kreuz wie wir erlöst und am nämlichen Ostertag auferweckt. Von da an hört die liebliche Geschichte vom Kämmerer aus Mohrenland auf, für uns erbaulich zu sein. Der Mann, der seine Strasse fröhlich zieht, wird jetzt auf einmal unser Ankläger. Ein uraltes Sündenerbe des weissen Mannes, der zugleich Christ war, hat sich im Laufe der Jahrhunderte über unseren Häuptern angesammelt. Dieser Kämmerer ruft uns zu: «Wo ist dein farbiger Bruder?» Wo ist der Indianer? Und das Problem Nordafrika? Und Südafrika? Und Suez? Und der Neger in den Südstaaten Nordamerikas? Es gibt eine alte Geschichte, die den Titel trägt: «Des Seefahrers und aufrechten Bürgers Joachim Nettelbeck wundersame Lebensgeschichte, von ihm selbst erzählt». Nettelbeck ist Zeitgenosse des grossen Goethe. Der Weimarer hat diesen Frühvertreter der deutschen Erzählkunst gekannt und geschätzt. Uns interessiert dieses Buch aus ganz anderen als literarischen Gründen. Dieser «aufrechte Bürger und Seefahrer» erzählt nämlich unter anderem, wie er als Kapitän an der Küste Afrikas Neger aufkaufte, die wie Wild gejagt, zu Paaren getrieben

und in die Seehäfen geschleppt wurden. Hier kaufte er sie auf und transportierte die schwarze Ware übers Meer, wo sie wie Vieh auf den Markt kam, Nettelbeck nennt die Tagespreise, die dafür bezahlt wurden. Was uns beunruhigt, ist vor allem der naiv treuherzige Ton, in dem das alles erzählt wird. Sklaventransport, aktive Beteiligung am Sklavenhandel scheint zu Goethes Zeiten, weil es sich ja um Neger handelte, ein ehrbares Handwerk gewesen zu sein, das man mit gutem Gewissen, betont als «aufrechter Bürger», betreiben konnte. So hat der aufrechte Bürger und Christ Jahrhunderte lang am farbigen Bruder sündigen können, ohne zu wissen, was Christus uns mit der Geschichte vom Kämmerer aus dem Mohrenland sagen will. Und so sind die ungeheuren Probleme gelegt worden, die heute die Kontinente erschüttern. Wir werden hier nicht wieder gutmachen können, was seit vier Jahrhunderten vom weissen Mann gefehlt worden ist.

Eines aber scheint uns doch verheissungsvoll. Viele haben aufgehört, so naiv und ungebrochen zu sein, wie noch Joachim Nettelbeck es sein konnte. Wir sind erschrockener geworden. «Onkel Toms Hütte» ist seither geschrieben worden. Das Farbigenproblem ist uns eine Frage erster Ordnung geworden. Wir sind beunruhigt und schämen uns darüber, dass die Fröhlichkeit des Kämmerers durch unser Verschulden so wenig ansteckend gewirkt hat, dass von den 200 Millionen Negern erst deren 20 Millionen, dass bloss 2% Inder Christen sind, nur 1% Chinesen und gar nur ein halbes Japaner. Dass wir heute unsere Schuld den Farbigen gegenüber, spät genug, zu erkennen beginnen, ist immerhin ein helles Zeichen in dieser gewitterhaften Zeit. Das Umdenken, das sich hier, wenn auch vielleicht in mancher Hinsicht jetzt zu spät, doch langsam durchsetzt, hat auch schon angefangen, bescheidene Früchte zu zeitigen. Eine davon ist, dass wir angefangen haben, uns für den leiblichen Hunger jener Milliarde Farbiger, die man jetzt «unterentwickelte Völker»

nennt, mitverantwortlich zu wissen. Oder ist es nur die nackte Angst, die uns endlich weckt? Wir wissen, dass nach der Französischen, und nach der Russischen, am Welthorizont eine dritte Revolution steht, über der uns eines Tages Hören und Sehen vergehen könnte, die Revolution der Farbigen. Das meint wohl auch ein Mann wie Abbe Pierre, wenn er darauf aufmerksam macht, dass es neben dem Westblock und Ostblock noch einen dritten Block gebe, und der werde die Zukunft der Welt entscheidend bestimmen, es sei die Milliarde Menschen, hauptsächlich Farbige, die kein Dach, kein Brot, keine Schuhe und kein Spital haben. Was immer aber an Gerichten grössten Ausmasses sich über den weissen Mann, der zugleich getaufter Christ war, zusammenzieht, die Geschichte vom Kämmerer steht in der Bibel. Sie wird nie mehr totgeschwiegen werden, und dieser Erstling Afrikas hat nie aufgehört und wird nie aufhören, durch die Zeiträume und durch die Kontinente seine Strasse fröhlich zu ziehen, fröhlich darüber, dass der am Kreuz das letzte Wort hat.

Saulus aber schnaubte noch wider die Jünger des Herrn

9,[1] Saulus aber schnaubte noch mit Drohen und Morden wider die Jünger des Herrn und ging zum Hohenpriester [2] und bat ihn um Briefe gen Damaskus an die Schulen, auf dass, so er etliche dieses Weges fände, Männer und Weiber, er sie gebunden führte gen Jerusalem. [3] Und da er auf dem Wege war und nahe an Damaskus kam, umleuchtete ihn plötzlich ein Licht vom Himmel; [4] und er fiel auf die Erde und hörte eine Stimme, die sprach zu ihm: Saul, Saul, was verfolgst du mich? [5] Er aber sprach: Herr, wer bist du? Der Herr sprach: Ich bin Jesus, den du verfolgst. Es wird dir schwer werden, wider den Stachel zu locken. [6] Und er sprach mit Zittern und Zagen: Herr, was willst du, dass ich tun soll? Der Herr sprach zu ihm: Stehe auf und gehe in die Stadt; da wird man dir sagen, was du tun sollst. [7] Die Männer aber, die seine Gefährten waren, standen und waren erstarrt; denn sie hörten die Stimme, und sahen niemand. [8] Saulus aber richtete sich auf von der Erde; und als er seine Augen auftat, sah er niemand. Sie nahmen ihn aber bei der Hand und führten ihn gen Damaskus; [9] und er war drei Tage nicht sehend und ass nicht und trank nicht.

[10] Es war aber ein Jünger zu Damaskus mit Namen Ananias; zu dem sprach der Herr im Gesicht: Ananias! Und er sprach: Hier bin ich, Herr. [11] Der Herr sprach zu ihm: Stehe auf und gehe hin in die Gasse, die da heisst «die gerade», und frage in dem Hause des Judas nach einem namens Saul von Tarsus; denn siehe, er betet — [12] und hat gesehen im Gesicht einen Mann mit Namen Ananias zu ihm hineinkommen und die Hand auf ihn legen, dass er wieder sehend werde. [13] Ananias aber antwortete: Herr, ich habe von vielen gehört von diesem Manne, wie viel Übles er deinen Heiligen getan hat zu Jerusalem; [14] und er hat

allhier Macht von den Hohepriestern, zu binden alle, die deinen Namen anrufen. [15] Der Herr sprach zu ihm: Gehe hin; denn dieser ist mir ein auserwähltes Rüstzeug, dass er meinen Namen trage vor den Heiden und vor den Königen und vor den Kindern von Israel. [16] Ich will ihm zeigen, wie viel er leiden muss um meines Namens willen. [17] Und Ananias ging hin und kam in das Haus und legte die Hände auf ihn und sprach: Lieber Bruder Saul, der Herr hat mich gesandt (der dir erschienen ist auf dem Wege, da du herkamst), dass du wieder sehend und mit dem heiligen Geist erfüllt werdest. [18] Und alsobald fiel es von seinen Augen wie Schuppen, und er ward wieder sehend [19] und stand auf, liess sich taufen und nahm Speise zu sich und stärkte sich. Saulus aber war eine Zeitlang bei den Jüngern zu Damaskus. [20] Und alsbald predigte er Christum in den Schulen, dass derselbe Gottes Sohn sei. [21] Sie entsetzten sich aber alle, die es hörten, und sprachen: Ist das nicht, der zu Jerusalem verstörte alle, die diesen Namen anrufen, und darum hergekommen, dass er sie gebunden führe zu den Hohepriestern? [22] Saulus aber ward immer kräftiger und trieb die Juden in die Enge, die zu Damaskus wohnten, und bewährte es, dass dieser ist der Christus.

[23] Und nach vielen Tagen hielten die Juden einen Rat zusammen, dass sie ihn töteten. [24] Aber es ward Saulus kundgetan, dass sie ihm nachstellten. Sie hüteten aber Tag und Nacht an den Toren, dass sie ihn töteten. [25] Da nahmen ihn die Jünger bei der Nacht und taten ihn durch die Mauer und liessen ihn in einem Korbe hinab. [26] Da aber Saulus gen Jerusalem kam, versuchte er, sich zu den Jüngern zu tun; und sie fürchteten sich alle vor ihm und glaubten nicht, dass er ein Jünger wäre. [27] Barnabas aber nahm ihn zu sich und führte ihn zu den Aposteln und erzählte ihnen, wie er auf der Strasse den Herrn gesehen und er mit ihm geredet und wie er zu Damaskus den Namen Jesu frei gepredigt hätte. [28] Und er war bei ihnen und ging aus und ein

zu Jerusalem und predigte den Namen des Herrn Jesu frei.
[29] Er redete auch und befragte sich mit den Griechen; aber
sie stellten ihm nach, dass sie ihn töteten. [30] Da das die Brü-
der erfuhren, geleiteten sie ihn gen Cäsarea und schickten
ihn gen Tarsus. [31] So hatte nun die Gemeinde Frieden
durch ganz Judäa und Galiläa und Samarien und baute
sich und wandelte in der Furcht des Herrn und ward er-
füllt mit Trost des heiligen Geistes. *Apostelgeschichte 9,1-31*

Was einige Jahre zuvor, am ersten Ostertag, den Jüngern geschenkt wurde, das ist es, was jetzt auch diesem Saulus widerfahren soll; fast möchte man sagen: «Spät kommst du, doch du kommst.» Der Apostel selber nennt sich einmal eine Spätgeburt, ein Hintendreinkind. Aber jetzt soll es also auch bei ihm zur Begegnung mit dem Auferstandenen kommen. In einem gewissen Sinn war ja Saulus bis jetzt ähnlich dran wie damals die ersten Osterzeugen; auch diese glaubten ja zunächst nicht an die Auferstehung ihres Herrn. Aber wenn sie auch nicht glauben konnten, so liebten sie doch ihren Herrn, waren über seinen Tod traurig; Saulus aber hasst den Nazarener und sein Andenken, hält ihn für einen falschen Propheten und ist überzeugt, dass Jesus seinerzeit mit Recht als Gotteslästerer verurteilt und hingerichtet worden ist. Die Jesusanhänger aber, die jetzt beharrlich behaupten, Christus lebe, hält Saulus für Schwarmgeister und gefährliche Irrlehrer. An der Tötung des Stephanus, heisst es ausdrücklich, hatte er sein Wohlgefallen. Damals hat der «reissende Wolf aus dem Stamme Benjamin» Blut geleckt. Seither zerfleischt er die Herde. Ein heisser Atem des Hasses geht von Saulus aus. Und nun trägt er Empfehlungsbriefe an die Synagogenvorsteher der sechs Tagereisen entfernten Stadt Damaskus auf sich, und wir sehen ihn hier unterwegs, sein «Drohen und Morden» auch auf die dorthin geflüchteten Christusleute auszudehnen. Dabei ist er weit davon entfernt, ein gewöhnlicher Bluthund zu sein, hält er doch seinen Eifer und Hass

für heilig und gottgeboten. Er muss sich in seinem frommen Zorn fast vorkommen wie ein zweiter Elias, der einst von Gott ja auch den Auftrag hatte, die 450 Baalspfaffen auf dem Karmel zu schlachten. Jesus hat einmal den Seinen in Aussicht gestellt: «Es kommt aber die Zeit, dass, wer euch tötet, wird meinen, er tue Gott einen Dienst damit» (Joh. 16,2). Diese Zeit ist jetzt da. Es ist, wie wenn sich in diesem Saulus die ganze Verblendung Israels verdichtet und zusammengeballt hätte. Darum ist es nicht ganz abwegig, wenn ihn ein Ausleger einen «Pharao des Neuen Testamentes» nennt, der entschlossen ist, das Gottesvolk umzubringen; nur mit dem Unterschied, dass Saulus nicht ein Heide und Ägypter ist, sondern eben ein frommer Israelit, der überzeugt ist, seinem Gott zu dienen. Der fromme Saulus ist von der Richtigkeit seines Verhaltens wenigstens so heilig überzeugt wie einst der gottesfürchtige Calvin, als er in Genf Michael Servet verbrennen liess, wie die Gottesmänner Zwingli und Luther, als sie die Täufer ertränken und foltern liessen, wie heute noch Rom überall da, wo es unumschränkt an der Herrschaft ist, es für gottwohlgefällig erachtet, die Andersgläubigen mit Hilfe obrigkeitlicher Faustgewalt zu unterdrücken. So ist «unsere Gerechtigkeit wie ein unflätig Kleid».

Was nun hier, kurz vor Damaskus, mit dem Verfolger geschieht, darüber lässt sich nur schwer reden, erklären kann man es jedenfalls nicht. Man hat es schon etwa mit einem niederfahrenden Blitz verglichen, oder mit dem Einschlag einer Bombe. So etwas Ähnliches müsste man unter diesen Umständen tatsächlich erwarten. Ein Blitz aus heiterem Himmel müsste den Verfolger niederstrecken, ein Meer müsste den neutestamentlichen Pharao ersäufen. Aber das geschieht sonderbarerweise nun eben gerade nicht. Wohl leuchtet ein Licht auf, «heller als tausend Sonnen», und schleudert den Verfolger zu Boden. Aber siehe, er lebt! Saulus kann noch hören. Er hört, wie der Auferstandene ihm zuruft: «Saul, Saul, was verfolgst du mich?» (4). Wer die

Christusleute verfolgt, verfolgt ihren Herrn; denn Christus, das Haupt im Himmel, hat seinen Leib und seine Glieder auf der Erde, und wer seine Gemeinde schlägt und tritt, der schlägt und tritt Christi Leib und Christi Glieder. «Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern — es sei wohl oder wehe — das habt ihr mir getan» (Matth. 25). Darum ruft hier der Auferstandene: «Warum verfolgst du mich?» Und der Verfolger vermag nur zwei klägliche Fragen zu stammeln: «Herr, wer bist du?», so lautet die eine, und die andere: «Was willst du, dass ich tun soll?» (5.6). Und drauf antwortet ihm der Auferstandene: «Ich bin Jesus, den du verfolgst, es wird dir schwer werden, (wie ein Ochse am Pflug!) wider den Stachel auszuschlagen.» «Gehe hin in die Stadt; da wird man dir sagen, was du tun sollst» (5.6). Es ist ein Sterben, wenn ihr wollt, ein Verbrennen. Diesem Mann verbrennt hier alles, seine ganze Vergangenheit verbrennt ihm, seine Familie, seine Gemeinde, sein ganzer bisheriger Bestand und Geistesbesitz, sein Weg, seine fromme Überzeugung, sein Glaube, er ist jetzt ein total Abgebrannter und Ausgebombter. Er wird hier getötet, wenn ihr wollt; aber siehe, er lebt. Eben noch tot, ist er nun lebendig geworden, zum ersten Mal in seinem Leben lebendig. Es widerfährt ihm ein Sterben, das gleichzeitig eine Geburt ist, ein Ende, und siehe, es ist ein Anfang! Jedenfalls ist der Mann, der nun vom Boden aufsteht und, geführt von seinen Begleitern, Damaskus zuwankt, ein anderer als derjenige, der eine Woche zuvor von Jerusalem aufbrach. «Altes ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden.»

Die Wunder und Zeichen, die während der nächsten Stunden und Tage an Saulus sichtbar werden, sind nun lauter Lebenszeichen. Zunächst erblindet er. So wie einst der greise Zacharias bei der Ankündigung des Täufers verstummte, so erblindet Saulus an der Begegnung mit dem Auferstandenen. Die Begegnung ist eben real und keine blosse Vision. An sich ist die Erblindung durchaus psychisch nervlich

erklärbar. So hat mir einst ein alter Schuhmacher erzählt, es seien ihm im ersten Weltkrieg mitten im Trommelfeuer während einer einzigen Nacht sämtliche Haare schneeweiss geworden, so erblindet hier Saulus an der Begegnung mit Christus. Und drei Tage und drei Nächte begehrt und verträgt er weder Speis noch Trank. Dann betet er. Ach, Saulus hat ja immer schon gebetet! Aber nun betet er zum ersten Mal so, dass es eine Zwiesprache mit dem Auferstandenen ist. Im Gebet erfährt er, dass er bald Besuch bekommen wird. Ein schlichter Christ mit Namen Ananias erhält unterdessen vom Auferstandenen den Befehl, sich zu einem mit Namen Saulus in die «gerade Strasse» zu begeben. Es ist ein Stück göttlicher Komik dabei, wenn dieser Ananias zunächst meint, den Herrn belehren zu müssen, ob er denn nicht wisse, dass dieser Saulus der altbekannte und weithin berüchtigte Verfolger sei. Und jetzt vernimmt man durch diesen Ananias, dass Christus den Saulus auserkoren habe als besonderes Werkzeug. Der Mann, der eben noch mit «Brennen und Morden» hinter den Christen her war, soll nun den Namen Christi tragen «zu den Völkern, zu den Königen und zu den Kindern Israel», und er soll in der Folgezeit viel, besonders viel um Christi willen leiden (15). Nach anfänglichem Zögern gehorcht Ananias dem Auftrag, macht sich auf, findet in der Tat den blinden Beter bei Judas in der geraden Strasse, redet ihn an als «lieben Bruder Saul» und legt ihm die Hand auf, wobei die Erblindung wie Schuppen von seinen Augen fällt. Wohl um dieser beabsichtigten Heilung willen hat Christus ihn zuvor blind gemacht. Drauf wird Saulus auf den Namen Jesu getauft. Und wie einst Jesus dem Töchterlein des Jairus, nachdem er es aus dem Tode erweckt hatte, Essen verordnete, so nimmt nun Saulus Speise zu sich. Er, der Getötete, soll ja nun leben. Er ist ja nicht dem Tod zum Tode begegnet, sondern dem Auferstandenen zum Leben. Es ist ja jetzt Ostern geworden bei Saulus. Und er hat einen weiten Weg vor sich, dieser Neugetaufte, von dem der

Auferstandene sagt: «Dieser ist mir ein auserwähltes Rüstzeug, dass er meinen Namen trage vor den Heiden und vor den Königen und vor den Kindern Israel.»

Was ist hier passiert? Um was geht es? Es ist schon gut, dass wir nicht gar zu hurtig meinen, es zu wissen. Eine Bekehrung hat sich hier ereignet, gewiss; und was für eine! Es gehört zu den Lebenszeichen des Auferstandenen, dass es das gibt: Bekehrung. Wer an den Auferstandenen glaubt, wer von Ostern herkommt, dem geht es wie der Blume auf der Alp, wenn die Sonne scheint: Ihre Blätter öffnen sich, ja die ganze Blüte fängt an, von Stunde zu Stunde sich nach dem Stand der Sonne zu richten, so dass sie vom Morgen bis zum Abend sich um 180 Grad herum wendet. Wenn ein Menschenleben anfängt, sich nach dem auferstandenen Christus zu richten, dann wird dieses Leben bekehrt, ganz wörtlich umgekehrt, verändert. Es kann ein langsamer, fast unmerklicher Vorgang sein, Bekehrung kann sich aber auch plötzlich und fast etwas gewaltsam ereignen, so dass der Bekehrte den Tag, ja die Stunde anzugeben vermag, da, wie sich einmal ein bekehrter Arzt in der Sprache seines Berufes ausdrückte, «Gott den Eingriff bei mir vornahm». So kann Bekehrung mehr in homöopathischer oder aber mehr in chirurgischer Weise vor sich gehen. Aber ob so oder so, Tatsache ist, dass es Bekehrung gibt. Und es ist gut und nötig, sich zu fragen, wie es bei einem in Sachen Bekehrung stehe, ob in unserem Leben Anzeichen dafür vorhanden seien, dass Bekehrung geschehen oder im Gange sei. Wenn es an solchen Anzeichen fehlt, dann ist das Grund zu Besorgnis, ob es mit unserem Glauben stimme. Denn ganz ohne Zweifel will Gott, dass wir bekehrt werden: «Tut Busse und bekehret euch, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!» Mit diesem Ruf des Täufers wird ja der grosse Tag angekündigt. Mit dem gleichen Ruf aus Jesu Mund bricht dieser Tag bald darauf dann an. Die Sonne ist aufgegangen, verschliesst euch ihr nicht!

Solch eine Bekehrung geschieht hier vor Damaskus. Wir übertreiben nicht, wenn wir auf den ausserordentlich dramatischen, ja chirurgischen Verlauf derselben hinweisen. Luther sagt dazu, es handle sich hier um eine Art «Meisterstück Gottes». Der liebe Gott habe sich da ganz besonders hartes Material auserlesen, um daran zu zeigen, was ihm in Sachen Menschenbekehrung möglich sei. Ja, wenn man bedenkt, welch harter Stein, welch zähes Holz man selber ist, dann bekommt man hier regelrecht neuen Mut angesichts der Tatsache, dass Gott mit einem Burschen, wie Saulus einer ist, fertig zu werden vermag. Man bekommt auch neue Zuversicht im Blick auf allerlei Widerstände und Widersacher Gottes. Wenn Christus einem Saulus gewachsen war, wem sollte er dann nicht gewachsen sein? Es gibt keinen, bei dem es ausgeschlossen wäre, dass er eines Tages gestehen müsste: «Du bist mir zu stark geworden und hast gewonnen» (Jer. 20). Ihm, dem Ostersieger, ist wirklich «gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden».

Aber damit, dass wir erkennen, dass es sich hier um eine besonders machtvolle Bekehrung handelt, sagen wir ruhig, um das Gewaltigste, was es in Sachen Bekehrung unter der Sonne je gab — damit haben wir das ganz Besondere immer noch nicht erkannt, um das es dort vor den Toren von Damaskus eigentlich geht. Man bedenke doch: Bekehrungen hat es seit den Tagen des Täufers oft gegeben. Wunderbare Bekehrungen ereigneten sich an jenem Morgen, da der Herr am Ufer des Sees die ersten Jünger in seine Nachfolge rief. Und dann später: Als jener eine Aussätzige nach seiner Heilung zu Jesus zurück kehrte und ihm dankte! als der Besessene im Gadarenerland nach seiner Befreiung die Bitte aussprach, mit Jesus ziehen zu dürfen! als gar dem Oberzolleinnehmer Zachäus und seinem ganzen Hause Heil widerfuhr! Und es war schlechthin wunderbar, wie nach Himmelfahrt und seit der Ausgiessung des Heiligen Geistes an einem einzigen Tag bei 3000 Seelen getauft und hinzugetan wurden!

als der Gelähmte an der schönen Pforte nicht nur zu gehen anfing, sondern obendrein sich zu den Jüngern hielt! als immer mehr Volks sich dem Auferstandenen zuwandte! also sogar Priester, und nicht wenige, «dem Glauben gehorsam wurden»! als die Gemeinde trotz Verfolgung und Zerstreuung wuchs, sogar in Samarien, ja als der Kämmerer aus Mohrenland, ein Erstling Afrikas, sich zu Christus bekehrte! Lauter namhafte Bekehrungen.

Aber nun beachte man doch: Seit Pfingsten ging das alles durch den Heiligen Geist. Der Auferstandene selber trat dabei nicht mehr persönlich in Erscheinung. Hier aber, im Falle Saulus, entschliesst sich der erhöhte Herr noch einmal zum persönlichen Eingreifen; wie wenn er noch nicht zum Himmel gefahren wäre, oder wie wenn er sich schon zu seinem letzten herrlichen Wiederkommen entschlossen hätte, erscheint er hier noch einmal und extra, um diesem Saulus in den Weg zu treten und ihn, den Verfolger, zum Nachfolger zu bekehren. Man fragt sich mit Recht: Wozu diese himmlische Sonderanstrengung? Man darf, ja man muss aus diesem ausnahmsweisen Vorgehen des Himmels auf eine Einmaligkeit des ganzen Vorgangs schliessen.

In der Tat: Was hier vor Damaskus geschieht, ist sonst nie und nirgends geschehen. Hier hat sich der Auferstandene zu nichts Geringerem entschlossen, als nachträglich noch, und zwar in direkter Aktion, einen dreizehnten Apostel zu berufen. Diesen dreizehnten Apostel betraut er mit dem Sonderauftrag, den zwar allen befohlenen, aber bisher unterbliebenen Schritt in die Völkerwelt hinaus zu tun. Als Philippus den Kämmerer taufte, war er ganz nahe daran, dann aber musste er den Kämmerer alleine seine Strasse ziehen lassen, nutzte also den grundsätzlichen Durchbruch in die Völkerwelt nicht aus, abgesehen davon, dass der Kämmerer Jude war. Saulus ist es vorbehalten, den nicht nur weltgeschichtlichen, sondern reichsgottesgeschichtlichen Übergang vorzunehmen. Bis dahin war Israel das einzige Volk Gottes auf

Erden. Von jetzt an tritt die Gemeinde Christi als «neues Israel» neben, ja an die Stelle des alten Gottesvolkes; das heisst, von jetzt an soll die Kirche Christi eine Zelle des Reiches Gottes in jedem Volk der Erde werden, und soll wie ein himmlischer Fremdkörper in jedes Land und Volk hineinwachsen, bis zu jenem Tag, da Christus durch seine endgültige Anwesenheit sein Reich auf Erden vollenden wird. Saulus wird vor den Toren von Damaskus beauftragt, die Botschaft der angebrochenen Gottesherrschaft aus dem Ghetto Israels, aus der Beschränkung auf Israel, hinauszutragen. Das, und nicht nur eine erbauliche Bekehrungsgeschichte, ist das Entscheidende und Einmalige an der «Damaskusstunde».

Das Erstaunliche und Bedeutsame dabei ist, dass der Auferstandene das Apostolat für die Heiden nicht, wie man menschlicherweise erwartet hätte, einem Heiden überträgt, sondern einem Juden, einem Erzjuden, dem jüdischsten Juden, den es je in diesem Volke gab. Saulus ist damit zu Zweierlei berufen. Einmal ist er Werkzeug eines Gerichtes, einer Massregelung an Israel. Gott ist jetzt entschlossen, aus der Ablehnung und Verblendung seines Volkes die Konsequenz zu ziehen. Gleichzeitig aber soll derselbe Saulus als Jude an der Hoffnung und Verheissung Israels mit beispielloser Zähigkeit festhalten. Wenn die Fülle der Heiden eingegangen sein wird, dann soll ja für Israel noch einmal eine Chance vorhanden sein. Das ist das Einmalige an der «Damaskusstunde»: Saulus wird nun nach Gottes Ratschluss und Auftrag darangehen, das Evangelium «zu den Völkern, zu den Königen», gleichzeitig aber immer auch noch und unverdrossen zum Volke Israel zu tragen; denn Gott ist der Herr der Juden und der Völker, Gott ist der Retter der Welt.

Wenn die Berufung des Saulus zum Völkerapostel lediglich eine Bekehrung nach Schema F wäre, dann müsste man jetzt erwarten, dass ein derart sensationelles Ereignis entsprechende sensationelle Auswirkungen nach sich ziehen würde.

Die Juden müssten durch die Konversion ihres Vorkämpfers erschüttert und ihres Irrtums überführt werden. Wenn schon Saulus zu Christus kommt, welcher Jude soll es dann nicht? Israel müsste sich gleichsam kollektiv zu Christus bekehren. Umgekehrt wäre jetzt zu erwarten, dass die Christen, wo immer die Bekehrung ihres ehemaligen Hassers bekannt würde, ihn mit offenen Armen aufnehmen und ihn sozusagen bekränzt und im Triumph in ihren Versammlungen herumführen.

Beides trifft nicht ein. Im Gegenteil; der ganze Hass Israels stürzt sich jetzt auf den Abtrünnigen. Es kommt zu dramatischen Szenen, wie dort, wo der dreizehnte Apostel schliesslich bei Nacht in einem Korb über die Stadtmauer von Damaskus hinuntergelassen wird, weil sämtliche Tore bewacht werden und die Juden entschlossen sind, Saulus zu töten. Bei den Christen hinwiederum begegnet dem dreizehnten Apostel zunächst Misstrauen, so dass Christus sich entschliesst, den Erwählten und Ausgesonderten vorerst in die Stille zu nehmen. Zuerst bringt Saulus zwei Jahre in der Umgebung von Damaskus zu, in Arabien, wie es heisst. Dann, nach einer kurzen Begegnung mit Petrus während eines 14tägigen Aufenthaltes in Jerusalem, gefällt es dem Heiligen Geist, den Gefährdeten und Unbequemen in die Provinz abzuschieben, und zwar in seine Heimatstadt Tarsus, wo er wieder für drei, vier Jahre von der Bildfläche verschwindet. Dieser ganze Verlauf der Dinge deutet auf Sturm. Dieser Mann wird ja um des Namens Christi willen viel leiden müssen. Wir werden noch von ihm hören. Wenn auch in Jerusalem jetzt so etwas wie Friede eingekehrt ist, dann ist das für die Christen lediglich Atempause. Aber die stille Revolution des Auferstandenen ist im Gang. Die Eroberung der Völkerwelt durch Christus hat begonnen. Sie wird nicht mehr zum Stillstand kommen. Denn Jesus, der Messias Israels und der Retter der Welt, ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden, lebt, regiert und — kommt. Und er wird seine Kirche bauen

durch sein Wort, und er wird sein Wort bestätigen durch Zeichen und Wunder, bis dass alle seine Widersacher sich zum Schemel seiner Füsse versammeln.

Es geschah aber, da Petrus durchzog allenthalben

9,[32] Es geschah aber, da Petrus durchzog allenthalben, dass er auch zu den Heiligen kam, die zu Lydda wohnten. [33] Daselbst fand er einen Mann mit Namen Äneas, acht Jahre lang auf dem Bette gelegen, der war gichtbrüchig. [34] Und Petrus sprach zu ihm: Äneas, Jesus Christus macht dich gesund; stehe auf und bette dir selber! Und alsobald stand er auf. [35] Und es sahen ihn alle, die zu Lydda und in Saron wohnten; die bekehrten sich zu dem Herrn.

[36] Zu Joppe aber war eine Jüngerin mit Namen Tabea (welches verdolmetscht heisst: Rehe), die war voll guter Werke und Almosen, die sie tat. [37] Es begab sich aber zu der Zeit, dass sie krank ward und starb. Da wuschen sie dieselbe und legten sie auf den Söller. [38] Nun aber Lydda nahe bei Joppe ist, da die Jünger hörten, dass Petrus daselbst war, sandten sie zwei Männer zu ihm und ermahnten ihn, dass er sich's nicht liesse verdriessen, zu ihnen zu kommen. [39] Petrus aber stand auf und kam mit ihnen. Und als er hingekommen war, führten sie ihn hinauf auf den Söller, und traten um ihn alle Witwen, weinten und zeigten ihm die Röcke und Kleider, welche die Rehe machte, als sie noch bei ihnen war. [40] Und da Petrus sie alle hinausgetrieben hatte, kniete er nieder, betete und wandte sich zu dem Leichnam und sprach: Tabea, stehe auf! Und sie tat ihre Augen auf; und da sie Petrus sah, setzte sie sich wieder. [41] Er aber gab ihr die Hand und richtete sie auf und rief die Heiligen und die Witwen und stellte sie lebendig dar. [42] Und es ward kund durch ganz Joppe, und viele wurden gläubig an den Herrn. [43] Und es geschah, dass er lange Zeit zu Joppe blieb bei einem Simon, der ein Gerber war.
Apostelgeschichte 9,32-43

Apostelgeschichte! Der Name, den die Christenheit diesem

Buch gegeben hat, weist auf die bedeutsame Tatsache hin, dass hier die Osterbotschaft, das Wort vom Auferstandenen, nun eben Geschichte wird. Das Osterwort nimmt hier Form und Gestalt an. Christus lebt; aber eben jetzt nicht mehr nur auf der Erde, auch nicht mehr nur im Himmel, sondern an beiden Orten gleichzeitig. Sein Haupt hat er im Himmel, seinen Körper aber und seine Glieder hat er auf der Erde. Und dass er nun wirklich lebt und auferstanden ist, geht daraus hervor, dass der Leib Christi auf Erden unverkennbare Lebenszeichen von sich gibt. Wie solche Lebensäusserungen des himmlischen Leibes Christi auf Erden aussehen, das eben will uns die Apostelgeschichte zeigen. Sie ist die Fortsetzung der Lebensgeschichte Christi nach Ostern und Himmelfahrt. Besonders typisch für diese nachösterliche Geschichte Christi auf Erden scheint uns der vorliegende Bericht über die zwei Ereignisse, die sich in Lydda und in Joppe zugetragen haben.

Von nah und fern kommt in jenen Tagen nach der Steinigung des Stephanus Kunde nach Jerusalem, dass Christengemeinden entstanden sind, Gruppen und Grüpplein von zerstreuten Gläubigen. Den Feinden Jesu muss diese rapide Ausbreitung des Christenglaubens vorgekommen sein wie einer jener sagenhaften vielköpfigen Drachen des Altertums, von denen es heisst, dass, wenn man ihnen einen Kopf abschlug, gleich zehn neue nachwuchsen. Aus ganz Judäa, Galiläa und Samarien vernimmt man nun schon von Zweigniederlassungen, von Ablegern des Osterglaubens; bis an die äusserste Peripherie des jüdischen Bezirks, bis dort hinaus, wo das Bergland Judäas abfällt, die fruchtbare und dicht besiedelte Saronebene beginnt und das Städtchen Lydda steht; ja noch weiter, bis zum Meerhafen Joppe (heute Jaffa), den seinerzeit Julius Caesar den Juden zum Eigentum für immer zugesprochen hat. Die durch Saulus inszenierte Verfolgung hat also ihren Zweck keineswegs erfüllt, sondern hat sogar das Gegenteil dessen erreicht, was damit beabsichtigt war. So

breitet der himmlische Leib Christi seine Glieder nun schon bis an den Rand des Gelobten Landes aus; hundert Arme, tausend Füsse regen sich, denn Christus lebt: «So hatte nun die Gemeinde Frieden durch ganz Judäa und Galiläa und Samarien und baute sich und wandelte in der Furcht des Herrn und ward erfüllt mit dem Trost des Heiligen Geistes» (31).

Die Gemeinde, heisst es da, hat jetzt Frieden. Es ist sonst eher nicht ein Lebenszeichen, wenn die Kirche Christi Frieden hat. Das ist vielmehr nicht selten ein Zeichen dafür, dass die Glieder eingeschlafen sind oder gar abzudorren und zu serbeln anfangen. Die Kirchengeschichte lehrt eindeutig, dass Friedensperioden die eigentlich mageren, die minimalen Zeiten der Sache Gottes sind, und dass umgekehrt Kampf und Anfechtung die Glieder munter erhalten. So sehr unserem friedfertigen Fleisch Kampf in der Kirche und um die Kirche herum zuwider ist, so unheimlich will uns oft die Ruhe vorkommen, die heute über unseren Kirchgemeinden liegt. Man kann sich oft des Eindrucks nicht erwehren, während in der Weltgeschichte die Ereignisse sich nur so überstürzen, bieten die Verhandlungen unserer Kirchenvorstände und Synoden das Bild einer «Zeit der kleinen Dinge». Christus dagegen hat gesagt: «Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt.» Und Paulus redet von einem Frieden, der «höher ist als alle Vernunft». Wir sind hier jedenfalls der bedrängenden Frage gegenübergestellt, ob der Friede, den die Kirche in den verschiedenen Zeitaltern geniesst, von Gott sei oder von der Welt. Dort und damals ist das klar: Dort handelt es sich um den Frieden, der höher ist als die Vernunft. Dort ist Friede nicht Todes-, sondern Lebens-Zeichen. Es ist dort Christus, der dem Verfolger Saulus das Handwerk legt. Es ist dort der Auferstandene, der seiner etwas hergenommenen Schar eine Zeit der Aufholung, eine kleine Atempause verschafft. Und gleich wie in dieser Welt nach einem Krieg die Bautätigkeit wieder einzusetzen pflegt, so heisst es dort von der

Gemeinde, «sie baute sich». Kirche baut sich aus dem Wort. Die ermüdeten und verwundeten Gläubigen bedürfen der Stärkung aus dem Wort, die Neubekehrten aber brauchen Unterweisung. Die Apostel jedenfalls, die während der ganzen Verfolgung in Jerusalem, im Brennpunkt der Ereignisse, ausgeharrt haben, sehen sich jetzt aus allen Himmelsstrichen zum Dienst am Wort in den zerstreuten Gemeindlein angefordert. Dieser Aufbau der Gemeinde erfolgt in solider Weise. Es handelt sich also nicht um jene etwas gar gemütliche Angelegenheit, die man im üblichen Sinn unter Erbauung versteht. Der Gemeindeaufbau geschieht «in der Gottesfurcht», wie es ausdrücklich heisst, und im «Trost des Heiligen Geistes», das heisst in der Zucht und Vermahnung des Herrn. Das Wort, das die Gläubigen in ihrer Heilsgewissheit festigt und erbaut, gestaltet auch ihren Lebenswandel neu. So weht Gottes heiliger Wind übers Land und erquickt die Glieder Christi. So hat die Kirche richtig Frieden. Und der Auferstandene nützt die Atempause weidlich aus. Christus ist, wie wir bald weiter sehen werden, allenthalben und machtvoll am Werk.

Hier stellt sich die Zwischenfrage, welches die eigentliche Kraft sei, die eine Gemeinde dazu befähigt, ihren Christenglauben weiterzugeben. Während der Verfolgungszeit war es menschlich gesprochen die Not, die Notwendigkeit der Flucht, welche die Christen gleichsam auseinandersprengte. Nun aber haben die Christen ja Frieden. Man fragt sich mit Recht, welches denn jetzt die Zentrifugalkraft sei, welche die Gläubigen in die Welt hinausführt. Für uns heutige Christen eine Frage von aktueller Dringlichkeit. Es ist ein Geheimnis, es geschieht ein Wunder des Heiligen Geistes, wenn es einem gläubigen Christen geschenkt ist, er sei Pfarrer oder nicht, missionarisch zu wirken. Einer, der mehr wusste als die meisten von uns, Johann Christoph Blumhardt, hat einmal geseufzt: «Lass mich nicht in meinem Eigenen bleiben.» Das ist die grosse Not der Kirche, dass

immer wieder das Salz im Gefäss bleibt, statt ausgestreut zu werden. Wir gleichen eher einem Wirbel im Rheinstrom, der alles, was in seine Saugnähe gerät, jedes Blatt und jeden Strohhalm, in sich hineinschlingt, statt dass wir Quellen sind, von denen, wie Christus sich einmal ausdrückt, «Ströme lebendigen Wassers ausgehen». Nicht im Eigenen bleiben! Ein anderer Frommer, Niklaus von Flüe, hat wohl dasselbe gemeint, wenn er betete: «Herr, nimm mich mir; und gib mich ganz zu eigen dir.» Man kann sich ja kaum vorstellen, welch ein Segensstrom sich übers Land ergiessen würde, wenn wir uns selber genommen und ausgeteilt würden. Dies Wunder geschieht bei jenen ersten Christen während der Friedensperiode, es geschieht reichlich, gleichsam dreissigfältig, sechzigfältig, hundertfältig. Und das lebendige Wasser ergiesst sich weit übers Land und schliesslich, wie wir noch sehen werden, darüber hinaus bis an die Enden der Erde.

In diesem Strom zieht nun ein Einzelner unsere Aufmerksamkeit auf sich, der Apostel Petrus. Auch Petrus ist sich selber genommen worden und muss nun nicht mehr in seinem Eigenen bleiben. Man sagt etwa — und das ist echt kirchenrätlich gedacht —, Petrus habe nun von Jerusalem aus eine Inspektionsreise unternommen; aber man denkt besser an jenes Wort, das der Herr seinem Jünger anlässlich der Wiedereinsetzung zurief: «Weide meine Lämmer! Weide meine Schafe!» Wir sehen hier den Apostel auf einer Hirtenreise. Er sucht die zerstreuten Schafe der Herde Christi auf, unter denen die Lämmer besonders zahlreich vertreten sind, jene ganz jungen Christen, die vielen Neugetauften. Auf seiner Hirtenreise gelangt Petrus schliesslich bis nach Lydda hinunter, am Rande der Saronebene. Dort trifft er unter anderen einen Mann. Wir wissen von ihm ausser der Art seiner Krankheit und seinem Namen sozusagen nichts. Es ist uns nicht einmal bekannt, ob er Jude ist oder ob er schon vorher Christ geworden war. Wir vernehmen hier lediglich, dass

dem Petrus anlässlich dieser Begegnung die erstaunliche Erlaubnis und Vollmacht zuteil wird, zu diesem Gelähmten zu sagen: «Äneas, Jesus Christus macht dich gesund. Stehe auf und bette dir selber!» (34). Mit der schlichten Feststellung: «und alsobald stand er auf» schliesst der Bericht über die Wirksamkeit des Petrus in Lydda.

Das Ereignis spricht sich nicht nur in ganz Lydda, sondern über die ganze Saronebene hin herum: «Und es sahen ihn alle, die in Lydda und in Saron wohnten; die bekehrten sich zu dem Herrn» (34). Ja die Kunde von dem geschehenen Wunder gelangt bis in die 15 Kilometer von Lydda entfernte Hafenstadt Joppe. Auch dort existiert bereits eine kleine Christenzelle. Und dort lebt eine Jüngerin mit Namen Tabitha, das heisst Gazelle, wahrscheinlich bei Anlass der Verfolgungswelle um Stephanus von Jerusalem nach Joppe gekommen. Tabitha ist alleinstehend, Witwe, oder wahrscheinlicher ledig, kennt ja doch die Bibel den Stand der besonders begnadeten Ledigen. Ihr Glaube hat sichtbare Früchte getragen. Sie ist, wie es heisst: «voll guter Werke und Almosen, die sie tat» (36). Eine richtige Revolutionärin der Nächstenliebe! Und nun ist diese Gemeindemutter von Joppe unerwartet gestorben. Die Christen von Joppe, durch den Todesfall offensichtlich besonders ratlos und angefochten, lassen Petrus bitten, er möchte doch herüberkommen. Petrus scheut die drei Marschstunden nicht und leistet dem Hilferuf Folge. Er findet das Haus angefüllt mit Klagefrauen, meistens Witwen und Arme, die dem Apostel ihre Kleidungsstücke zeigen, welche sie von der Verstorbenen erhalten haben. In dieser Stunde tiefster Bedrängnis bekommt Petrus, wohl zu seinem eigenen Erschrecken, Anregung und Auftrag, die tote Jüngerin ins Leben zurückzurufen. Er schickt die Klageweiber aus dem Totengemach, kniet vor dem Lager der Verstorbenen nieder, betet und wendet sich dann an den Leichnam mit den Worten: «Tabitha, stehe auf!» Und dann heisst es wiederum auffallend schlicht, als

wäre das Ungeheuerliche selbstverständlich: «Sie tat ihre Augen auf, und da sie Petrus sah, setzte sie sich wieder auf» (40). Und wiederum «ward es kund durch ganz Joppe, und viele wurden gläubig an den Herrn». An diesem Ort, da (zum ersten Mal geschieht das seit Ostern) ein Toter durch das Vollmachtswort eines Apostels auferweckt wird, hält sich Petrus längere Zeit auf. Er «blieb bei einem Simon, der ein Gerber war» (42.43). Diesen Namen sollen wir uns merken. Wir werden ihm bald wieder begegnen.

Es ist dem aufmerksamen Bibelleser natürlich nicht entgangen, dass die beiden Petruswunder in Lydda und Joppe zwei Jesuswundern ganz überraschend ähnlich sind. Eines davon ereignete sich in Bethesda, das andere in Kapernaum. Dort am Teich Bethesda war es auch ein Gelähmter, die Zahl seiner Krankheitsjahre ist dort auch erwähnt, und es wird diesem dort auch befohlen, er solle aufstehen, sein Bett nehmen und es davontragen. Noch frappanter ist die Ähnlichkeit mit der Auferweckung der Jairustochter in Kapernaum. Auch dort werden zuerst die Klagefrauen hinausgetrieben. So wie hier Petrus ruft: «Tabitha kumi, Gazelle, stehe auf!», so hören wir dort den Herrn gebieten: «Talitha kumi, Mägdlein, stehe auf!» Der Sinn dieser in der Tat auffälligen Ähnlichkeiten kann nur der sein, dass der Herr hier seinem Apostel und seiner ganzen Gemeinde zeigen will, dass er seit seiner Kreuzigung und Himmelfahrt nicht aufgehört hat, auf der Erde weiterzuwirken; dass ihm nach seiner Auferstehung genau die gleiche Macht und Möglichkeit gegeben ist wie vorher. Wenn es an einem Ort wahr ist, dass «das Leben weitergeht», dann hier. Christus hat einmal den Seinen in Aussicht gestellt, dass sie nach seinem Tod «die Taten tun werden, die ich tue»; diese Zeit ist jetzt vorhanden. Petrus darf hier Christus beim Wort nehmen und erproben, ob jene Verheissung wirklich eintrifft; und siehe, sie trifft ein — und wie wörtlich! Der Herr lebt und wirkt. Die Weltrevolution vom Himmel her greift rapid um sich.

Damit freilich fängt nun eine Frage an, brennend zu werden, der wir Heutige unmöglich ausweichen können: Wenn Christus den Willen und die Möglichkeit hat, seit seiner Auferstehung durch seine Gläubigen dieselben Wunder zu tun, wie er sie vorher eigenhändig tat — wo sind denn diese Wunder heute? Galt denn jene Verheissung nur für die erste Apostelzeit? Gilt sie heute nicht mehr? Heisst es denn nicht ausdrücklich von ihm, er sei «derselbe gestern, heute und in Ewigkeit»? Kein Zweifel, der Auferstandene hat seither nie aufgehört, Lebenszeichen von sich zu geben; und er wird nie aufhören, bis dass er einst bei seiner Wiederkunft in Herrlichkeit sein letztes, das «Zeichen des Menschensohnes», aufrichten wird. Darum ist es durchaus nicht abwegig, wenn wir annehmen, dass die Zahl der Gelähmten, die seit jenem Äneas geheilt worden sind, im Himmel gar wohl bekannt ist. Ja, Gott kennt die Zahl der Toten, die seit jener Tabitha in Joppe ins Leben zurückgerufen wurden. Wenn wir die Augen für die verborgenen Vorgänge der Christusherrschaft hätten, wir würden wahrscheinlich nicht wenig staunen über all die Zeichen und Wunder, die täglich irgendwo auf der weiten Erde geschehen. Ja, Christus kann, wenn er will, es heute hier bewirken, dass ein kranker Zuhörer das Wort des Petrus an jenen Gelähmten ganz persönlich hören und an sich erfahren darf: «Äneas, Jesus Christus macht dich gesund.» Die Frage ist nur, wie es um unseren Glauben bestellt sei. Erwarten wir überhaupt Wunder? Wenn wir wie heute Morgen zu einer Predigt zusammenkommen, erwarten wir da überhaupt, dass etwas passiert? Oder besuchen wir unsere Gottesdienste, weil wir sicher sind, dass da nichts Einschneidendes passieren werde? Es brauchte ja nicht gerade die Heilung eines Gelähmten oder gar eine Totenauferweckung zu sein. Das Eingreifen Christi könnte ja auch einmal so vor sich gehen wie vor vierzehn Tagen, als am Montagmorgen ein anonymer Brief im Kasten lag, in dem es hiess: «Aus Dank dafür, dass es bei mir Ostern geworden ist, möchte ich

der Sammlung für das Unheilbaren-Asyl beiliegende Gabe zuwenden.» Es waren zwei Tausendernoten beigefügt. Auch so können die Lebenszeichen am Leib Christi aussehen. Was man immer gegen die Art und Weise, wie heute etwa gewisse Wanderapostel von Amerika her in der Welt herumreisen, um massenhaft Kranke gesund zu machen, einwenden kann — und wir haben da einiges auf dem Herzen! —, das Eine muss man ihnen und denen, die ihnen anhangen, lassen: Die erwarten doch wenigstens etwas vom Auferstandenen. Die rechnen doch wenigstens damit, dass Christus auch heute einem Gelähmten sagen kann: «Äneas, Jesus Christus macht dich gesund» — «Tabitha, stehe auf!»

Dabei ist sehr darauf zu achten, dass man solchen Zeichen und Wundern zwar nicht zu wenig, aber doch auch nicht zu viel Bedeutung beimisst, dass man von ihnen nicht zu viel, oder gar alles erwartet. Es ist klar, dass jene beiden Menschen in Lydda und in Joppe nicht um ihrer selbst, sondern um der Gemeinde und um des Reiches Gottes willen gesund gemacht, bzw. auferweckt wurden. Ich halte es nicht einmal für ausgeschlossen, dass diese Tabitha, die so schön gestorben ist und keine persönlichen Hinterbliebenen hat, persönlich eher etwas enttäuscht war darüber, dass sie wieder diesseits der Gräber erwachen musste, hätte sie es doch auf der anderen Seite besser. Aber «damit viele zum Glauben kamen», hat Christus an diesen beiden Menschen die Zeichen getan. Er wird das an jenem Ort und zu jenem Zeitpunkt für alle Beteiligten, nicht zuletzt für Petrus, als notwendig und förderlich erachtet haben. Und tatsächlich kamen dadurch nicht wenige zum Glauben; freilich, viele andere, noch viel zahlreichere, wurden dadurch nicht gläubig. Man kann eben auch Zeichen und Wunder erleben, und der Glaube bleibt aus, der Unglaube wird dadurch eher noch bestärkt und versteift. So könnte heute hier in Bern eine Tabitha aus dem Tod auferweckt werden, einige würden dadurch in ihrem Glauben gestärkt, aber viel zahlreicher wären jene, die eine

stattliche Anzahl sehr vernünftiger Erklärungen bereit hätten — und von Glauben wäre keine Rede. Die Bibel redet jedenfalls sehr ernst von Orten, an denen Zeichen und Wunder geschehen sind, ohne dass dadurch Glaubensfrucht entstand. Der Angelsachse Bruce Marshall hat ein gerissenes Buch über die Grenzen und Möglichkeiten des Wunders geschrieben. Es trägt den Titel: «Das Wunder des Malachias». Ein einfältig-gläubiger Pater leidet darunter, dass ein verrufenes Vergnügungslokal mitten in Edinburg ganz nah bei seiner Kirche sich befindet. Er fängt an, vom Heiland ganz inständig und kindlich zu bitten, dass doch diese Lasterstätte, welche der Ehre der Kirche derart Eintrag tue, durch ein Wunder auf einen Fels, weit draussen am Meeresstrand, verpflanzt werde. Dadurch, erwartet er, müsste ganz Edinburg zum Glauben kommen. Und siehe, eines Morgens ist das Wunder geschehen. Aber die Wirkung entspricht keineswegs den Erwartungen des Seelenhirten. Nicht ganz Edinburg bekehrt sich, wie er in seinem Beten und Flehen dem Heiland in Aussicht gestellt hatte. Die Weltleute in Edinburg haben zwar für einige Zeit genügend Schreib- und Gesprächsstoff, aber bekehren tun sie sich nicht. Die offizielle Kirche aber empfindet das Wunder als Störung und distanziert sich kühl davon. Es kommt schliesslich so weit, dass der einfältige Beter seinen Heiland wieder inständig anfleht, er möchte doch das Wunder so bald wie möglich wieder rückgängig machen, was dann auch wieder geschieht. Ein gescheites Buch! So können tatsächlich Wunder wirken: In der Welt als Sensation, in der Kirche als Störung. So sehr wir uns darum heute nach Lebenszeichen am Leib Christi sehnen, es bleibt dabei, dass das Wunder aller Wunder der Glaube, der Glaube selber, ist, mit oder ohne mitfolgende Zeichen. Das Wort aber das der Heiland acht Tage nach Ostern dem Thomas gesagt hat steht bis zum heutigen Morgen in voller Geltung, das da lautet: «Selig sind die nicht sehen, und doch glauben.»

Es war aber ein Mann zu Cäsarea, mit Namen Kornelius

10,[1] Es war aber ein Mann zu Cäsarea, mit Namen Kornelius, ein Hauptmann von der Schar, die da heisst die italische, [2] gottselig und gottesfürchtig samt seinem ganzen Hause, und gab dem Volk viel Almosen und betete immer zu Gott. [3] Der sah in einem Gesicht offenbarlich um die neunte Stunde am Tage einen Engel Gottes zu sich eingehen, der sprach zu ihm: Kornelius! [4] Er aber sah ihn an, erschrak und sprach: Herr, was ist's? Er aber sprach zu ihm: Deine Gebete und deine Almosen sind hinaufgekommen ins Gedächtnis vor Gott. [5] Und nun sende Männer gen Joppe und lass fordern Simon, mit dem Zunamen Petrus, [6] welcher ist zur Herberge bei einem Gerber Simon, des Haus am Meer liegt; der wird dir sagen, was du tun sollst. [7] Und da der Engel, der mit Kornelius redete, hinweggegangen war, rief er zwei seiner Hausknechte und einen gottesfürchtigen Kriegsknecht von denen, die ihm aufwarteten, [8] und erzählte es ihnen alles und sandte sie gen Joppe.

[9] Des andern Tages, da diese auf dem Wege waren und nahe zur Stadt kamen, stieg Petrus hinauf auf den Söller, zu beten, um die sechste Stunde. [10] Und als er hungrig ward, wollte er essen. Da sie ihm aber zubereiteten, ward er entzückt [11] und sah den Himmel aufgetan und hernieder fahren zu ihm ein Gefäss wie ein grosses leinenes Tuch, an vier Zipfeln gebunden, und es ward niedergelassen auf die Erde. [12] Darin waren allerlei vierfüssige Tiere der Erde und wilde Tiere und Gewürm und Vögel des Himmels. [13] Und es geschah eine Stimme zu ihm: Stehe auf, Petrus, schlachte und iss! [14] Petrus aber sprach: O nein, Herr; denn ich habe noch nie etwas Gemeines oder Unreines gegessen. [15] Und die Stimme sprach zum andernmal zu ihm: Was Gott gereinigt hat, das mache du nicht gemein. [16] Und

das geschah zu drei Malen; und das Gefäss ward wieder
aufgenommen gen Himmel. [17] Als aber Petrus sich in sich
selbst bekümmerte, was das Gesicht wäre, das er gesehen
hatte, siehe, da fragten die Männer, von Kornelius gesandt,
nach dem Hause Simons und standen an der Tür, [18] riefen
und forschten, ob Simon, mit dem Zunamen Petrus, allda
zur Herberge wäre. [19] Indem aber Petrus nachsann über
das Gesicht, sprach der Geist zu ihm: Siehe, drei Männer
suchen dich; [20] aber stehe auf, steig hinab und zieh mit
ihnen und zweifle nicht; denn ich habe sie gesandt.

[21] Da stieg Petrus hinab zu den Männern, die von Korne-
lius zu ihm gesandt waren, und sprach: Siehe, ich bin's,
den ihr suchet; was ist die Sache, darum ihr hier seid?
[22] Sie aber sprachen: Kornelius, der Hauptmann, ein from-
mer und gottesfürchtiger Mann und gutes Gerüchts bei
dem ganzen Volk der Juden, hat Befehl empfangen von ei-
nem heiligen Engel, dass er dich sollte fordern lassen in
sein Haus und Worte von dir hören. [23] Da rief er sie hinein
und herbergte sie. Des andern Tages zog Petrus aus mit
ihnen, und etliche Brüder von Joppe gingen mit ihm.
[24] Und des andern Tages kamen sie gen Cäsarea. Kornelius
aber wartete auf sie und hatte zusammengerufen seine
Verwandten und Freunde. [25] Und als Petrus hineinkam,
ging ihm Kornelius entgegen und fiel zu seinen Füssen
und betete ihn an. [26] Petrus aber richtete ihn auf und
sprach: Stehe auf, ich bin auch ein Mensch. [27] Und als er
sich mit ihm besprochen hatte, ging er hinein und fand ih-
rer viele, die zusammengekommen waren. [28] Und er sprach
zu ihnen: Ihr wisset, wie es ein unerlaubtes Ding ist einem
jüdischen Mann, sich zu tun oder zu kommen zu einem
Fremdling; aber Gott hat mir gezeigt, keinen Menschen
gemein oder unrein zu heissen. [29] Darum habe ich mich
nicht geweigert zu kommen, als ich ward hergefordert. So
frage ich euch nun, warum ihr mich habt lassen fordern?
[30] Kornelius sprach: Ich habe vier Tage gefastet bis an

diese Stunde, und um die neunte Stunde betete ich in meinem Hause. Und siehe, da stand ein Mann vor mir in einem hellen Kleid [31] und sprach: Kornelius, dein Gebet ist erhört, und deiner Almosen ist gedacht worden vor Gott. [32] So sende nun gen Joppe und lass herrufen einen Simon, mit dem Zunamen Petrus, welcher ist zur Herberge in dem Hause des Gerbers Simon an dem Meer; der wird, wenn er kommt, mit dir reden. [33] Da sandte ich von Stund an zu dir; und du hast wohl getan, dass du gekommen bist. Nun sind wir alle hier gegenwärtig vor Gott, zu hören alles, was dir von Gott befohlen ist.

[34] Petrus aber tat seinen Mund auf und sprach: Nun erfahre ich mit der Wahrheit, dass Gott die Person nicht ansieht; [35] sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht tut, der ist ihm angenehm. [36] Ihr wisset wohl von der Predigt, die Gott zu den Kindern Israel gesandt hat, und dass er hat den Frieden verkündigen lassen durch Jesum Christum (welcher ist ein Herr über alles), [37] die durchs ganze jüdische Land geschehen ist und angegangen in Galiläa nach der Taufe, die Johannes predigte: [38] wie Gott diesen Jesus von Nazareth gesalbt hat mit dem heiligen Geist und Kraft; der umhergezogen ist und hat wohlgetan und gesund gemacht alle, die vom Teufel überwältigt waren; denn Gott war mit ihm. [39] Und wir sind Zeugen alles des, das er getan hat im jüdischen Lande und zu Jerusalem. Den haben sie getötet und an ein Holz gehängt. [40] Den hat Gott auferweckt am dritten Tage und ihn lassen offenbar werden, [41] nicht allem Volk, sondern uns, den vorerwählten Zeugen von Gott, die wir mit ihm gegessen und getrunken haben, nachdem er auferstanden war von den Toten. [42] Und er hat uns geboten, zu predigen dem Volk und zu zeugen, dass er ist verordnet von Gott zum Richter der Lebendigen und der Toten. [43] Von diesem zeugen alle Propheten, dass durch seinen Namen alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen sollen.

44 Da Petrus noch diese Worte redete, fiel der heilige Geist
auf alle, die dem Wort zuhörten. 45 Und die Gläubigen aus
den Juden, die mit Petrus gekommen waren, entsetzten
sich, dass auch auf die Heiden die Gabe des heiligen Geis-
tes ausgegossen ward; 46 denn sie hörten, dass sie mit Zun-
gen redeten und Gott hoch priesen. Da antwortete Petrus:
47 Mag auch jemand das Wasser wehren, dass diese nicht
getauft werden, die den heiligen Geist empfangen haben
gleichwie auch wir? 48 Und befahl, sie zu taufen in dem Na-
men des Herrn. Da baten sie ihn, dass er etliche Tage da-
bliebe.

11,1 Es kam aber vor die Apostel und Brüder, die in dem
jüdischen Lande waren, dass auch die Heiden hätten Got-
tes Wort angenommen. 2 Und da Petrus hinaufkam gen Je-
rusalem, zankten mit ihm, die aus den Juden waren, 3 und
sprachen: Du bist eingegangen zu den Männern, die un-
beschnitten sind, und hast mit ihnen gegessen. 4 Petrus
aber hob an und erzählte es ihnen nacheinander her und
sprach: 5 Ich war in der Stadt Joppe im Gebete und war
entzückt und sah ein Gesicht, nämlich ein Gefäss hernie-
der fahren, wie ein grosses leinenes Tuch mit vier Zipfeln,
und niedergelassen vom Himmel, das kam bis zu mir. 6 Da-
rein sah ich und ward gewahr und sah vierfüssige Tiere
der Erde und wilde Tiere und Gewürm und Vögel des Him-
mels. 7 Ich hörte aber eine Stimme, die sprach zu mir: Stehe
auf, Petrus, schlachte und iss! 8 Ich aber sprach: O nein,
Herr; denn es ist nie etwas Gemeines oder Unreines in mei-
nen Mund gegangen. 9 Aber die Stimme antwortete mir
zum andernmal vom Himmel: Was Gott gereinigt hat, das
mache du nicht gemein. 10 Das geschah aber dreimal; und
alles ward wieder hinauf gen Himmel gezogen. 11 Und
siehe, von Stund an standen drei Männer vor dem Hause,
darin ich war, gesandt von Cäsarea zu mir. 12 Der Geist
aber sprach zu mir, ich sollte mit ihnen gehen und nicht
zweifeln. Es kamen aber mit mir diese sechs Brüder, und

wir gingen in des Mannes Haus. [13] Und er verkündigte uns, wie er gesehen hätte einen Engel in seinem Hause stehen, der zu ihm gesprochen hätte: Sende Männer gen Joppe und lass fordern den Simon, mit dem Zunamen Petrus; [14] der wird dir Worte sagen, dadurch du selig werdest und dein ganzes Haus. [15] Indem aber ich anfing zu reden, fiel der heilige Geist auf sie gleichwie auf uns am ersten Anfang. [16] Da dachte ich an das Wort des Herrn, als er sagte: «Johannes hat mit Wasser getauft; ihr aber sollt mit dem heiligen Geist getauft werden.» [17] So nun Gott ihnen gleiche Gabe gegeben hat wie auch uns, die da glauben an den Herrn Jesus Christus: wer war ich, dass ich konnte Gott wehren? [18] Da sie das hörten, schwiegen sie still und lobten Gott und sprachen: So hat Gott auch den Heiden Busse gegeben zum Leben! *Apostelgeschichte 10,1 - 11,18*

In dieser Geschichte, von der Luther sagt, «sie stehe wie die schöne Sonne uns vor Augen», sehen wir den Geist am Werk, jenen Heiligen Geist, von dem Christus sagt, «er weht, wo er will». Und um das gleich vorweg zu sagen, Petrus und Kornelius, diese beiden hier menschlicherweise Hauptbeteiligten, interessieren hier nicht persönlich-erbaulich, nicht als Privatpersonen, sondern als Vertreter von Welten. Hinter Kornelius steht die Welt des Heidentums, der Völker; hinter Petrus steht Christus und seine Gemeinde. Es handelt sich hier nämlich um nichts Geringeres als um den längst geplanten und nun unmittelbar bevorstehenden Einbruch Christi und seiner Kirche in den Raum der Heidenwelt, im Reiche Gottes ein Ereignis ersten Ranges. Dabei sind Petrus und Kornelius nichts mehr, aber auch nichts weniger als Werkzeuge in Gottes Hand, Gefässe des Heiligen Geistes.

Kornelius ist Stadtrömer, von Beruf Soldat, Offizier im Hauptmannsgrad, jener Garnison zugeteilt, die in der befestigten Hafenstadt Cäsarea an der östlichen Mittelmeerküste stationiert ist. Von hier aus hält Rom die unterworfenen

Völker des Vorderen Orients in Schach, unter anderem und vor allem die stets zu Aufständen geneigten Juden. Seiner Herkunft nach gehört Kornelius also zu jenem furchtbaren «Abfall der Jahrtausende, den man kurz Heidentum zu nennen pflegt» (Zündel). Aber Kornelius ist im Heidentum nicht mehr daheim. Er ist ein Suchender, weil Gott ihn sucht. Die angestammte geistige Heimat ist ihm zur Fremde geworden. Eingeschlossen ins Bollwerk des Heidentums, fühlt er sich als Gefangener, der an den Gitterstäben rüttelt. Auf seiner Suche nach Gott findet er ihn bei den Juden, das heisst, ausgerechnet bei dem Volk, das zu unterdrücken und zu bewachen er hergesendet ist. «Fromm und gottesfürchtig mit seinem ganzen Haus», erweist er dem Gottesvolk Wohltaten, sein öfteres Fasten ist ein Ausdruck seines Hungerns und Dürstens, und er betet viel. Um diesen seltsamen Offizier einer Besetzungsmacht weht das Geheimnis Gottes. So hat ihn Gott eingereiht in jene beachtliche Schar begnadeter Heiden — in seinem Reiche gibt es begnadete Heiden! —, die er zum Wohl und Nutzen seiner Kinder je und je zurüstet. Mit jenem Geheimnis umwobenen Melchi-sedek, König von Salem, dem Abraham den Zehnten bringt, und der seinerseits Abraham segnet, fängt diese Reihe an. Dann weiss die Bibel von einem Bileam, der Israel fluchen soll und der statt dessen Israel segnet, oder von jener Hure Rahab, die den Kundschaftern «Barmherzigkeit erweist», oder von der Moabiterin Ruth, die ihrer israelitischen Schwiegermutter Treue hält. Hiram, der König von Tyrus, hilft Salomo beim Tempelbau, und die Königin von Saba bringt von fernher ihre Gaben. Naeman, der syrische General, errichtet Gott in seinem Hause einen Altar, und Kyros, der Perserkönig, wird Israels Befreier. Die Weisen aus dem Morgenland bringen dem Christkind ihre Gaben, und der Hauptmann von Kapernaum stiftet eine Synagoge. Eben einer von diesen gottesfürchtigen Heiden, an denen Gottes vorlaufende Gnade sichtbar wird, ist unser Kornelius.

Heute nun, es heisst hier nach einem mehrtägigen Fasten, sieht Kornelius den Engel Gottes, jenen Sonderbeauftragten, den wir schon von Philippus her kennen, in sein Haus eintreten. Dieser meldet ihm, man habe im Himmel ein Auge auf ihn, seine Gebete und seine Almosen seien bis zu Gottes Thron gelangt. Drauf gibt ihm der Engel eine Adresse, er solle sich mit einem gewissen Petrus in Verbindung setzen, der zurzeit sich in Joppe, fünfzig Kilometer südlich von Cäsarea, aufhält, bei einem Gerber Simon, dessen Haus draussen am Strand des Meeres liege. Nachdem der Jenseitige ihn verlassen hat, ruft Kornelius zwei seiner Hausknechte und seine gleich gesinnte Ordonnanz herbei, weiht sie in die eben erfahrene Begegnung ein und sendet sie, ausgerüstet mit den erhaltenen Angaben, nach Joppe. Kornelius verhält sich dabei wie ein Soldat, der den Befehl des Vorgesetzten ausführt, ohne ihn vorerst ganz zu begreifen; aber dass es ein richtiger, ein seriöser Befehl ist, daran zweifelt er keinen Augenblick, davon ist er so sehr überzeugt, dass er sich unverzüglich anschickt, auf den schätzungsweisen Zeitpunkt, da der Gast aus Joppe eintreffen wird, eine gross angelegte Einladung seiner Verwandten und Freunde zu veranstalten. Und nun hält dieser römische Offizier in seinem heidnischen Kerker Ausschau nach dem Befreier, wie ein Belagerter nach dem Entsatzheer (Heer, das eine belagerte Stadt befreit); er weiss nun, die Stunde der Befreiung ist nah und hat geschlagen. Ach, geschlagen hat sie ja nicht erst jetzt! Schon lang ist es her, seitdem die Engel verkündigten: «Denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids.» Und nun sind doch auch schon etliche Jahre vergangen, seitdem an jenem Karfreitag die entscheidenden Worte fielen: «Es ist vollbracht.» Was ist vollbracht, wenn nicht eben die Befreiung! Die Befreiung des Kornelius ist vollbracht, die Erlösung aller Völker, der ganzen Welt —. Sie weiss es nur noch nicht, so wie es auch Kornelius noch nicht weiss. Es wird nötig sein, dass ein Bote

kommt, es ihm zu sagen. Und siehe, der Bote ist unterwegs. Aber wo hält er sich auf? Warum säumt er? Ist er am Ende auch — gefangen?

In der Tat, Petrus, der Bote der Freiheit und des Friedens, ist in einem gewissen Sinn auch seinerseits ein Gefangener; zwar nicht in seiner heidnischen, wohl aber in seiner jüdischen Vergangenheit; wie kann man doch in seinem Herkommen befangen und festgelegt, blockiert sein! Zwar hat Petrus die Stunde der grossen, einmaligen Befreiung schlagen hören, wie sollte er nicht? War er doch dabei! Zwar hat er vernommen, dass Gott sein Freiheitsangebot auf die ganze Welt ausgedehnt hat: «Gehet hin in alle Welt…!» So unmissverständlich umfassend hat der Marschbefehl gelautet. Aber wir können uns kaum eine Vorstellung davon machen, wie unfassbar diese weltweite Botschaft den Zeugen, die sie zuerst vernahmen, sein musste. Sie wagen es ganz einfach nicht, zu glauben, dass Christus tatsächlich der Retter der Welt ist. Sie haben schon Mühe genug zu glauben, dass er der Retter Israels ist — wie ungerettet sieht doch dies Volk immer wieder aus! Und nun gar Retter der Welt! Zuviel für ein menschliches Fassungsvermögen. Aber Christus ist nun offenbar entschlossen, die Strasse der Heiden zu betreten und das Haus des Heidentums der göttlichen Weltrevolution zu erschliessen. Es darf uns nicht wundern, dass es dabei für die erstbeteiligten Menschen wie durch Geburtswehen geht. Sozusagen Handbreite um Handbreite muss ihnen der Blick in die weite Welt geöffnet werden. Zuerst erfolgt der Ausbruch in die Samariterstädte, dann, überfallartig, greift die grosse Befreiung über auf jenen Kämmerer aus Mohrenland, einen jüdischen Proselyten. Und nun steht der Einbruch in das Haus der Heiden unmittelbar bevor.

Für Petrus ist dies Ereignis derart ungeheuerlich, dass Christus auch ihn vorbereiten und zurüsten muss; und mit welch bemerkenswerter Geduld tut er das! Schon die Reise nach Samarien, als Petrus dem Philippus zu Hilfe eilen musste,

war ein erster Anfang. Die Heilung des gelähmten Äneas in Lydda war ein weiterer Schritt auf diesem Weg. Und als in Joppe die verstorbene Tabitha dem Tod entrissen wurde, da war das unter anderem und nicht zuletzt ein Volltreffer auf die Befangenheit des Petrus selber, wollte Christus seinem Apostel doch damit bedeuten: Wenn ich ins Reich des Todes einzubrechen vermag, sollte es mir nicht auch möglich sein, die Bollwerke heidnischer Finsternis zu erobern? Und schliesslich sieht sich Petrus nun an einem sonderbaren Ort. Das Metier des Gerbers zwingt zum Umgang mit Tierleichen. Darum ist das Gerben nach jüdischem Empfinden ein unreines Gewerbe. Das wird wohl auch der Grund sein, warum das Haus des Gerbers Simon abgesondert am Meer draussen steht. Und ausgerechnet ins Haus eines Gerbers wird nun Petrus vom Heiligen Geist einquartiert. Und da sitzt er nun auf dem Flachdach, beschäftigt mit all den Ereignissen der letzten Wochen. Eine Tote ist aufgestanden — was will der Herr damit? Und wie Petrus um die Mittagszeit betend und fastend in der Stille seiner Freilufteinsamkeit verweilt, hat er, am heiterhellen Tag, bei Wachzustand — nüchterner als er in diesem Augenblick kann man ja gar nicht mehr sein — ein Gesicht. Er sieht sich vom Himmel her eine seltsame Tafel gedeckt, ein Tischtuch mit allerlei greulichen, nicht nur unappetitlichen, sondern für den Juden unreinen Tieren sieht er vom Himmel vor sich niedergelassen, und eine Stimme fordert ihn auf: «Schlachte und iss!» Darauf kann Petrus nur mit einer Gebärde des Entsetzens abwehren: «Niemals!» Aber das Gesicht wiederholt sich. Und wie sich der Apostel wieder weigert, bekommt er den Verweis: «Was Gott gereinigt hat, das mache du nicht gemein!» Und wie das Gesicht ein drittes Mal erscheint und Petrus sich in die furchtbarste Verwirrung versetzt sieht, da hört er von unten Stimmen. Am Hoftor wird gefragt, ob hier ein Mann mit Namen Simon Petrus zu Gast wohne. Es sind die drei Abgesandten des Kornelius, die ihn eben jetzt bitten,

nach Cäsarea hinüberzukommen und dort am Wort zu dienen.

Petrus verreist daraufhin nicht sofort. Er wartet einen halben Tag und dann noch eine Nacht. Er hat offenbar Zeit nötig, um das Unfassbare zu verdauen, das ihm widerfahren ist. Gott hat die Welt als rein erklärt, die unreine, die abgefallene, die gottlose Welt! Auf Grund der am Kreuz erfolgten Reinigung hat Gott das getan. Da am Kreuz ist die Welt rein gewaschen, die Welt auch wo sie schmutzig ist, und wo ist sie es nicht? Und nun erlaubt und gebietet Gott seinem Apostel, gestattet und befiehlt es damit allen Gläubigen und auch uns heute Morgen, im Glauben die Welt als gewaschen und als rein zu betrachten, und zwar jetzt schon, gleich, ohne Zögern und ohne Ansehen der Person. Das letzte Buch der Bibel redet von jenen Menschen aus allen Völkern, Sprachen und Heiden, von denen es heisst: «Diese sind es, die ihre Kleider gewaschen haben im Blut des Lammes», und es heisst ebendort, dass es eine Schar sei, so gross, dass niemand sie zählen kann. Und von nun an soll Petrus die Völkerwelt mit diesem Glaubensblick anschauen. Das ist es, was ihm in jenem Gesicht angeboten wird. Und damit ist der Weg nach Cäsarea für ihn freigelegt. Freilich wagt er es nicht, dies völlige Neuland ohne Begleitung zu betreten. Er bittet sechs Glaubensbrüder aus Joppe, mit ihm zu kommen. Wie es den zehn Männern (den drei Boten, den sechs Begleitern und Petrus) unterwegs zumute ist, wie sie in Cäsarea erwartet werden, der herzbewegende Empfang durch den Hauptmann und dann die Begegnung mit der harrenden Hausgemeinde, das alles wird man menschlich nur schwer nachempfinden können.

Die Botschaft des Petrus ist schlichtes Christuszeugnis, wie wir es auch aus anderen Petrusreden kennen. Er beginnt mit dem Hinweis auf die Zeugen des Alten Testamentes, wozu er auch das Zeugnis des Täufers rechnet. Dann beschreibt er mit bewegten Worten, wie Jesus in der Kraft des Heiligen

Geistes umhergezogen ist, wohlgetan und gesund gemacht hat alle, die vom Teufel niedergetreten sind, wie man ihn dann ans Holz gehängt und getötet hat; aber sie, die Apostel, sind Zeugen dafür, dass er am dritten Tag auferstanden ist, haben sie doch, und zwar nach seiner Auferstehung, «mit ihm zusammen gegessen und getrunken». Und was Petrus damit bezeugt, ist nicht einfach passé, der Vergangenheit angehörend, es ist sowohl Gegenwart wie auch Zukunft, denn Christus «wird kommen zu richten die Lebendigen und die Toten». Und das alles bedeutet nichts Geringeres, als dass durch diesen Christus die Reinigung der Welt vollbracht ist. Nicht nur sie, die Apostel, sondern mit ihnen zusammen bezeugen schon alle Propheten, dass «durch den Namen Jesu alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen sollen».

Vergebung der Sünden für alle, die an ihn glauben, ausnahmslos, ohne Ansehen der Person: der Himmel sieht uns Menschen an als solche, denen Vergebung widerfahren ist. Vergebung — damit ist das entscheidende Wort gefallen. Es ist, wie wenn der Heilige Geist nur auf dieses Stichwort gewartet hätte, nun aber kann er nicht mehr länger an sich halten, Petrus wird mitten in seiner Rede unterbrochen, indem der Geist auf die ganze versammelte Hausgemeinde fällt. Die sechs aus Joppe mitgenommenen Judenchristen sind masslos beeindruckt durch die Tatsache, dass «auch auf die Heiden die Gabe des Heiligen Geistes ausgegossen wird». Darauf ordnet Petrus kurz entschlossen die Taufe der Anwesenden an. Zum ersten Mal ist damit im Raum des Heidentums gepredigt und getauft worden. Wir aber haben wenig Recht, uns über jene Jünger und Judenchristen in Jerusalem aufzuhalten, die, wie es heisst, mit Petrus zankten, als er einige Tage nach diesem Ereignis nach Jerusalem hinaufkam, vorsorglich in Begleitung der sechs Augenzeugen. Petrus verhält sich dabei durchaus nicht wie ein «erster Papst»; ganz hilflos kann er nur einfach erzählen, was Gott durch

den Heiligen Geist, der weht, wo er will, in Cäsarea, zum eigenen anfänglichen Entsetzen des Apostels, gewirkt hat: «Da sie das hörten, schwiegen sie still und lobten Gott und sprachen: So hat Gott auch den Heiden Busse gegeben zum Leben» (Kap. 11,18).

So wirkt der Heilige Geist in dieser Geschichte, die «wie die schöne Sonne uns vor Augen steht». Ja, hier ist nun ein grosses Licht, eine Sonne aufgegangen allen, die im Hause sind, und den Draussenstehenden zugleich. Wir beachten, auf welch eigentümliche Weise wir hier den Heiligen Geist am Werk sehen. So wie man eine Kerze an ihren beiden Enden anzünden kann, so wie eine Festungsmauer von innen unterhöhlt und von aussen angerannt wird, so wie man einen Tunnel von beiden Seiten des Berges anbohrt, so wirkt der Heilige Geist hier gleichzeitig an der Befreiung des Petrus von seinem Judentum und des Heiden Kornelius. Wo aber wie hier der Heilige Geist die Kirche gegen die Welt hin öffnet und die Welt nach der Kirche hin aufstösst, da fallen die Mauern, jene Mauern, die oft massiver und uneinnehmbarer scheinen als die von Jericho, die Trennungsmauern zwischen Kirche und Welt. Und eben da drum geht es heute: Dass die Christenheit bereit werde, hinzugehen in alle Welt und alle Völker zu Jüngern zu machen, und dass die Welt und die Völker ihrerseits willig werden, sich die «Busse zum Leben schenken zu lassen».

Und nun fehlt es gottlob heute nicht an kräftigen Anzeichen dafür, dass der Heilige Geist nicht nur damals, sondern auch heute in dieser eigentümlichen Zweiseitigkeit am Werk ist. Die Zahl der Kirchenchristen ist im Wachsen, denen es nicht mehr wohl ist hinter den Kirchenmauern. Nicht wenige empfinden heute die totale Isolierung der Kirche von der Welt und leiden darunter. In der ganzen Welt ist innerhalb der Kirchen ein merkbares Suchen und hörbares Fragen erwacht; das Thema «Die Kirche und ihre Entfremdeten» steht immer neu wieder auf den Traktanden kirchlicher Tagungen. Ja

dieses Empfinden, im Ghetto der Kirchen gefangen zu sein, erzeugt bei den lebendigsten Gemeindegliedern ein regelrechtes Heimweh nach dem draussen stehenden Bruder, ein Heimweh nach der Strasse hin: Bald tritt einer auf und redet das Evangelium in der Art und Sprache des Sportplatzes oder der Jazzbude; hier geht ein Christ in die Dancings, dort sucht einer Kontakt mit dem Kinopublikum, mit der Geschäftswelt oder mit den Politikern. Die ganze Aktion «Zürich wohin?», die in der Woche vor Pfingsten stattfand, ist doch wohl auch im Zeichen dieses Heimwehs der Kirche nach der Strasse zu beurteilen. Auf den Deutschen Evangelischen Kirchentagen ereignete sich ein hoffnungsvolles Aufgehen der Kirchtüren nach der Strasse hin. So ist der Heilige Geist heute in der Christenheit merkbar am Werk. Wir halten Ausschau nach dem Tag, da dies Heimweh des «Petrus» nach «Kornelius» so stark wird, dass wir alle miteinander es nicht mehr aushalten in unserer kirchlichen Abgeschlossenheit. Und wir dürfen sicher sein, er ist gleichzeitig auch am Werk in der Welt. Manch ein Zeitgenosse ist ein heimlicher «Kornelius», der längst angefangen hat, seine Fühler auszustrecken und seine Boten auszusenden nach einem «Petrus». Es ist ein untrügliches Zeichen des Heiligen Geistes, der ausserhalb der Kirchen weht, wenn Gott heute Theaterdichter erweckt, die darauf bedacht sind, dass auf den Brettern der Bühne, wenn auch in anderen Zungen, das gleiche Sünderevangelium verkündigt wird wie auf den Kanzeln der Kirche. So ist der Heilige Geist heute mächtig am Werk auch auf der anderen Seite, an Orten, wo man es nicht ohne weiteres erwartet hätte. Und wo er beidseitig wirkt, da geht es auch ohne die menschliche Kunst der Anknüpfung; nein, nein, es ist nicht so, wie mancher Kirchenchrist meint: Hier sind wir und wir haben es — dort ist die arme Welt und die hat es nicht. Weder wir noch sie verfügen darüber. Beide, sowohl Petrus wie Kornelius, sind drauf angewiesen, dass der Heilige Geist es ihnen gibt. Wo der

Heilige Geist drinnen Fernweh wirkt und draussen Heimweh, da wird heute hier drinnen das Wunder geschehen, dass ein Kornelius mit seinem ganzen Hause Christus findet, sich seines Getauftseins erinnert und den Weg zum Abendmahl findet. Mit Fernweh im Herzen, mit Augen des Glaubens, die nach Bruder Kornelius Ausschau halten, gehen wir jetzt zu jenem Tisch, der so mächtig unvergleichlich dort vorn in der Kirche steht. Wir tun es im Ausblick auf jenes letzte grosse Abendmahl, bei dem die von der Landstrasse und von hinter den Zäunen dabei sein werden. Sie alle sind gerufen, die Heiden und die Juden, zusammen mit uns Christen zu diesem Tisch zu gehen. Der Tisch ist gedeckt. Kommt, liebe Christen, lasst uns jetzt mit Glaubensblick, in der Hoffnung für den fernen Bruder, gemeinsam mit dem Auferstandenen essen und trinken.

Als Barnabas nach Antiochien kam

11,[19] Die aber zerstreut waren in der Trübsal, so sich über Stephanus erhob, gingen umher bis gen Phönizien und Zypern und Antiochien und redeten das Wort zu niemand denn allein zu den Juden. [20] Es waren aber etliche unter ihnen, Männer von Zypern und Kyrene, die kamen gen Antiochien und redeten auch zu den Griechen und predigten das Evangelium vom Herrn Jesus. [21] Und die Hand des Herrn war mit ihnen, und eine grosse Zahl ward gläubig und bekehrte sich zu dem Herrn. [22] Es kam aber diese Rede von ihnen vor die Ohren der Gemeinde zu Jerusalem; und sie sandten Barnabas, dass er hinginge bis gen Antiochien. [23] Dieser, da er hingekommen war und sah die Gnade Gottes, ward er froh und ermahnte sie alle, dass sie mit festem Herzen an dem Herrn bleiben wollten. [24] Denn er war ein frommer Mann, voll heiligen Geistes und Glaubens. Und es ward ein grosses Volk dem Herrn zugetan. [25] Barnabas aber zog aus gen Tarsus, Saulus wieder zu suchen; [26] und da er ihn fand, führte er ihn gen Antiochien. Und sie blieben bei der Gemeinde ein ganzes Jahr und lehrten viel Volks; daher die Jünger am ersten zu Antiochien Christen genannt wurden.

[27] In diesen Tagen kamen Propheten von Jerusalem gen Antiochien. [28] Und einer unter ihnen mit Namen Agabus stand auf und deutete durch den Geist eine grosse Teuerung, die da kommen sollte über den ganzen Kreis der Erde; welche geschah unter dem Kaiser Klaudius. [29] Aber unter den Jüngern beschloss ein jeglicher, nach dem er vermochte, zu senden eine Handreichung den Brüdern, die in Judäa wohnten; [30] wie sie denn auch taten, und schickten's zu den Ältesten durch die Hand des Barnabas und Saulus. *Apostelgeschichte 11,19-30*

Wer das doch auch so könnte, was hier von Barnabas mitgeteilt wird! Von Jerusalem nach Antiochien kommend, habe

er dort die Gnade Gottes gesehen: «Als er die Gnade Gottes sah, ward er froh» (23). Heute liegen die Trümmer jener Weltstadt, in welcher Barnabas damals die Gnade Gottes sah, unter derart tiefem Schutt begraben, dass es noch keiner gewagt hat, hier an Ausgrabungen zu denken. Damals aber wurden an diesem Handelsplatz die Reichtümer aus Kleinasien, Mesopotamien und Arabien aufgestapelt und nach dem Westen hin umgeschlagen. Antiochien war neben Rom selber und neben Alexandrien die drittgrösste Stadt des Römerreiches. Wenn etwa nach Art des modernen Tourismus damals ein Amateurphotograph, bewaffnet mit der Kamera, in diese Halbmillionenstadt gekommen wäre, dann hätte er dort einen Haufen dankbarer Sujets gefunden. Die für Antiochien sprichwörtlich breiten und geraden Strassen hätten gewimmelt von Menschen in farbenprächtigen Trachten der Völkerstämme aus Ost und West. Da hätte es römische Truppenparaden zu knipsen gegeben, und malerische Handelskarawanen, sportliche Grossveranstaltungen und fröhlichen Badebetrieb, Regierungspaläste, reiche Handelshäuser und stilvolle Tempel. Aber neben diesen Sehenswürdigkeiten hätte auch die Grossstadtdirne an der Strassenecke nicht gefehlt, das Elend der Armenviertel und das Getümmel orientalischer Nächte, kurz, all das, was zu einer Weltstadt gehörte, und bis zum heutigen Tag gehört. Aber von allen diesen Herrlichkeiten und Bedenklichkeiten wird beim Besuch des Barnabas in Antiochien keine Silbe erwähnt, sondern hier heisst es: Als Barnabas von Jerusalem nach Antiochien kam und «die Gnade Gottes sah, ward er froh».

Nun verstehen wir heute auch einiges vom Besuch ferner Länder. Auf unseren weit ausgedehnten Reisen sehen wir manch schöne Stadt. Ein Gymnasiast erzählte mir letzthin, er sei, nicht auf Vaters Kosten, sondern mit selbstverdientem Geld, nun schon in zehn verschiedenen Ländern Europas gewesen. Solche märchenhafte Möglichkeiten bieten sich heute unserer Jugend; und dann kehren sie heim, beladen mit

weltweiten Eindrücken, und erzählen, erzählen — erzählen sie auch, dass sie in den Städten der Welt die Gnade Gottes gesehen haben? Warum erwähnen sie davon nichts? Warum sieht Barnabas die Gnade Gottes, und Zehntausende neben ihm sehen sie nicht? Christus sagt einmal ein bedeutsames Wort übers Sehen: «Das Auge», sagt er, «ist des Leibes Licht. Wenn dein Auge einfältig ist, so wird dein ganzer Leib licht sein; ist aber dein Auge ein Schalk, so wird dein ganzer Leib finster sein. Wenn nun das Licht, das in dir ist, Finsternis ist, wie gross wird dann die Finsternis sein!» Das Auge des Barnabas ist offenbar «einfältig», das heisst, auf das Eine gerichtet, auf das es ankommt. Darum sieht er wohl auch das bunte Mancherlei der Städte, aber mitten im Vielen sieht er das Eine, die Gnade Gottes. Er wird genannt «ein guter Mann, voll Heiligen Geistes und Glaubens». Auch er geht also wohl ausgestattet auf Reisen, aber nicht nur mit Reisepass, Geld und Kamera, sondern ausgerüstet mit Heiligem Geist. Wer doch auch solch «einfältiges Auge» hätte! Darauf käme es an. Wenn ich nämlich die ganze schöne Welt in einem prächtigen Farbenfilm könnte an mir vorüberziehen lassen — und sähe dabei die Gnade Gottes nicht, dann bliebe es finster in mir. Und könnte ich sogar mit Gottfried Keller jubeln: «Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, / Von dem gold'nen Überfluss der Welt», und hätte die Gnade Gottes nicht gesehen, dann wäre ich doch nicht froh. Und froh möchte man doch werden; wer unter uns möchte nicht froh sein, auch am heutigen Morgen, froh wie Barnabas, als er die Gnade Gottes sah.

Aber nun nimmt es uns nachgerade ein wenig wunder, wie denn diese Gnade Gottes aussehe; was ist es, das Barnabas in Antiochien effektiv zu sehen bekommt? Wir können es schlicht so sagen: Barnabas trifft dort eine Christengemeinde an. Das sind Leute, die bis vor kurzem Heiden waren, und ihre Vorfahren bis zurück auf Adam waren Heiden. Sie haben nie etwas von Christus vernommen, und nun

kennen sie das Werk Christi und lieben ihn und hangen ihm an. Da wo, wie Christus im Gleichnis vom Sämann sagt, wo «die Sorge dieser Welt und der Betrug des Reichtums das Wort erstickt», da, mitten in der Vielgeschäftigkeit einer wirtschaftlichen Hochkonjunktur, und da, mitten im Geniessertum einer angefaulten Spätkultur, da, in der Grossstadt, ausgerechnet in Antiochien, ist nun eine Christengemeinde, eine Schar von Geretteten. Barnabas sieht Menschen, die verloren waren, und nun sind sie gefunden, sie waren tot, und nun leben sie. Wenn das nicht Gnade Gottes ist! Und es sind nicht nur Vereinzelte, es muss sich um eine Anzahl handeln, heisst es doch ausdrücklich: «Und eine grosse Zahl ward gläubig und bekehrte sich zu dem Herrn» (21). Wenn Christus einmal sagt, es sei bei den Engeln im Himmel Freude über einen einzigen Sünder, der umkehre — wie sollte Barnabas nicht froh, tief- und überfroh werden beim Anblick der Gnade, die hier an Scharen offenbar wird! Unter allen Schönheiten dieser Welt gibt es nichts, das schöner wäre als der Mensch — und nichts, das trauriger wäre als ein verlorener Mensch — aber ein geretteter Mensch ist so schön, dass man bei seinem Anblick sogar das Photographieren vergisst. So etwas gelüstet die Engel im Himmel zu sehen, wie sollte es uns nicht auch gelüsten! Darum ward Barnabas, als er nach Antiochien kam und die grosse Zahl geretteter Menschen sah, froh.

Eine Erinnerung aus frühester Kindheit drängt sich hier auf: Wir hatten im Dorf einen Knecht, jedermann liebte und kannte ihn, nicht weil er sich betrank — das tat er oft —, aber er war eine Seele von Mensch, ausgerüstet mit reichen Gaben der Mitmenschlichkeit. Einst an einem Mittag, die Fabrik war eben aus, und die Arbeiter und Arbeiterinnen wollten nach Hause eilen, da verbreitete sich die Schreckenskunde, Hans (so hiess er) habe sich im Trunkenelend erhängt und sei im nahen Wäldchen zu sehen. Die Wirkung war seltsam. Anstatt die knappe Essenspause auszunutzen,

wälzte sich fast die ganze Belegschaft dorfaus dem Wäldchen zu, um den Erhängten zu sehen. Ich klammerte mich an die Schürze der erwachsenen Nachbarstochter und kam auf diese Weise auch zur Unglücksstätte. Ich kann heute nicht anders, als an eine alles Begreifen übersteigende Rettung dieses Hans zu glauben. Aber, seltsam, diese abgründige Neugier in uns Menschen, diese süchtige Schaulust immer da, wo es gilt, Verlorenes zu sehen! Würde in uns, wie in Barnabas, der Heilige Geist wohnen, würde der Glaube unser Auge erleuchten, dann kennten wir kein stärkeres Verlangen, als Gerettetes und Gerettete zu sehen. Wir hielten den Anblick Verlorener kaum mehr aus. Das Auge, das licht geworden ist, hält Ausschau nach Gerettetem. Wie viel mehr Gerettete gäbe es doch, wenn unser Auge weniger lüstern wäre aufs Verlorene, dafür aber offener für Gerettete! «Als Barnabas die Gnade Gottes sah, ward er froh.»

Ja, Gnade Gottes ist es schon, wenn man an die besonderen Umstände denkt, unter welchen die Gemeinde in Antiochien hat entstehen dürfen. Das geschah dort auf dem Hintergrund einer blutigen Not. Während der Stephanusverfolgung werden Flüchtlinge versprengt bis nach Phönizien, dem Landstrich dem Meer entlang, ja bis hinüber auf die Insel Zypern. Auf der Suche nach einer neuen Existenz kommen sie auch nach Antiochien. Dort ist für sie, die von Haus aus arm sind, Arbeit und Brot. Flüchtlinge! Wenn wir heute dies Wort hören, will uns Grauen und Entsetzen erfassen. Erinnerungsbilder von schrecklichem Flüchtlingselend steigen in uns auf. Aber dort in Antiochien handelt es sich um Flüchtlinge voll Glaubens und Heiligen Geistes. Wohin diese immer kommen und ihren Mund auftun, da leuchtet hell das Christuszeugnis auf. Welch seltsame Wege geht Gott in der Ausbreitung seiner Weltrevolution! Die Leute merken, dass diese materiell Verarmten «einen Schatz im Himmel» haben. Umso zeugniskräftiger wirkt ihr Wort und Verhalten. Ich denke dabei an jenen ehemaligen ungarischen

Grossgrundbesitzer, den wir damals trafen; dieser hatte einst Besitzungen, halb so gross wie der Kanton Bern, nun nennt er nichts mehr sein eigen ausser einem Köfferchen mit ein paar Habseligkeiten. So zieht er von Gemeinde zu Gemeinde und tröstet Angefochtene. Bei jener Begegnung sagte er uns ganz unwahrscheinlich gelassen: «Notre Seigneur Jesus-Christ est un grand Seigneur» (unser Herr Jesus Christus ist ein reicher Herr). So hat Christus dort in Antiochien die Vertriebenen als Missionare eingesetzt und ihr Wort gesegnet. Nun ist es nicht mehr nur ein heidnisches Haus, nun ist es eine ganze Stadt, in welche die Christusbotschaft eingedrungen ist. Kein Wunder, heisst es hier: «Die Hand Gottes war mit ihnen» (21) und «es ward ein grosses Volk dem Herrn zugetan» (24). Und das alles ohne Apostel mit Namen, durch Leute, die nun wirklich sagen können: «Silber und Gold haben wir nicht; was wir aber haben, das geben wir euch», nämlich unseren Christusglauben. Als Barnabas vernahm, wie in Antiochien Gemeinde wurde, als er *diese* Gnade Gottes sah, da ward er froh. Es bleibt ihm nun nichts mehr als festzustellen, was wunderbarerweise hier entstanden und vorhanden ist, und sie zu ermahnen, «dass sie mit festem Herzen an dem Herrn bleiben wollten» (23), und sich an ihnen und mit ihnen freuen. Wie sollte man da nicht froh werden?

Und Barnabas sieht in Antiochien die Gemeinde; man könnte sie auch *nicht* sehen; dass er sie sieht, ist noch einmal Gnade. Er könnte ja als Fachmann auftreten, und, wie das nicht selten geschieht, wenn Nichtfachleute etwas schaffen, er könnte diese Arbeit schulmeisterlich begutachten, oder gar pfäffisch abschätzen. Aber Barnabas ist weder Schulmeister noch Pfaffe, weil der Heilige Geist ihn erkennen lässt, dass Christus hier durch schwache Werkzeuge wahrhaftig und wirklich seine Kirche baut. Es ist Gnade, wenn ein Gläubiger erkennt, wie nach so ganz anderen als den üblichen Begriffen, Massstäben und Grössenverhältnissen

Christus baut. Man trifft immer wieder Gemeindeglieder, die darunter leiden, dass sie die Gemeinde nicht sehen und somit den Anschluss an sie nicht finden, die trotz ihres Glaubens einsam sich fühlen und alleinstehend sind. Aber die Gemeinde existiert. So wahr sie in Antiochien existierte, so wahr gibt es sie auch in den Millionenstädten unserer Tage, sie ist auch in Bern, sogar auf dem Boden unserer Münstergemeinde, vorhanden. Und wem sehende Augen geschenkt sind, der wird entdecken, wird sich zu ihr hinzufügen, mit ihr die Gnade Gottes sehen und mit ihr froh werden.

Aus dem Leben dieser jungen Grossstadtgemeinde werden schliesslich noch drei scheinbar geringfügige, aber bedeutsame Einzelheiten erwähnt:

1. Wie Barnabas das grosse Volk sieht, da legt sich ihm die Verantwortung schwer auf die Schultern, und er beschliesst, nicht nur selber hier zu bleiben, sondern er hält Umschau nach Helfern. Dabei leitet ihn der Heilige Geist so, dass er sich eines gewissen Saulus erinnert, dem seinerzeit in der Gegend von Damaskus eine Christusbegegnung widerfuhr. Lebt dieser Mann noch? Ist er noch in Tarsus, wohin seine letzte Spur sich verlor? Barnabas reist persönlich nach Tarsus, findet den Gesuchten und bringt ihn mit nach Antiochien, wo sie ein Jahr lang miteinander lehrend und betreuend an der Gemeinde arbeiten. So flüchtig Barnabas diesen Saulus auch kennt, so viel weiss er immerhin von ihm, dass dieser ihm rein begabungsmässig überlegen ist. Wenn man sich vergegenwärtigt, wie viel Geltungsbedürfnis, Ehrgeiz, Ängstlichkeit und Misstrauen, ja ganz gewöhnlicher Futterneid sich unter uns Arbeitern im Weinberg Gottes breitmacht, dann kann man nur darüber staunen, dass Barnabas den Saulus an seine Seite holt. Wem die Gnade das Auge hell gemacht hat, der sieht nicht mehr scheel zum Bruder. Barnabas hat auch, was Saulus anbetrifft, die Gnade Gottes gesehen. Und ward froh.

2. In jener Zeit, heisst es da, kamen aus Jerusalem Brüder mit einem prophetischen Geist. Einer davon mit Namen Agabus verkündigt, es werde über den ganzen Erdkreis eine Hungersnot ausbrechen. Wir wissen aus nichtbiblischen Geschichtsquellen, dass zur Zeit des Kaisers Claudius in den 40er Jahren die Mittelmeerländer nacheinander von schwerer Teuerung heimgesucht waren. In Rom fing es an. Dort, berichtet der Geschichtsschreiber Sueton, habe das Volk einmal sogar harte Brotreste nach dem Kaiser geworfen, so dass dieser seine Fahrt beschleunigen musste; auch eine Art, Regierungen auf ihre Versäumnisse aufmerksam zu machen! Dann griff der grosse Hunger auf Griechenland über, und schliesslich, Ende der 40er Jahre, nach Palästina. Die prophetische Vorankündigung wirkt unerwartet. Was haben wir jeweilen unternommen, wenn wir hörten, dass etwas teurer werde? Diejenigen unter uns, die damals Verkäuferinnen in Lebensmittelläden waren, könnten uns jetzt erzählen, was damals unter uns jeweilen losging. In Antiochien unter den Christen ist der Heilige Geist am Werk, darum verlaufen dort die Dinge anders. Dort beschliessen sie, für die noch ärmeren Brüder in Palästina eine Kollekte zu beginnen. Damit ist zum ersten Mal in der Christenkirche von einer Kollekte die Rede. Im heutigen Gemeindeleben ist diese ein Stiefkind geworden, von Anfang an aber war dem nicht so. Schon die drei griechischen Wörter, die etwa im biblischen Urtext für «Kollekte» verwendet werden, geben hier wertvollen Aufschluss. Eines davon heisst «diakonia» (Dienst). Luther übersetzt es unnachahmlich treffend mit «Handreichung», man reicht sich die Hand, man rückt näher zusammen. Kollekte ist ein Ausdruck und Zeichen vorhandener Bruderschaft, darum wird sie etwa auch «koinonia» (communio, Gemeinschaft) genannt. Schliesslich wird für Kollekte etwa auch das Wort «charis» verwendet (Gnade). Kollekte ist damals eine Antwort der Gemeinde auf erfahrene Gnade. Wem Christus gnädig geworden ist, der kann nicht

mehr anders, als zu seinem Bruder gütig sein. Die dort zusammengelegte Kollekte war dann immerhin so bedeutsam, dass sie durch zwei Männer nach Jerusalem hinauftransportiert werden musste. Und diese zwei waren nicht Erstbeste, sondern Paulus und Barnabas, die beiden geistlichen Lehrer und Betreuer der Gemeinde. Den Brüdern von Gemeinde zu Gemeinde die Hand reichen, das ist offenbar damals weit davon entfernt, eine leidige Bettelei zu sein, Kollekte ist für sie ein gottesdienstliches Ereignis von zentraler Bedeutung, ganz nah beim Abendmahl. Es gibt übrigens auch heute noch Gemeinden, die nicht zufällig die Kollekte während des Gottesdienstes einsammeln, dann auf den Abendmahlstisch tragen, wo darüber öffentlich Gott, dem Geber aller guten Gaben, gedankt wird. Kollekte für die Brüder, auch das gehört zu der Gnade Gottes, die Barnabas, als er nach Antiochien kam, sah und darüber froh ward. Froh werden über Kollekten! —

3. In jener Weltstadt, heisst es schliesslich, passierte es zum ersten Mal in der Reichsgeschichte Gottes, dass die Gläubigen «Christen» genannt wurden. Bis jetzt galten sie als eine Abart des Judentums, als jüdische Sekte. Nun aber hat man gemerkt, dass sich hier etwas entwickelte, abgesehen und unabhängig von den Juden, in den Raum des Heidentums, in den Völkerraum hinein. Und weil man in den Zusammenkünften dieser neuartigen Frommen am häufigsten von einem Messias, von einem Christus, von einem König reden hört, darum nennt man sie — vielleicht zuerst spottweise — Messiasleute, Königsleute, Christianer. Und dieser Name ist geblieben. Das ist bedeutsam. Er ist von Antiochien durch die Jahrhunderte, über alle Länder und Erdteile ausgegangen. Wir werden bis zum heutigen Tag noch Christen genannt und nennen uns Christen. Wie tragen wir ihn, diesen Christusnamen? Petrus sagt einmal (1.Petr. 4,16), dass wir ihn zur Ehre Gottes tragen sollen. Wann tragen wir ihn zu Gottes Ehre? Dann, wenn wir ihn so tragen wie der Pfau die

Federn, wenn er das Rad schlägt? — hochmütig? selbstgerecht? Oder dann, wenn wir ihn so tragen wie das Abzeichen auf der Innenseite des Mantelkragens? verschämt, so dass niemand etwas merkt? kleinmütig? ängstlich? Oder so, wie man am Abend auf dem Heimweg vom Gartenfest den Strauss auf dem Hut trägt? leichtsinnig und berauscht? (das könnte noch eher zur Ehre Gottes sein, als wenn wir ihn ängstlich tragen). Nein, dann tragen wir den Christennamen zur Ehre Gottes, wenn es im Wissen darum geschieht, dass Christus für uns das Kreuz getragen hat: demütig und dankbar. So trug ihn Barnabas, als er nach Antiochien kam, «die Gnade Gottes sah und froh ward».

Um diese Zeit legte Herodes die Hände an etliche

12,[1] Um diese Zeit legte der König Herodes die Hände an etliche von der Gemeinde, sie zu peinigen. [2] Er tötete aber Jakobus, den Bruder des Johannes, mit dem Schwert.

[3] Und da er sah, dass es den Juden gefiel, fuhr er fort und fing Petrus auch. Es waren aber eben die Tage der süssen Brote. [4] Da er ihn nun griff, legte er ihn ins Gefängnis und überantwortete ihn vier Rotten, je von vier Kriegsknechten, ihn zu bewahren, und gedachte, ihn nach Ostern dem Volk vorzustellen. [5] Und Petrus ward zwar im Gefängnis gehalten; aber die Gemeinde betete ohne Aufhören für ihn zu Gott. [6] Und da ihn Herodes wollte vorstellen, in derselben Nacht schlief Petrus zwischen zwei Kriegsknechten, gebunden mit zwei Ketten, und die Hüter vor der Tür hüteten das Gefängnis. [7] Und siehe, der Engel des Herrn kam daher, und ein Licht schien in dem Gemach; und er schlug Petrus an die Seite und weckte ihn und sprach: Stehe behende auf! Und die Ketten fielen ihm von seinen Händen. [8] Und der Engel sprach zu ihm: Gürte dich und tu deine Schuhe an! Und er tat also. Und er sprach zu ihm: Wirf deinen Mantel um dich und folge mir nach! [9] Und er ging hinaus und folgte ihm und wusste nicht, dass ihm wahrhaftig solches geschähe durch den Engel; sondern es deuchte ihn, er sähe ein Gesicht. [10] Sie gingen aber durch die erste und andere Hut und kamen zu der eisernen Tür, welche zur Stadt führt; die tat sich ihnen von selber auf. Und sie traten hinaus und gingen hin eine Gasse lang; und alsobald schied der Engel von ihm. [11] Und da Petrus zu sich selber kam, sprach er: Nun weiss ich wahrhaftig, dass der Herr seinen Engel gesandt hat und mich errettet aus der Hand des Herodes und von allem Warten des jüdischen Volks. [12] Und als er sich besann, kam er vor das Haus Marias, der Mutter des Johannes, der mit dem Zunamen

Markus hiess, da viele beieinander waren und beteten.
13 Als aber Petrus an die Tür des Tores klopfte, trat hervor
eine Magd, zu horchen, mit Namen Rhode. 14 Und als sie
des Petrus Stimme erkannte, tat sie das Tor nicht auf vor
Freuden, lief aber hinein und verkündigte es ihnen, Petrus
stünde vor dem Tor. 15 Sie aber sprachen zu ihr: Du bist
unsinnig. Sie aber bestand darauf, es wäre also. Sie spra-
chen: Es ist sein Engel. 16 Petrus aber klopfte weiter an. Da
sie aber auftaten, sahen sie ihn und entsetzten sich. 17 Er
aber winkte ihnen mit der Hand, zu schweigen, und er-
zählte ihnen, wie ihn der Herr hatte aus dem Gefängnis
geführt, und sprach: Verkündiget dies Jakobus und den
Brüdern. Und ging hinaus und zog an einen andern Ort.

18 Da es aber Tag ward, war eine nicht kleine Bekümmer-
nis unter den Kriegsknechten, wie es doch mit Petrus ge-
gangen wäre. 19 Herodes aber, da er ihn forderte und nicht
fand, liess er die Hüter verhören und hiess sie wegführen;
und zog von Judäa hinab gen Cäsarea und hielt allda sein
Wesen. 20 Denn er gedachte, wider die von Tyrus und Sidon
zu kriegen. Sie aber kamen einmütig zu ihm und überrede-
ten des Königs Kämmerer, Blastus, und baten um Frieden,
darum dass ihre Lande sich nähren mussten von des Kö-
nigs Land.

21 Aber auf einen bestimmten Tag tat Herodes das königli-
che Kleid an, setzte sich auf den Richtstuhl und tat eine
Rede zu ihnen. 22 Das Volk aber rief zu: Das ist Gottes
Stimme und nicht eines Menschen! 23 Alsbald schlug ihn
der Engel des Herrn, darum dass er die Ehre nicht Gott
gab; und ward gefressen von den Würmern und gab den
Geist auf. 24 Das Wort Gottes aber wuchs und mehrte sich.
25 Barnabas aber und Saulus kehrten wieder von Jerusa-
lem, nachdem sie überantwortet hatten die Handreichung,
und nahmen mit sich Johannes, mit dem Zunamen Mar-
kus. *Apostelgeschichte12,1-25*

«Das Wort Gottes aber — das Wort Gottes aber wuchs und nahm zu» (24). Kann man diese Mitteilung, die da so schlicht am Schluss des Kapitels steht, vernehmen, ohne dass eine Welle von notvoller Sehnsucht und Hoffnung in einem ausgelöst wird? Wie geht das zu, wenn Gottes Wort wächst? Wir glauben zu wissen, was es heisst, wenn eine Pflanze, oder ein Tier, oder ein Kind wächst und zunimmt. Man kann es messen und wägen; aber das Wort Gottes, wie wächst das? Hier fehlen Mass und Gewicht. Hier haben wir es mit dem Wunder des Heiligen Geistes zu tun. Ja, es ist das eigentliche Wunder, das in diesem, an auffälligen Zeichen so reich befrachteten Kapitel sich ereignet. Dass das Wort Gottes wächst, liegt nicht in Menschenmacht; Gott allein kann es bewirken. Die Bibel weiss um Zeiten, von denen sie sagt, «das Wort Gottes ist teuer im Land». In solch wortarmen Zeiten können zwar dennoch die Glocken landauf und landab läuten, die Orgel braust durch die Kathedrale, das Harmonium durch den Vereinssaal, es predigt von allen Kanzeln und an allen Strassenecken — aber, ist das schon Gottes Wort? Auch Predigtwort, auch Bibelwort, wenn Menschen es in den Mund nehmen, ist nicht ohne weiteres und garantiert Gottes Wort. Es kann ja Buchstabe sein, von dem die Bibel selber sagt, er töte. Aber das Wunder kann sich tatsächlich ereignen, dass in unseren Gottesdiensten Gottes Wort geschieht. So gibt es gottlob dann doch auch wieder Zeiten, da das Wort Gottes lebendig und kräftig ergeht, kräftig und lebendig nicht nach Menschenweise, sondern aus dem Heiligen Geist. Das Wort Gottes ist dann gleichsam da, vorhanden. Es ist dann Gott selber, der, wenn auch aus dem Munde schwacher Menschen, spricht. An Pfingsten und in den Jahren unmittelbar nachher war in Jerusalem solch eine Zeit. Damals fingen die Leute an, «mit andern Zungen die grossen Taten Gottes zu verkünden». Und das hat seither, so wird uns in diesem Kapitel nun bezeugt, nicht aufgehört, im Gegenteil, «das Wort Gottes

wuchs und nahm zu». Wenn wir doch das auch sagen, wenn wir doch predigen könnten! Ich meine nicht Predigtkunst oder gar Rhetorik, Kanzelrednerei — wenn wir doch in Vollmacht predigen dürften!, so dass das Wort Gottes gefährlich wird, «schärfer wäre denn kein zweischneidig Schwert!», ein Instrument der göttlichen Weltrevolution. Das wäre ein Ereignis ersten Ranges. Betet doch ohne Unterlass, dass die Feierlichkeit und Langeweile aus unseren Gottesdiensten weiche, haltet doch an am Gebet, damit Gott selber anfange in unseren Kirchen zu reden. Gott will doch ohne Zweifel, dass sein Wort auch heute wächst und zunimmt.

Das Wachstum des Wortes wird aber auch so zu verstehen sein, dass es nicht nur gepredigt, sondern auch gehört wird. Zum Wunder der neuen Zungen will das nicht geringere Wunder der offenen Tür, der Ohren, die hören, und der Herzen, die glauben, geschehen. Und auch dieses Wunder des Hörens geschieht hier. Die Gemeinde besteht wirklich nicht nur aus solchen, die in der ersten Zeit zu Christus kamen. Immer noch tauchen in den Versammlungen neue Gesichter auf. Immer neue Aussenstehende werden durch Gottes Wort erreicht, getroffen und hereingeholt. Immer neue Verlorene werden «hinzugetan» zu der Gemeinde der Geretteten. Das Wachstum des Wortes kann sich also durchaus auch in einer zahlenmässigen Zunahme der Gemeinde auswirken. Es will aus dem Wort Gottes heraus etwas von jener gewaltigen Verheissung in Erfüllung gehen, die schon gleich auf dem ersten Blatt der Bibel steht und dort lautet: «Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untertan und herrschet über alles Getier, das auf Erden kriecht.» Das ist nicht ausschliesslich physisch, das kann auch geistlich gemeint sein, sagt doch auch Christus: «Gehet hin und prediget das Evangelium (nicht nur allen Menschen, sondern auch) aller Kreatur.» Wenn wir doch in diesem umfassenden Sinn «fruchtbar würden und uns vermehrten» und die Erde mit Gottes Wort füllten, so dass all ihr Getier Gottes

Willen untertan würde! Sagen wir nicht, die Kirche sei ja voll! Gewiss wollen wir eine volle Kirche nicht verachten; aber wir wollen uns dadurch auch nicht imponieren und beruhigen lassen. Volle Kirchen täuschen, denn draussen geht, steht, fährt, schwimmt, fliegt und kriecht das Volk, «verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben». Ich habe vor ein paar Wochen mit einem holländischen Oberst gesprochen, seines Berufes Aushebungsoffizier. Er hat erzählt, es sei in Holland unter 15'500 Rekruten eine Bestandesaufnahme daraufhin vorgenommen worden, wie es mit dem Bibellesen stehe, eine Art Pulsfühlen, um herauszubekommen, wie es in den Niederlanden um die Christlichkeit des christlichen Abendlandes bestellt sei. Die Zahlen seien katastrophal gewesen. Regelmässig lesen die Bibel 12,5%, gelegentlich 32,5%, nie deren 55%. Er hat mich dann gefragt, wie es wohl um die entsprechenden Zahlen bei uns in der Schweiz stehe. Ich konnte ihm nicht mit Ziffern dienen. Nur eine einzige Zahl kam mir in den Sinn. Man weiss, dass im reformierten Kanton Bern je nach Gegend und Kirchgemeinde die Zahl der regelmässigen Kirchgänger sich zwischen 1 und 10% der Bevölkerung bewegt. Es scheint uns, liebe getaufte Berner, an der Zeit, uns ins Gebet treiben zu lassen, dass doch Gottes Wort — nicht in Afrika, nicht in Asien, nicht in Russland, sondern — bei uns, im Kanton Bern, wachse und zunehme, indem das Wunder des Predigens und des Hörens geschieht. Auf dem Hintergrund solcher Zahlen begreift man die christlichen Grossveranstaltungen, wie sie seit dem Krieg da und dort in Erscheinung treten. Die Veranstalter derselben sind teilweise bedrängte Christen, beunruhigt einerseits durch den weltweiten Missionsbefehl Christi, auf der anderen Seite bedrängt durch die Tatsache der christuslosen Massen Europas. Es handelt sich dabei um Versuche, beim Menschenfischen sich nun auch einmal des grossen, des ganz grossen Netzes zu bedienen. Es wäre gewiss lächerlich, zu meinen,

eine Veranstaltung sei schon nur deswegen unchristlich, weil sie zahlenmässig gross ist. Auch eine christliche Grossveranstaltung hat also, wenn man weiss, was man damit tut, durchaus ihren Sinn und Platz. Nur vor einem sollen wir uns dabei hüten: Es wäre ein böser Irrtum, wenn wir umgekehrt meinten, das Wort Gottes wachse nur dann und nur dort, wo wir es wachsen sehen und zahlenmässig festzustellen vermögen. Die Bibel zeigt uns nämlich, dass das Wort Gottes auch dann zunehmen kann, wenn wir kein zahlenmässiges Wachstum und keine territoriale Ausweitung wahrnehmen, wenn wir ganz aufs Glauben geworfen sind und das Schauen unmöglich ist. Das Wachstum des Wortes Gottes kennt Dimensionen, die sich dem Zugriff unseres gewöhnlichen Erkennens entziehen. Ja das Wort Gottes kann wachsen auch dann, wenn wir nicht nur nichts sehen, sondern geradezu das Gegenteil meinen feststellen zu müssen. Es will wachsen am Widerstand und am Widerspruch. Das ist der Sinn und die Botschaft dieses 12. Kapitels der Apostelgeschichte. Fällt es nicht auf, dass die Mitteilung vom Wachstum des Wortes ausgerechnet am Ende eines Kapitels erscheint, in welchem erzählt wird, dass einer der Urapostel getötet, der andere eingesperrt wird und fliehen muss? Dadurch wird vollends klar, dass es sich beim Wachstum des Wortes um ein Wunder handelt. Sehen wir uns dieses Wunder nun noch etwas genauer an.

Ein auch nur flüchtiger Blick in dieses Kapitel hinein zeigt, dass es da gar nicht nach Zunahme, wohl aber nach Schrumpfung aussieht. Herodes tötet den Jakobus durchs Schwert. Das ist jener Jünger Jakobus, der einst zusammen mit seinem Bruder Johannes am See die Netze wusch, als Christus zu ihnen hinzutrat und sie aufforderte, ihren Vater zu verlassen und ihm nachzufolgen. Sein Vater Zebedäus betrieb ein Fischereigeschäft. Seine Mutter war jene frommehrgeizige Frau, die einmal an Jesus herantrat mit dem Ansinnen, er möchte doch dafür sorgen, dass ihre beiden

Sprösslinge dereinst zu seiner Rechten und Linken sitzen dürfen. Christus hat ihr damals geantwortet: «Ihr wisset nicht, was ihr bittet. Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde?» Sie haben damals etwas keck geantwortet: «Jawohl!», was den Herrn veranlasste, sie auf kommende Leiden vorzubereiten: «Ihr werdet zwar leiden müssen; aber das Sitzen zu meiner Rechten und Linken zu geben steht mir nicht zu, sondern denen es bereitet ist von meinem Vater.» Und diese Stunde, da Jakobus, des Zebedäus Sohn, leiden muss, ist nun vorhanden. Es ist erstaunlich, dass sie erst jetzt schlägt, dass sich die Apostel die ganze Zeit über in Jerusalem halten konnten, ohne dass ihnen ein Haar gekrümmt wurde. Sogar in der Stephanuskrise kamen sie noch mit heiler Haut davon, obschon die Apostel danach Jerusalem nicht verliessen. Dieser Jakobus ist nun (ausgenommen natürlich Judas!) der erste der Urapostel, der sterben muss. Er ist der einzige Apostel, dessen Martyrium in der Bibel ausdrücklich erwähnt wird. Petrus und Paulus starben auch eines gewaltsamen Todes, aber wir wissen aus der Bibel über die näheren Umstände ihres Sterbens nichts. Die Schrift ist da zurückhaltend. Aber auch dieser einzige Bericht über einen Apostelтod ist fast ängstlich knapp und kahl, wie ein blätterloser Baum, überstreng, fast unfreundlich, erinnert an die Art, wie der Täufer in der Verschwiegenheit einer Gefängniszelle umkommt. Es ist, wie wenn das warnende Wort Christi vom Sitzen zur rechten und zur linken Hand Gottes hier nachgewirkt hätte. Auch und erst recht wenn es sich ums Martyrium eines Urapostels handelt, soll um jeden Preis zu keinem Märtyrerkult Anlass gegeben werden. Und nun wird Jakobus, als erster der Apostel, einer, der besonders viel weiss, gehört und gesehen hat — er war ja dabei im Kämmerlein, als die Jairustochter aus den Toten auferweckt wurde; er war dabei auf dem Berg der Verklärung, als Christus nächtlicherweile mit dem offenen Himmel verkehrte; er befand sich im Garten Gethsemane in Christi nächster Nähe und hat seinen

Herrn beten gehört — nun wird dieser Mund, der so vieles weiss und bezeugen könnte, geschlossen: «Herodes tötete aber Jakobus, den Bruder des Johannes, mit dem Schwert» (2). Aber: «Das Wort Gottes wuchs und nahm zu.» Gewissermassen überraschend vernimmt man im Anschluss an die Hinrichtung des Jakobus, dieselbe habe den Beifall der Juden gefunden. Als Jesus verurteilt wurde, da musste das Volk noch aufgeputscht werden, damit es schrie: «Kreuzige ihn!» Nach Pfingsten gab es eine Zeit, da die Christen «Gnade hatten vor dem ganzen Volk». Die Jünger waren eine Zeitlang fast ein wenig populär. Wenn sie jeweilen nach einer Einsperrung entlassen wurden, begrüsste das Volk sie mit Jubel. Wurden sie von neuem verhaftet, sahen sich die Hohenpriester immerhin genötigt, fein säuberlich mit ihnen umzugehen, aus Angst vor dem mit ihnen offen sympathisierenden Volk. Mit dieser Offenheit der Bevölkerung Jerusalems scheint es nun vorbei zu sein. Nun hat Israel Freude am Tode des Apostels. In Bezug auf die Verblendetheit und Verstockung Israels ist es nun gleichsam eine Stunde später. Was soll man dazu sagen, wenn Herodes nun unter dem Beifall der Juden einen Apostel mit dem Schwert hinrichten kann! So spät ist es jetzt geworden. Es ist, wie wenn mit Israel alles aus wäre. Und dennoch: «Das Wort Gottes aber wuchs und nahm zu.»

Wie Herodes die günstige Wirkung seines Verbrechens an Jakobus erkennt, wächst ihm der Appetit. Als nächster ist Petrus an der Reihe. Es ist, wie es heisst, «in den Tagen der süssen Brote» (3), also das Passahfest des Jahres 44. Dieses Datum ist sicher. Herodes Agrippa I., Günstling des Kaisers Claudius, geboren im Jahre 10 vor Christi Geburt, starb nach nicht ganz vierjähriger Regierungszeit im Jahre 44. Er ist der Enkel Herodes' des Grossen, unter dem Jesus geboren, und Neffe des Herodes Antipas, unter dem Johannes enthauptet und Jesus gekreuzigt wurde. Auffällig ist, wie farbig und ausführlich nun die Gefangensetzung und Befreiung des

Petrus, im Unterschied zur Beseitigung des Jakobus, geschildert wird. Seit dem Kapitel 8 sehen wir Paulus im Kommen, hier nun soll der Abgang des Petrus dargestellt werden. Herodes hat im Sinn, unmittelbar nach dem Passah den inhaftierten Felsenapostel «dem Volk vorzustellen», das heisst, er soll dann öffentlich abgeurteilt und hingerichtet werden. In der ganzen Affäre fällt das Benehmen des Herodes auf. Er trägt hier von allem Anfang an die Merkmale eines mit Blindheit Geschlagenen, der unaufhaltsam seinem Verderben entgegenstürzt. Die übertriebene Art, wie der Wüterich sein Opfer verwahren lässt und sichert, ruft der Vermutung, dass Herodes seinen Häftling, der ja schon einmal durch Gott befreit worden war, nicht nur gegen menschliche, sondern vor allem gegen göttliche Befreiungsversuche sichern will. Damit begibt sich Herodes in die pharaonische Situation. Er will es offenbar drauf ankommen lassen, welcher stärker sei, Gott oder Herodes. «Vier Rotten je von vier Kriegsknechten» (47), also 16 Mann, werden zur Bewachung des Petrus eingesetzt. Zwei Wachen befinden sich im Gefängnis selber, Petrus ist zwischen die beiden eingekeilt, seine Fesselung besteht nicht aus einfacher, sondern aus doppelt genommener Kette. Ein weiterer Soldat steht vor der Zelle Wacht, und ein vierter am Tor des Gefängnisgebäudes. Um die Gefahr des Ermüdens und Einschlafens zu vermeiden, ist für genügend, übergenügend Ablösungsmannschaft gesorgt. Unterdessen wird im Hause der Maria, der Mutter des Johannes Markus, auch gewacht; «dort waren viele beieinander und beteten» (12). Aber was ist dieses betende Häuflein im Vergleich zur entschlossenen Faust- und Schwertgewalt eines Herodes! «Gross Macht und viel List sein grausam Rüstung ist.» «Gottes Wort aber wuchs und nahm zu.» —

Und Gott nimmt die Herausforderung, die an Wahnsinn grenzt, an. Die Art, wie Petrus befreit wird, entzieht sich schlechthin allem, was unserem Vorstellen zugänglich sein

könnte. Unsere Denkform zerbricht daran; aber nicht nur die unsrige, sondern schon diejenige der damals Beteiligten. Die Wache kann es nicht erklären. Herodes begreift es nicht. Ja Petrus selber begreift es nicht; und am allerwenigsten begreifen es die bei Maria versammelten Christen. Gott setzt hier, nicht zum ersten Mal — er macht eher sparsam von diesem Hilfsmittel Gebrauch —, den Schlaf als Waffe ein. «Seinen Freunden gibt es der Herr schlafend.» Ein unerklärbar starker Schlaf fällt aufs ganze Gefängnis. Die Wächter in der Zelle schlafen, die Wache vor der Zelle schläft, der Posten am Hauptportal schläft. Am augenfälligsten aber liegt der Tiefschlaf über Petrus selber. Dass einer am Vorabend vor seiner Hinrichtung von einem derart stocktiefen Schlaf übernommen wird, ist weder physisch noch psychisch erklärbar. Nun tritt der Engel des Herrn ins Gemach (7ff). Ein Licht leuchtet auf. Petrus wird, mit einem Box in die Seite, etwas unsanft geweckt — und doch nicht ganz geweckt. Die Ketten gleiten ihm von den Händen. Er steht auf. Und wie die Mutter am Morgen ihr schlaftrunkenes Kind zur Schule dirigiert, so befiehlt nun der Engel des Herrn: «Gürte dich um! Zieh die Schuhe an! Vergiss den Mantel nicht! (Fehlt nur noch, dass er sagt: Hast du ein Nastuch?) Folge mir nach!» Und Petrus geht hinter dem Engel her. Sie schreiten durch die Zellentüre, durchs Gefängnisportal, nun gelangen sie ans Tor der Umfassungsmauer, die das Gefängnis gegen die Stadt abschliesst. Dieses Tor öffnet sich, wie es im Urtext merkwürdig modern anmutend heisst, automatisch (automátä), von selber. Petrus folgt wie im Schlafwandel. Er ist geweckt und doch nicht wach. Er realisiert, was mit ihm vorgeht, vermag es aber nicht klar auf seine Person zu beziehen. Erst draussen, nachdem der Engel ihn verlassen hat, wird es taghell in seinem Bewusstsein: «Nun weiss ich wahrhaftig, dass der Herr seinen Engel gesandt hat und mich errettet aus der Hand des Herodes und dem lauernden Warten des jüdischen Volks» (11).

Wie dann Petrus vor dem Haus der Maria (es muss ein stattliches Gebäude sein, denn es hat einen Hof) ans Hoftor pocht, wie die Magd, deren Name bei dieser Gelegenheit verewigt wird — Rhode heisst sie —, herauskommt, fragt, wer da sei, die Stimme des Petrus erkennt, statt den draussen Wartenden hereinzulassen kopflos vor Aufregung davonrennt, wie sie mitten in die Gebetsversammlung hineinplatzt, Petrus sei da, wie man ihr dort antwortet, sie sei hoffentlich nicht etwa verrückt geworden, etwas derart Unsinniges zu behaupten, wie man drinnen sogar anzunehmen scheint, es handle sich um den Engel des offenbar bereits Hingerichteten, wie man sich schliesslich dann doch herzu lässt, das Hoftor öffnen zu lassen, wie Petrus die Entsetzten mit einer Handbewegung beschwichtigen muss, damit sie nicht die nächtliche Stille vor Überraschung voll schreien — das alles entbehrt nicht eines gewissen göttlichen Humors und zeigt uns, wie nah in der Bibel geistliche und natürliche Vorgänge beieinander zu sein pflegen (13-16).

Petrus selber kommt nur, um zu grüssen und gleich wieder Abschied zu nehmen. Seines Bleibens ist hier, solange Herodes lebt, nicht mehr. Er überträgt kurz die Führung des Restbestandes der Gemeinde von Jerusalem an einen Nachfolger: es handelt sich um einen der drei bekannten Jakobusse, der eben erst Ermordete war der Jünger und Zebedäussohn, dieser Jakobus hier ist nun der Bruder des Herrn. Darauf, noch in der selbigen Nacht, verschwindet Petrus, weiss kein Mensch wohin. Merkwürdig knapp ist von seinem Abgang die Rede: «Und Petrus ging an einen anderen Ort» (17). Jakobus umgebracht — Petrus flüchtig, aber «Gottes Wort wuchs und nahm zu». Es ist herzbewegend, dass jener junge Mann Johannes Markus, der später eines der Evangelien schreiben darf, eben in diesem zwölften Kapitel zum ersten Mal auftaucht. Da, wo wir nur Bedrängnis und Widerstand sehen, sieht Gott schon Mittel und Wege vor, sein Wort zunehmen und sein Reich wachsen zu lassen.

Herodes aber hat darauf nicht mehr lange gelebt. Der Wahnwitzige war gerichtsreif genug. Seine Stunden waren gezählt. Ein ausserbiblischer Schriftsteller, Josephus, weiss zu berichten, Herodes habe kurz darauf zu Ehren seines Gönners, des Kaisers Claudius, in Cäsarea unten festliche Kampfspiele eröffnet. Am zweiten Tag der Festlichkeiten sei er, frühmorgens, angetan mit einem aus Silberfäden gewirkten Prachtgewand, das in der Morgensonne glitzerte, im Theater aufgetreten, habe dort eine Rede gehalten, wobei ihn das Volk als Gott zu verehren anfing. Unmittelbar darauf sei der königliche Redner von heftigen Leibschmerzen befallen worden, und fünf Tage später sei er tot gewesen. Hinterher, so fügt Josephus hinzu, habe man sich erinnert, in der Nacht vorher den Schrei des Uhus gehört zu haben. Der Uhu gilt als Totenvogel. Die Apostelgeschichte weiss wohl vom jähen Tod des Wüterichs, nichts aber von Totenvögeln. Sie sagt, der Engel Gottes habe den Vermessenen geschlagen: «Auf einen bestimmten Tag aber tat Herodes das königliche Kleid an, setzte sich auf den Richtstuhl und tat eine Rede zu ihnen. Das Volk aber rief zu: Das ist Gottes Stimme und nicht eines Menschen! Alsbald schlug ihn der Engel des Herrn, darum, dass er die Ehre nicht Gott gab; und ward gefressen von den Würmern und gab den Geist auf» (21-24). Was immer Gottes Weltrevolution im Wege steht, ist noch immer ein Frass der Würmer geworden. «Das Wort Gottes aber wuchs und nahm zu.»

Das Wort Gottes wächst und nimmt zu am Widerstand der Juden. Sie lehnen es ab, in Verblendung und Verstockung. Aber das Verheissungswort bleibt über ihnen in Geltung. Gerade am Widerstand der Juden leuchtet diese Verheissung über Israel immer heller durch die Jahrhunderte und Jahrtausende. Das Wort Gottes wächst aber auch am Widerstand der Heiden: Bald werden wir vernehmen, wie Paulus und Barnabas in die Welt hinauswandern, um Städte und Völker mit dem Christusnamen zu füllen. Und das Wort Gottes

wächst auch heute. Es besteht gar kein Zweifel, dass es vor allem dort wächst, wo Widerstand sich dagegen regt: «Alles Fleisch ist wie Gras, und alle seine Güte ist wie eine Blume auf dem Felde. Das Gras verdorrt, die Blume verwelkt — aber das Wort Gottes bleibt ewiglich.»

Sondert mir aus Barnabas und Saulus

13,[1] Es waren aber zu Antiochien in der Gemeinde Propheten und Lehrer, nämlich Barnabas und Simon, genannt Niger, und Luzius von Kyrene und Manahen, der mit Herodes dem Vierfürsten erzogen war, und Saulus. [2] Da sie aber dem Herrn dienten und fasteten, sprach der heilige Geist: Sondert mir aus Barnabas und Saulus zu dem Werk, dazu ich sie berufen habe. [3] Da fasteten sie und beteten und legten die Hände auf sie und liessen sie gehen. [4] Diese nun, wie sie ausgesandt waren vom heiligen Geist, kamen sie gen Seleucia, und von da schifften sie gen Zypern. [5] und da sie in die Stadt Salamis kamen, verkündigten sie das Wort Gottes in der Juden Schulen; sie hatten aber auch Johannes zum Diener. *Apostelgeschichte 13,1-5*

In der syrischen Hauptstadt Antiochien gibt es nun eine Neuheit, die es bis vor kurzem da nicht gegeben hat: Es existiert jetzt dort eine Christengemeinde. Das ist in den Augen der Antiochier eine wohl etwas seltsame Gesellschaft von allerlei Leuten, die an einen gewissen Jesus Christus glauben, weshalb man sie Christianer, Christen, nennt. Dieser Jesus, ein aus Nazareth gebürtiger Jude, sei gekommen und habe gesagt, er sei als König der Juden und als Retter der Welt von Gott gesandt, worauf er von seinen Landsleuten am Kreuz umgebracht worden sei. Gott aber habe sich zu ihm bekannt und habe ihn aus dem Grab geholt. Er sei eben wirklich der König der Juden und Retter der Menschheit, und wer das glaube, der sei gerettet. Und es ist nun niemand anders als dieser auferweckte Jesus selber, der jetzt dran ist, in aller Welt, unter anderem eben auch in der Stadt Antiochien, eine Propagandazentrale aufzubauen. Das ist unter all den täglichen Neuigkeiten einer Grossstadt, die ja doch, bei Licht besehen, gar nichts Neues bringen, nun ein wirkliches Novum, eine wirkliche Neuheit. Dass einer aus dem Jenseits, direkt vom Sitz des allmächtigen Gottes her am Werk ist, ins

Weltgeschehen und ins Leben bestimmter Einzelmenschen eingreift, so etwas hat man bis jetzt in Antiochien nicht gekannt. Aber so unwahrscheinlich das den Menschen vorkommen mag, Tatsache ist, dass es faktisch geschieht. Täglich werden jetzt dort Bewohner von der Christusbotschaft erfasst und zur Gemeinde hinzugetan. Es ist nicht mehr möglich, diesen zwar geheimnisvollen, aber sehr realen Vorgang zu übersehen oder gar wegzuleugnen. Diese Neugläubigen müssen sich vorkommen wie Schiffbrüchige, die stromabwärts in den Tod gerissen wurden, und nun hat eine Hand nach ihnen gegriffen, hat sie aufgefischt und geborgen. Die Christengemeinde, in die sie nun auf und hinein genommen sind, ist ihnen regelrecht zur Rettungsarche geworden. Aber wenn wir sagen, Christus sei ihr Lebensretter, dann sind wir uns bewusst, dass damit viel zu wenig gesagt ist, handelt es sich doch hier nicht nur um ein vergängliches Leben, sondern um ein ewiges, das ihnen erstmalig geschenkt ist. Das ist die Gemeinde in Antiochien. Wir befassen uns mit ihr nicht aus geschichtlichem Interesse, sondern weil wir hier sehen, was eine Gemeinde ist, was es heisst, einer Gemeinde anzugehören.

Sehen wir uns nun dieses Urbild einer Gemeinde noch etwas genauer an. Wir lesen da: «Es waren aber zu Antiochien in der Gemeinde Propheten und Lehrer, nämlich Barnabas und Simon, genannt Niger, und Luzius von Kyrene und Manahen, der mit Herodes, dem Vierfürsten, erzogen war, und Saulus» (1). Diese Gemeinde, ursprünglich eher etwas führungslos, ist jetzt reich an Gnadengaben der Führung; das ist der erste Eindruck, den man von ihr bekommt. Es sind jetzt eine ganze Anzahl Persönlichkeiten da, die hier «Lehrer und Propheten» heissen. «Lehrer» werden solche sein, die das Alte Testament auslegen können, Schriftgelehrte, für eine so junge Gemeinde keine Selbstverständlichkeit. «Propheten» sind solche, die in bestimmten Situationen und Entscheidungen aus der Vollmacht des Geistes heraus ganz konkrete

Ratschläge, Mahnungen und Befehle geben können, kurz gesagt: Lehrer geben allgemeine Unterweisung, Propheten spezielle Weisung. So ist jene Gemeinde, was die Erkenntnis der Wahrheit und das Tun der Wahrheit anbetrifft, gar wohl versorgt.

Es werden einige dieser Persönlichkeiten, gleich deren fünf, namhaft aufgezählt. An dieser Namenliste fällt auf, dass es alles «neue Leute» sind, d.h. keiner der alten zwölf Apostel ist dabei und auch keiner der sieben Diakone der Urgemeinde. Ferner wird ersichtlich, dass keines dieser Menschenleben gradlinig, nach dem Lineal, verlaufen ist; es hat sich bei ihnen allen ein Bruch vollzogen, eine Knickung, eine Wendung ist bei ihnen allen eingetreten, ein Aufbruch zu einer neuen Welt und eine Abkehr von der Vergangenheit. Sie sind typische Revolutionskinder Gottes. Barnabas, ursprünglich Zypriote, war an Pfingsten in Jerusalem dabei gewesen und hat damals zu denen gehört, die eines Tages die Befreiung vom Privatbesitz erfuhren. Er verkaufte damals sein Grundstück und gab den Erlös der Gemeinde, eine einschneidende Entscheidung im Leben eines Menschen. Dann ist ein Simon da mit Zunamen Niger, ein jüdischer Name, kombiniert mit einem römischen Zunamen, auch das ist ein Hinweis auf ein Herkommen aus gehobener gesellschaftlicher Stellung. Dasselbe darf man vermuten bei Luzius von Kyrene. Man bedenke, was es, nach Jesu Aussage, braucht, bis dass «ein Reicher ins Himmelreich eingeht»! Und dann jener Jude namens Ma-nahen, der zusammen mit dem Vierfürsten Herodes im Institut gewesen ist, es handelt sich hier um jenen Herodes, der den Täufer umbrachte und am Karfreitag den Heiland verhöhnen half. Was hat geschehen müssen, bis dass dieser Jugendgespiele eines Herodes, der die gleiche Erziehung genossen hat wie der finstere Unmensch, nun unter den Propheten und Lehrern der kleinen Christenleute von Antiochien auftaucht! Von Saulus, dem Kaufmannssohn aus Tarsus, dem ehemaligen Gamaliel-

Schüler und Christenverfolger, ganz zu schweigen! So haben alle diese Männer mit den Mächten der alten Welt gebrochen und sind nun Bürger der Osterwelt Christi geworden; wäre das aber nicht mehr oder weniger ausgesprochen das Kennzeichen jedes Christenmenschen? Es ist kühn und doch erlaubt und geboten, dass wir, die wir uns hier in einer christlichen Kirche befinden, uns ansehen dürfen als Menschen, denen die Freiheit gegeben ist zu sagen: «Das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden.» Man schaue jetzt nicht auf sich, man schaue jetzt ganz auf Ihn, in Ihm ist Altes vergangen, in Ihm, dem ihr angehört, ist Neues geworden. Christus, der Auferstandene, ist streng genommen der einzig wirkliche Welterneuerer der Menschheitsgeschichte.

Und wie sieht es aus, dieses Neugewordene, in der Gemeinde von Antiochien? Wenn einer etwas Neues hat schaffen dürfen — nicht wenige von uns haben sicher dieses Glück schon erlebt —, dann hat er guten Grund zu Genugtuung und Zufriedenheit. Ich stehe eben noch unter dem Eindruck von Frankfurt, wo innerhalb weniger Jahre buchstäblich eine Stadt neu aufgebaut worden ist. Dort spürt man etwas von dieser menschlichen Freude am Neuen. Ein Strassenbahnschaffner, der uns zurief: «Noch zwei Jahre, und wir haben's geschafft», gab dieser Stimmung Ausdruck. Anders aber ist die Stimmung in der neu entstandenen Christengemeinde Antiochiens. Wenn jemand Grund hätte, über Neugewordenes in Freudenjubel auszubrechen — und hier sind es ja nicht nur Häuser, Plätze und Strassenzüge, sondern Menschen, die neu geworden sind —, dann wären es die Antiochener Christen. Nun aber heisst es von ihnen, dass sie «dem Herrn dienten und fasteten». Sie «dienen» dem Herrn, das heisst, sie kommen zusammen, um Gottes Wort zu hören und zu beten. Ihre Zusammenkünfte sind gekennzeichnet durch viel Gebet und Flehen. Was es ist, worum sie bitten, steht nicht hier. Aber ihr Beten ist ernstlich und von einer gewissen Bedrängnis und Dringlichkeit, denn es ist

verbunden mit Fasten. Sie enthalten sich und dichten sich ab von unnötiger Ablenkung und Zerstreuung, um ganz dem Einen hingegeben zu sein, worum sie bitten. Sie denken jedenfalls nicht, sie hätten «es geschafft» und seien am Ziel, sie denken nicht einmal, Christus sei am Ziel, nein, nein, Christi Ziel geht weit und hoch über das hinaus, was hier in Antiochien bisher hat entstehen dürfen. Ein inständiges, flehentliches Beten. Aber wozu? Sind sie denn nicht gerettet, drin in der Arche? Gewiss, aber wenn einer aus der Flut des Verderbens gerettet ist, dann kann er nicht anders, als den ganzen Strom, das ganze Meer und alle, die noch darin schwimmen und treiben, im Lichte dieser Möglichkeit zu sehen. Der wahrhaft Gerettete, das sehen wir hier, kann nicht anders, als beunruhigt sein durch die Existenz Verlorener. Darum sind sie ins Beten und Fasten gestellt. Ein erkenntnisstarker Ausleger der Apostelgeschichte (Friedrich Zündel) sagt zu dieser Stelle: «Sie haben den Wunsch, von Gott ein Mehreres zu empfangen», das heisst, mehr als nur ihr eigenes Gerettetsein — die Rettung Israels, die Erlösung der Welt! Sie möchten die Menschen «bis an die Enden der Erde» gerettet sehen, die ganze Welt einbezogen in Gottes Weltrevolution.

Wie lange, ob Wochen oder Monate, dieses hingegebene Flehen und Erwarten angehalten hat, steht nicht da. Wir wissen auch nicht, ob überhaupt und wie sie sich diese Fortsetzung der angefangenen Rettungsaktion Gottes vorgestellt haben. Aber eines Tages, es ist während einer solchen Gebetsversammlung, geschieht es, dass Gott antwortet: «Da sie aber dem Herrn dienten und fasteten, sprach der Heilige Geist: Sondert mir aus Barnabas und Saulus zu dem Werk, wozu ich sie berufen habe» (2). Der Heilige Geist spricht. Das wird man sich so vorstellen müssen, dass einer der vorgenannten Propheten, angeregt vom Heiligen Geist, es in der Versammlung ausspricht; und gleichzeitig bewirkt derselbe Heilige Geist in sämtlichen Anwesenden die Erkenntnis,

dass es wirklich der Heilige Geist war, der jetzt eben aus dem Munde dieses Bruders sprach, dass somit nicht menschliches Gutdünken und Eigenwille, sondern Gott hier am Werk ist. Ein Marsch- und Reisebefehl vom Himmel her ist damit an Barnabas und Saulus ergangen.

Und die Gemeinde schickt sich an, dem Willen Gottes unverzüglich Folge zu leisten. Die Art, wie man die Erkenntnis in die Tat umsetzt, ist wiederum überraschend. Von Passbeschaffung, Devisen, Koffern, Fahrkarten und all dem Zubehör, der schon damals zu einer Reise gehörte — sie leben in dieser Welt und bedürfen solcher Vorbereitungen auch —, hören wir nichts. Dagegen kommen sie jetzt erneut zusammen zum Fasten und Beten, man beachte, dass das Fasten diesmal sogar an erster Stelle erwähnt wird. Bei dieser neuen Bedrängnis handelt es sich um die Entlassung der zwei Ausgesonderten. Damit stehen wir hier vor einer der interessantesten und bedeutsamsten Lebensäusserungen der christlichen Gemeinde, vor dem Geheimnis der Sendung. Es gibt ein Wunder der Sendung durch die Gemeinde. Es ist nicht leicht, das zu erklären, weil es dafür keine Vergleichsmöglichkeit gibt. Sendung durch die Gemeinde ist etwas schlechthin Einmaliges. Menschen mit einem so genannten Sendungsbewusstsein, das kennen wir zwar schon. Solche kulturell oder politisch Sendungsbewusste pflegen etwas fragwürdige Figuren der menschlichen Gesellschaft zu sein, in der Regel sind sie Fanatiker, muten einen an wie Besessene, stehen unter dem Zwang einer mehr oder weniger hohen Idee und wirken darum auf ihre Umwelt fast immer gewalttätig. Aber dieses Sendungsbewusstsein ist etwas ganz anderes als das majestätische Wunder der Sendung durch die Gemeinde, das unter stillem Fasten und Beten sich hier ereignet. Die Sendegemeinde könnte man am ehesten noch — Vergleiche hinken — mit einem Flugzeugmutterschiff vergleichen, von dessen Bord die einzelnen Apparate abfliegen, wohin sie zurück kehren, wenn sie müde sind, reparieren

oder tanken müssen, wobei eine Radareinrichtung den drahtlosen Verkehr zwischen Mutterschiff und Einzelflugzeug ermöglicht. So kann die Christengemeinde Sendestation sein. Antiochien ist jetzt für längere Zeit Sendestation. Der Abschied gestaltet sich geistlich und schlicht. Unter Fasten und Beten der anwesenden Gemeinde legt einer der Lehrer und Propheten oder sonst ein ehrwürdiges Gemeindeglied den Scheidenden die Hände aufs Haupt. Solche Handauflegung geschah auch sonst etwa beim Segnen, sie kam im Neuen Testament etwa vor bei Krankenheilungen, bei der Übertragung eines Dienstes oder eben wie hier bei der Aussendung von Boten: «Da fasteten sie und beteten und legten die Hände auf sie und liessen sie gehen» (3).

Dabei ist es mit dem einmaligen Akt der Aussendung nicht getan. Sendung verpflichtet die Gemeinde, die Verbindung mit den Ausgesandten auch nach deren Abreise aufrechtzuerhalten, natürlich nicht durch drahtlose Telegraphie, sondern in der weiter anhaltenden Fürbitte. Freilich nicht etwa so, dass die Sendboten auf Menschen angewiesen wären, und wenn diese Menschen Christen sind! Wohl ist die Gemeinde so etwas wie ein irdischer «Umschlagsplatz» des Heiligen Geistes, aber das Entscheidende ist doch, dass die Sendegemeinde selber Rückverbindung mit dem eigentlichen Kraftzentrum, mit der eigentlichen Sendestation hat, und das ist Gottes Thron. Es ist Führung nicht durch Menschen, sondern durch den Heiligen Geist, was man für die Gesendeten erbittet.

Und Fürbitte bewirkt Gehorsam. Das Leben und Verhalten eines Menschen, für den gebetet wird, fängt an, ein vom Himmel her beeinflusstes und gelenktes Leben zu werden. Wie solche Sendung sich auch heute zutragen kann, mag ein kleines Beispiel aus der jüngsten Kirchengeschichte erhellen: In Nordfrankreich draussen sind sie seit etwa Jahresfrist daran, eine Art elsässischen Kirchentag vorzubereiten. Es fing schlicht damit an, dass einige Männer, erschrocken über

die Not der Kirche, angeregt durch den Heiligen Geist, mit dem Ruf an alle Kirchgemeinden des Elsass gelangten, sie möchten zur Vorbesprechung dieses Anliegens je drei Delegierte entsenden, einen Pfarrer, wenn einer bereit ist, und zwei Gemeindeglieder, aber wenn möglich nicht Kirchgemeinderäte, sondern solche, die in der Kirche noch nirgends aktiv dabei sind. Und nun meldet sich in einer der Gemeinden zur allgemeinen Verwunderung der Ortsvizepräsident. Ein Mann, Schneidermeister von Beruf, der seit Jahrzehnten darum selten oder nie zur Predigt kam, weil der Sonntagvormittag für ihn und seine Kundschaft die bequeme Zeit des Anprobierens war. Einige Zeit nach der Übernahme des Auftrags durch die Kirchgemeinde begab es sich, dass im Atelier dieses Mannes am Sonntagvormittag nicht mehr anprobiert wurde. Diese Zeit ist jetzt ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder zurückgegeben. Ob diese Veränderung für den Mann eine Geschäftsschädigung bedeutet hat? Was immer die Folgen dieser stillen Revolution sein mögen, solch reale Gehorsamswirkung ereignet sich, sooft ein Mensch unter den Sog der Fürbitte, unter den Einfluss des Heiligen Geistes gerät. So gehorchen hier nun auch Barnabas und Saulus. Für ihre Lebensführung ist der Befehl, der hier an sie ergangen ist, einschneidend, vor allem was Saulus anbetrifft. Für diesen Mann hat damit auf Jahre hinaus ein Wanderleben begonnen, von dessen Bewegtheit und Abenteuerlichkeit man sich nur schwer einen Begriff machen kann. Davon werden wir noch hören.

Bei dieser Gelegenheit fällt uns noch eine andere Eigenart der Wirkung des Heiligen Geistes auf. Es wird hier deutlich, dass der Geist den beiden nicht bis in alle kleinen Einzelheiten hinein Anweisung gegeben hat. Wohin sie beispielsweise fahren sollen, steht zunächst offen. Es heisst nur: «Sie legten die Hände auf sie und liessen sie gehen.» Es ist eine sehr beachtliche Art und Weise des Heiligen Geistes, dass er seine Werkzeuge nicht als Drahtpuppen, nicht als

Marionetten behandelt, so dass jede eigene Entscheidung sich erübrigte, nein, der Geist macht Gebrauch von unserem Willen. Wohin sie sich wenden wollen, das müssen sich die beiden zunächst überlegen. Sie fahren ca. 25 Kilometer stromabwärts und schiffen sich nach Zypern ein. Weil Barnabas als der Ältere das erste Wort haben wird, ist es so das natürlichste und nächstliegende, denn in Zypern ist er zu Hause und weiss Bescheid. Vielleicht aber hat die Tatsache bestimmend auf die Wahl der Reiseroute gewirkt, dass im Alten Testament, wenn von der weltweiten Gottesherrschaft die Rede ist, sehr oft geheimnisvoll von «Inseln» gesprochen wird. Nebenbei wird auch bemerkt, dass sie Johannes Markus mitnehmen. Dieser schliesst sich ihnen an als Reisebegleiter, wir würden heute etwa sagen als Chauffeur. Wir wissen, dass Barnabas sein Onkel ist. So mag auch in dieser Einzelheit einfach das natürlich Gegebene vorgekehrt worden sein.

Während sie hinausfahren, steht die Sendegemeinde fürbittend hinter ihnen, fürbittend geleitet und fürbittend trägt die Gemeinde sie. Die Gesandten aber dürfen sich als fürbittend Begleitete und fürbittend Getragene wissen. Wir fragen, ob es das heute noch gebe, solche Sendegemeinde. Gewiss. Einzelne beten für einzelne. Eine Mutter für ihr Kind, ein Vater für den Sohn, der in die Fremde zieht, ein Kamerad für den Kameraden, der ins Examen steigt; er sagt vielleicht verschämt, er wolle ihm «den Daumen halten», aber er meint damit etwas viel Ernsthafteres. Da und dort gibt es ein Gemeindeglied, das für die Pfarrer betet, Eltern, die für den Lehrer ihres Kindes vor Gott einstehen, es fehlt auch nicht an Patienten, die fürbittend hinter ihrem Hausarzt stehen. Gewiss, das Wunder der Fürbitte hat nicht aufgehört zu geschehen. Aber stehen wir nicht alle unter dem Eindruck, es handle sich dabei um karge Reste von etwas Grossem und Starkem, das einmal existiert hat? Oder sind es kleine Anfänge von etwas Grossem, das wieder werden will? Wir

kommen ja vom individualistischen Zeitalter her, von einer falschen Selbständigkeit, die schliesslich zu jener verzerrten Originalität sich entwickelte, die an Irrsinn grenzt. Wie tief hat diese Krankheit auch in die Christengemeinde hineingewuchert! Auch wir gingen in die Irre wie Schafe, «ein jeglicher sah auf seinen Weg». Aber wenn wir recht sehen, ist der Tiefpunkt dieser falschen, im Grunde gottlosen Selbständigkeit in der Kirche überwunden, und ein Neues ist im Werden. Fängt es nicht da und dort deutlich und hoffnungsvoll an, uns aufzugehen, was Gemeinde wäre, und somit auch Sendung durch die Gemeinde? Ich habe meinen Ohren nicht ganz getraut, als mir letzthin ein spanischer Glaubensbruder sagte, es sei letzten Frühling in Barcelona kräftig für «Zürich wohin?» gebetet worden; ausgerechnet in der bedrängten und verfolgten Gemeinde Spaniens durfte solches geschehen. Wenn diese Erkenntnis weiter wächst, dann sehen wir den Zeitpunkt kommen, da wir nur schwer begreifen werden, wie es einst eine Zeit hat geben können, da ein getaufter Lokomotivführer oder Autofahrer oder Soldat oder Gemeinderat, Krankenschwester, Arzt oder Lehrer — oder gar ein Richter, ohne dass Sendegemeinde und Fürbitte hinter ihm stand, ans Tagwerk gehen konnte. Eine Christenheit, in der das Wunder der Sendung durch die Gemeinde geschieht, wird das Staunen darüber, was der allmächtige Gott vermag, wieder lernen.

Für heute möchte ich wünschen, dass jeder von uns zwei Fragen mit sich in diesen Sonntag hinein nähme und sie die Woche über still bewegte; einmal: Wie wäre es, wenn ich mich aus der Ohnmacht und aus dem Trotz meiner falschen Selbständigkeit aufraffte und die Rückverbindung mit der Sendegemeinde wieder suchte? Und zweitens: Wie wäre es, wenn ich anfinge, mitzuhelfen, dort wo Fürbitte und Sendung geschieht? Aber wo ist dieser Ort? Wer ihn sucht, der findet ihn. Man fange doch an! Wo zwei miteinander eins werden, für einen dritten zu beten, da hat es schon

angefangen, da ist schon der Anfang des Wunders, da geschieht schon Sendung.

Und sie kamen gen Antiochien im Lande Pisidien

13,[6] Und da sie die Insel durchzogen bis zu der Stadt Paphos, fanden sie einen Zauberer und falschen Propheten, einen Juden, der hiess Bar-Jesus; [7] der war bei Sergius Paulus, dem Landvogt, einem verständigen Mann. Der rief zu sich Barnabas und Saulus und begehrte, das Wort Gottes zu hören. [8] Da widerstand ihnen der Zauberer Elymas (denn also wird sein Name gedeutet) und trachtete, dass er den Landvogt vom Glauben wendete. [9] Saulus aber, der auch Paulus heisst, voll heiligen Geistes, sah ihn an [10] und sprach: O du Kind des Teufels, voll aller List und aller Schalkheit, und Feind aller Gerechtigkeit, du hörst nicht auf, abzuwenden die rechten Wege des Herrn; [11] und nun siehe, die Hand des Herrn kommt über dich, und sollst blind sein und die Sonne eine Zeitlang nicht sehen! Und von Stund an fiel auf ihn Dunkelheit und Finsternis, und er ging umher und suchte Handleiter. [12] Als der Landvogt die Geschichte sah, glaubte er und verwunderte sich der Lehre des Herrn.

[13] Da aber Paulus und die um ihn waren, von Paphos schifften, kamen sie gen Perge im Lande Pamphylien. Johannes aber wich von ihnen und zog wieder gen Jerusalem. [14] Sie aber zogen weiter von Perge und kamen gen Antiochien im Lande Pisidien und gingen in die Schule am Sabbattage und setzten sich. [15] Nach der Lektion aber des Gesetzes und der Propheten sandten die Obersten der Schule zu ihnen und liessen ihnen sagen: Liebe Brüder, wollt ihr etwas reden und das Volk ermahnen, so saget an. [16] Da stand Paulus auf und winkte mit der Hand und sprach: Ihr Männer von Israel und die ihr Gott fürchtet, höret zu! [17] Der Gott dieses Volks hat erwählt unsre Väter und erhöht das Volk, da sie Fremdlinge waren im Lande Ägypten, und mit einem hohen Arm führte er sie aus

demselben. [18] Und vierzig Jahre lang duldete er ihre Weise
in der Wüste, [19] und vertilgte sieben Völker in dem Lande
Kanaan und teilte unter sie nach dem Los deren Lande.
[20] Darnach gab er ihnen Richter vierhundertundfünfzig
Jahre lang bis auf den Propheten Samuel. [21] Und von da
an baten sie um einen König; und Gott gab ihnen Saul, den
Sohn des Kis, einen Mann aus dem Geschlechte Benjamin,
vierzig Jahre lang. [22] Und da er denselben wegtat, richtete
er auf über sie David zum König, von welchem er zeugte:
«Ich habe gefunden David, den Sohn Jesse's, einen Mann
nach meinem Herzen, der soll tun allen meinen Willen.»
[23] Aus dieses Samen hat Gott, wie er verheissen hat, kom-
men lassen Jesum, dem Volk Israel zum Heiland; [24] wie
denn Johannes zuvor dem Volk Israel predigte die Taufe
der Busse, ehe denn er anfing. [25] Da aber Johannes seinen
Lauf erfüllte, sprach er: «Ich bin nicht der, für den ihr
mich haltet; aber siehe, er kommt nach mir, des ich nicht
wert bin, dass ich ihm die Schuhe seiner Füsse auflöse.»
[26] Ihr Männer, liebe Brüder, ihr Kinder des Geschlechtes
Abraham und die unter euch Gott fürchten, euch ist das
Wort dieses Heils gesandt. [27] Denn die zu Jerusalem woh-
nen und ihre Obersten, dieweil sie diesen nicht kannten
noch die Stimmen der Propheten (welche an allen Sabba-
ten gelesen werden), haben sie dieselben mit ihrem Urtei-
len erfüllt. [28] Und wiewohl sie keine Ursache des Todes an
ihm fanden, baten sie doch Pilatus, ihn zu töten. [29] Und als
sie alles vollendet hatten, was von ihm geschrieben ist,
nahmen sie ihn von dem Holz und legten ihn in ein Grab.
[30] Aber Gott hat ihn auferweckt von den Toten; [31] und er ist
erschienen viele Tage denen, die mit ihm hinauf von Gali-
läa gen Jerusalem gegangen waren, welche sind seine
Zeugen an das Volk. [32] Und wir verkündigen euch die Ver-
heissung, die zu unsern Vätern geschehen ist, [33] dass sie
Gott uns, ihren Kindern, erfüllt hat in dem, dass er Jesum
auferweckte; wie denn im zweiten Psalm geschrieben

steht: «Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget.»
34 Dass er ihn aber hat von den Toten auferweckt, dass er
hinfort nicht soll verwesen, spricht er also: «Ich will euch
die Gnade, David verheissen, treulich halten.» 35 Darum
spricht er auch an einem andern Ort: «Du wirst es nicht
zugeben, dass dein Heiliger die Verwesung sehe.» 36 Denn
David, da er zu seiner Zeit gedient hatte dem Willen Gottes,
ist entschlafen und zu seinen Vätern getan und hat die Ver-
wesung gesehen. 37 Den aber Gott auferweckt hat, der hat
die Verwesung nicht gesehen. 38 So sei es nun euch kund,
liebe Brüder, dass euch verkündigt wird Vergebung der
Sünden durch diesen und von dem allem, wovon ihr nicht
konntet im Gesetz Mose's gerecht werden. 39 Wer aber an
diesen glaubt, der ist gerecht. 40 Sehet nun zu, dass nicht
über euch komme, was in den Propheten gesagt ist: 41.
«Sehet, ihr Verächter, und verwundert euch und werdet
zunichte! Denn ich tue ein Werk zu euren Zeiten, welches
ihr nicht glauben werdet, so es euch jemand erzählen
wird.»

42 Da aber die Juden aus der Schule gingen, baten die Hei-
den, dass sie am nächsten Sabbat ihnen die Worte sagten.
43 Und als die Gemeinde der Schule voneinander ging,
folgten Paulus und Barnabas nach viele Juden und gottes-
fürchtige Judengenossen. Sie aber sagten ihnen und ver-
mahnten sie, dass sie bleiben sollten in der Gnade Gottes.
44 Am folgenden Sabbat aber kam zusammen fast die ganze
Stadt, das Wort Gottes zu hören. 45 Da aber die Juden das
Volk sahen, wurden sie voll Neides und widersprachen
dem, was von Paulus gesagt ward, widersprachen und lä-
sterten. 46 Paulus aber und Barnabas sprachen frei öffent-
lich: Euch musste zuerst das Wort Gottes gesagt werden;
nun ihr es aber von euch stosset und achtet euch selbst
nicht wert des ewigen Lebens, siehe, so wenden wir uns zu
den Heiden. 47 Denn also hat uns der Herr geboten: «Ich
habe dich den Heiden zum Licht gesetzt, dass du das Heil

seist bis an das Ende der Erde.» [48] Da es aber die Heiden hörten, wurden sie froh und priesen das Wort des Herrn und wurden gläubig, wie viele ihrer zum ewigen Leben verordnet waren. [49] Und das Wort des Herrn ward ausgebreitet durch die ganze Gegend. [50] Aber die Juden bewegten die andächtigen und ehrbaren Weiber und der Stadt Oberste und erweckten eine Verfolgung über Paulus und Barnabas und stiessen sie zu ihren Grenzen hinaus. [51] Sie aber schüttelten den Staub von ihren Füssen über sie und kamen gen Ikonion. [52] Die Jünger aber wurden voll Freude und heiligen Geistes. *Apostelgeschichte 13,6-52*

«Es wurden gläubig wie viele ihrer zum ewigen Leben verordnet waren» (48). Es sind also hier Menschen gläubig geworden, scheinbar wahllos, da einer und dort einer. Alle haben sie die gleiche Botschaft gehört, die einen glauben, die anderen nicht. So ist es immer und überall, wo Gottes Wort verkündigt wird. So wird es auch heute Morgen hier sein. Wir haben keinen Augenblick das Recht, daran zu zweifeln, dass heute hier unter uns Menschen gläubig werden; und ebenso wird es welche geben, die leer wieder heimkehren. Wem es Gott gibt, der bekommt es, und wem es Gott nicht gibt, der hat es nicht: «Wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig, und wessen ich mich erbarme, dessen erbarme ich mich» (2.Mose 33,19). Gott erbarmt sich zwar aller. Daran ist nicht zu zweifeln: «Gott will, dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit (d.h. zur Erkenntnis Christi) kommen» (1.Tim. 2,4). Gelegenheit, gerettet zu werden, versagt Gott keinem von uns. Jeder schlichte Predigtgang ist eine Gelegenheit, durch Glauben zum ewigen Leben zu gelangen. Aber es gibt benutzte, und es gibt verpasste Gelegenheiten. Man kann hungrig hergekommen sein; dann wird einem das Wort Speis und Trank zum ewigen Leben. Oder aber, man ist satt zur Predigt erschienen, und bleibt infolgedessen ungenährt. Es sind die Bittenden, denen gegeben wird. Es sind die Suchenden, die finden. Und

wer anklopft, dem wird aufgetan. «Es wurden gläubig — und es werden auch heute und jetzt gläubig —, so viele ihrer zum ewigen Leben verordnet waren.» Eins ist sicher: Erschrecken oder gar mutlos machen will uns dies Wort unter keinen Umständen. Der Gedanke: So bin ich also von Gott nicht zum ewigen Leben verordnet, kommt bestimmt nicht von Gott, sondern ist eine Einflüsterung des Teufels, weshalb er sofort und resolut weg zu weisen ist. Aber eines bezweckt Gott mit diesem Wort: Ins Gebet treiben will er damit. Wenn die Dinge so liegen, dann kann man doch jetzt nicht anders, als unverzüglich und inständig bitten: Grosser Gott, ich möchte glauben, hilf du meinem Unglauben; um Jesu Christi willen gib doch, dass ich jetzt zum ewigen Leben verordnet bin. Und da kann man doch nicht anders, als das auch für den anderen bitten, der da vorn oder hinten, rechts oder links in der Kirchenbank sitzt; und auch für die vielen, die draussen blieben, für die daheim, für bestimmte Menschen, die Gott einem in den Lebensweg geführt hat, deren Ergehen einem auf der Seele brennt. Gib, dass auch sie zum ewigen Leben verordnet sind, gib, dass auch sie zum Glauben kommen, bald, heute noch, jetzt gleich — weiss man doch nie, wann es die letzte Gelegenheit war! — Hier den letzten Zug verpassen, wäre nun wirklich alles andere als ratsam.

«Es wurden gläubig, wie viel ihrer zum ewigen Leben verordnet waren.» In diesem Wort gibt uns Gott die Deutung zur Kenntnis, die Er den hier berichteten Vorgängen geben will. Wir tun gut, uns an diese sozusagen authentische Sinngebung der Ereignisse zu halten. Das zu beachten ist hier darum doppelt wichtig, weil wir ja jetzt an jenem Ort der Auslegung der Apostelgeschichte angelangt sind, da die eigentliche Völkermission, die weltweite Revolution Gottes, einsetzt. Würden wir schon hier falsch einsteigen, dann könnten wir uns bös verirren. Vor 14 Tagen standen wir vor dem Geheimnis der Aussendung durch die Gemeinde. Die Christen

von Antiochien in Syrien haben, angeregt durch den Heiligen Geist, unter Fasten und Beten und mit Handauflegung die beiden Sendboten Barnabas und Saulus entlassen. Drauf haben sich die beiden auf die Insel Zypern eingeschifft, Johannes Markus geht als Gehilfe, als Gepäckträger, mit. Menschlich gesprochen hat damit ein phantastisches, ein mehr als nur abenteuerlich anmutendes Unternehmen seinen Anfang genommen. Vergegenwärtigen wir uns, was hier geschieht: Man kann, wie man so sagt, «aufs Pflaster» in die Welt hinausziehen; nun, «aufs Pflaster» gehen, das ist immerhin ein Begriff, unter dem man sich etwas vorstellen kann; Tausende haben das schon gewagt. Aber was diese zwei da treiben, davon gibt es menschlicherweise keinen Begriff. Die beiden wissen nämlich nichts, als dass sie in die Welt hinausgesandt sind, um irgendwo, irgendwem mitzuteilen, dass ein Jesus Christus, ein gekreuzigter und auferweckter Jude, ihr Retter ist. Ob jemand sich finden wird, diese Nachricht entgegenzunehmen? Sie wissen es nicht. Das scheint sie aber auch nicht im geringsten zu bekümmern. Sie wissen das Eine: Christus lebt und will es so. In heiliger Einfalt und göttlicher Torheit genügt ihnen das. Der sie sendet, wird für alles übrige sorgen, sie dürfen das ruhig ihm überlassen. Und so fahren sie nun also ins Meer hinaus, drei mehr als seltsame Passagiere —. Vor ihnen die Welt — was heisst das, «die Welt»? Vor ihnen die Völker — was heisst das, «die Völker»? Eins ist gewiss: Wenn Barnabas und Saulus jetzt auch nur einen Augenblick auf sich schauen, anstatt an Christus zu glauben, dann stürzt das ganze Unterfangen in einen Abgrund der Sinnlosigkeit hinunter. Aber Christus hat sie ja gesendet, dem Auferstandenen gehören ja die Völker, dem Wiederkommenden gehört die Welt. Das ist genug. «Es muss doch noch alles gut werden, weil Christus auferstanden ist» (Kierkegaard). Wenn einer im Auftrag einer Weltfirma hinausfährt, ein Geschäft zu tätigen, die Vollmacht der Direktion unterschrieben und

gesiegelt in der Brieftasche, dann geht er mit geschwellter Brust. Aber die drei da fahren ja als Bevollmächtigte dessen, dem im Himmel und auf der Erde alle Gewalt gehört. So beginnt die erste christliche Missionsreise. So weitet sich die stille Revolution, in Jerusalem begonnen, in die Völkerwelt aus.

Auf der Insel Zypern gibt es viel Handel, viel Juden und einen römischen Gouverneur mit Namen Sergius Paulus. Diesem einen dürfen Barnabas und Saulus im Auftrag des Herrn der Welt jetzt das ewige Heil bringen. Wie das zugeht, ist sonderbar. Schon die blosse Tatsache, dass die drei fremden Sendboten überhaupt an diese höchststehende Persönlichkeit der ganzen Insel herangelangen, ist ja alles andere als selbstverständlich. Aber Gott fügt es so, «an Mitteln fehlt's ihm nie». Eines Tages trifft eine Einladung des Sergius Paulus bei ihnen ein. Eingeladen werden sie — das fängt ja gut an! Sie nehmen an und bekommen Gelegenheit, im Beisein des Gouverneurs vor dem ganzen Hofstaat ihres Auftrags sich zu entledigen. Und die Botschaft kommt an. Aber gleich erhebt sich auch ein nicht zu unterschätzender Widerstand; da ist ein gebürtiger Jude, der sich allerlei viel versprechende Namen beigelegt hat, einer davon lautet «Barjesus», das heisst Sohn des Jesus. Es ist unter den gebildeten Römern der besseren Gesellschaft Brauch, sich einen Hausphilosophen zu halten; Barjesus lebt in dieser Eigenschaft am Hof des Statthalters, nicht ohne bestimmenden Einfluss auf denselben. Sofort fühlt dieser mit jüdischer Geistigkeit und heidnischem Geheimwissen ausgestattete Haustheologe durch die beiden Neuankömmlinge seinen Einfluss beeinträchtigt und seine Stellung als Berater und «Beichtvater» bedroht. Wie das bei Menschen, die mit Geheimkräften arbeiten und mit der Finsternis im Bunde stehen, oft der Fall ist, so spürt auch Barjesus sofort die Überlegenheit des Lichtes über das Dunkel. Gleich fängt er darum an, den Aposteln zu widerstehen. Es scheint, dass es vor allem Barnabas war,

der damals noch das Wort führte. Eines Tages schaltet sich Saulus ein, vielmehr, er wird eingeschaltet: Der Heilige Geist gerät über ihn. In der Kraft des Geistes fasst er den Magier scharf ins Auge, redet ihn, der sich Sohn des Jesus nennt, an als Sohn des Teufels, voll Verdrehtheit und Feind aller Gerechtigkeit, der nicht aufhöre, «die rechten Wege des Herrn abzubiegen» — und nun soll es auf der Stelle offenbar werden, welch blinder Blindenführer er ist: «Die Hand des Herrn komme über dich und du sollst blind sein und die Sonne eine Zeitlang nicht sehen.» Das Wort tritt mit augenblicklicher Wirkung in Kraft; für wie lange, wissen wir nicht. Durch das offensichtliche Eingreifen Gottes erschüttert, kommt der Gouverneur zur Annahme der Botschaft.

So wie der Vorgang hier erzählt wird, hat es ganz den Anschein, als ob es Christus gerade nur auf diesen Sergius Paulus abgesehen hätte, das heisst, auf die Befreiung des Hofes vom Bann des Barjesus. Warum von allen Bewohnern der Insel für diesmal ausgerechnet dieser eine «zum ewigen Leben verordnet ist», hat Anlass zu eigenmächtigen Vermutungen und mehr oder weniger wilden Schlussfolgerungen gegeben. Man hat davon geredet, der Heilige Geist gehe eben so vor; er mache sich mit Vorliebe an die «Schlüsselmenschen» einer Gegend heran, steige sozusagen durchs Kamin in die Häuser der Völker herein, das sei seine Methode, seine Strategie, davon müssten wir Menschen lernen und es auch so tun. Was wir hier in Wirklichkeit lernen, ist, dass in der Tat auch hochgestellte Menschen dem Heiligen Geist zugänglich sein können, obschon das eher Ausnahme als Regel ist. Dabei fällt auf, wie von den drei namhaften, besonders erwähnten Persönlichkeiten, die damals Christen geworden sind — vom Finanzminister aus Äthiopien, vom Platzkommandant Kornelius und eben von diesem römischen Gouverneur der Insel Zypern —, keinerlei Wesens gemacht wird. Man verwendet sie nicht einmal als interessante prominente Konvertiten zur Propaganda. Im Gegenteil, es wird sofort

auffällig still um alle drei. Das einzige, was von Sergius Paulus in die sichtbare Weltgeschichtlichkeit einging, ist ein zwischen den Jahren 41 und 47 gesetzter stadtrömischer Markstein, auf dem der Name Lucius Sergius Paulus steht und aus dessen Inschrift hervorgeht, dass Sergius Paulus in Rom Mitglied der Kommission zur Beaufsichtigung des Tiberlaufes war. Sicher eine wichtige Kommission. Aber was tut's, ob unsere Namen auf den papierenen Zeitungen oder auf den verwitternden Marksteinen oder in goldenen Lettern auf Erz geschrieben sind oder nicht? Christus hat den Seinen geboten, sich darüber zu freuen, dass ihre Namen im Himmel vorgemerkt sind. Und das eben ist nun bei diesem Sergius Paulus eingetreten. Er gehört nun zu denen, die glauben, weil sie «zum ewigen Leben verordnet sind».

Überraschend bald nach diesem Ereignis am Hof des Gouverneurs verlassen die Boten die Insel. Es ist, wie wenn sie Eile hätten. Einige kleine, aber doch nicht ganz belanglose Veränderungen werden beiläufig erwähnt. Saulus lässt von jetzt an seinen jüdischen Namen fallen und nennt sich, römisch-heidnisch, Paulus, das heisst, der Kleine. Ferner geht von jetzt an die Führung von Barnabas auf ihn, den sowohl nach dem Geburtsschein wie nach dem Taufschein Jüngeren, über. Der Heilige Geist weht eben, wo er will, ohne Rücksicht auf Rangalter, Verdienst und Würdigkeit. Und drittens: Sie nehmen Kurs auf Kleinasien zu. Im kleinasiatischen Hochland liegt eine bedeutende Stadt, die auch Antiochien heisst, aber nicht in Syrien, sondern nun eben in Pisidien liegt. Unterwegs dorthin verlässt sie der Reisegehilfe Markus, warum, wissen wir nicht; wir vernehmen später nur, dass Paulus ihm dies als Versagen gedeutet und übel genommen hat. Die Reise von Zypern aufs kleinasiatische Hochland ist tatsächlich kein leichter Katzensprung. Die Vermutung, Markus sei aus Angst vor diesem Abenteuer zu Muttern umgekehrt, ist zwar nicht erwiesen, jedoch nicht ganz abwegig.

In Antiochien in Pisidien, 1200m.ü.M. gelegen, zwischen einem stattlichen Binnensee und einem hohen Berg auf einen Hügel gebaut, gehen die beiden Sendboten am Sabbat in die Synagoge, wo Juden und sympathisierende Heiden versammelt sind. Die Synagogenvorsteher wissen nicht, was sie tun, wenn sie die beiden Ankömmlinge einladen, im Anschluss an den ordentlichen Gottesdienst der Gemeinde mit einer erbaulichen Botschaft zu «dienen». Eine Botschaft? Freilich, an einer solchen fehlt es Paulus und Barnabas nicht! Aber, ob diese den Hörern gefallen wird? Die Botschaft der beiden durchreisenden Fremdlinge lautet: Die Welt soll nicht mehr auf einen Retter, Israel nicht mehr auf einen König warten, denn dieser ist bereits da gewesen: Jesus Christus ist der König der Juden und der Retter der Welt. Wer an diesen glaubt, wird gerecht. Was das Gesetz des Moses nicht vermochte, das bietet Christus an: Vergebung der Schuld und Leben, das ewig ist.

Es fällt auf, dass Paulus mit dieser alarmierenden Botschaft nicht jählings herausrückt. Wir bewundern die Geduld und Liebe, in der er erklärt, erläutert, hinführt. Freundlich, ja herzlich redet er die Juden an als Erwählte, als Angehörige des Volkes, das Gott aus Ägypten befreit, in der Wüste erhalten, ins Gelobte Land geführt hat. Er wartet mit reichlich viel Jahrzahlen auf, woraus die Juden merken können, wie vertraut ihm Israels Geschichte ist. Er redet von Samuel, dem König Saul und von David, dem «Mann nach dem Herzen Gottes». Bei David angelangt, kann er freilich nicht mehr an sich halten. Er brennt zu sehr darauf, den Namen, der über alle Namen ist, bekannt zu geben: «Aus dem Geschlecht Davids hat Gott, wie er verheissen hat, Jesus kommen lassen, dem Volk Israel zum Heiland» (23). Das ging so zu: Johannes der Täufer — ohne Zweifel haben sie von dem gehört — hat, als man ihn irrtümlicherweise für den Messias hielt, sich bekanntlich dahin geäussert, er sei es nicht, aber unmittelbar nach ihm werde der Messias

kommen. Und er kam. Das ist sie, die Botschaft: «Ihr Männer, liebe Brüder aus Israel und aus den Heiden, euch ist das Wort dieses Heils gesandt.» Zwar haben sie in Jerusalem, aus Unkenntnis und, damit was geschrieben steht sich erfülle, Jesus den Christus gekreuzigt und begraben, «aber Gott hat ihn auferweckt von den Toten» (30). Dass Jesus wirklich lebt und darum wirklich der Christus ist, das hat übrigens schon David gewusst und verkündigt, wenn er sagt: «Gott wird nicht zugeben, dass sein Heiliger die Verwesung sehe» (35). Und dann, nach seiner Auferweckung, ist er seinen Jüngern erschienen. Und das alles ist für euch geschehen, gleichviel ob ihr Juden oder Heiden seid. Nehmt an! Es ist, fügt er zuletzt noch hinzu, nicht ungefährlich, Gottes dargebotene Hand auszuschlagen (40.41). Ja, Nichtannahme ist gefährlich, jedesmal, wenn dieses Angebot an uns ergeht.

Das ist die Botschaft der beiden Fremdlinge an die Juden und an die Heiden, gleichviel, ob beschnitten oder nicht: Christus ist ihr König und ihr Retter. Diese Botschaft verfehlt ihre Wirkung nicht. Sie schlägt, vor allem bei den heidnischen Synagogenfreunden, ungeheuer ein. Nach Beendigung der Zusammenkunft werden die Apostel draussen vor der Synagoge umringt und vor allem durch die Heiden begleitet bis zu ihrem Quartier; man bittet sie, doch ja bis zum nächsten Sabbat dazubleiben und wiederzukommen, damit man sie dann weiter hören könne. Aber auch Widerstand meldet sich wieder. Es gibt welche, vor allem Juden, und nicht wenige, die sich geärgert haben. Ein mehrfaches Ärgernis ist aus dieser ersten uns überlieferten Synagogenpredigt hier in Antiochien in Pisidien entstanden, hier und, können wir wohl hinzufügen, von da an immer wieder, sooft Paulus in einer Synagoge den Mund auftut: Schon dass da Hergelaufene solchen Zustrom haben, ist Grund zu Neid, menschlich, allzumenschlich. Unter den Ärger der Synagogenvorsteher mischt sich aber auch ein kräftiger Schuss der verletzten Selbstgerechtigkeit jenes «älteren Bruders» im

Gleichnis vom verlorenen Sohn: Wir altbewährte Fromme, Leser und Kenner der Heiligen Schriften — und unsere Eltern und Ureltern waren übrigens auf diesem Weg —, und da kommt nun einer und stellt uns auf die gleiche Linie mit allem Heidenvolk, das weder das Gesetz kennt noch beschnitten ist; und diese Neufrommen sollen nun sofort das gleiche Recht bekommen wie wir uralt eingesessenen Abrahamssöhne! So etwas geht über ihren Horizont. Und dass die weise und ehrwürdige Tempelvorsteherschaft in Jerusalem sich getäuscht haben und in jenem Rabbi von Nazareth fälschlicherweise den Messias gekreuzigt haben soll! das ist für jeden Jerusalem gegenüber loyalen Diasporajuden — allerhand! Und nun soll dieser gekreuzigte Jesus sogar mehr gewesen sein als Mose — da hört verschiedenes auf. Das tiefste, das eigentliche Ärgernis aber besteht darin, dass ein Gehenkter und Unterlegener ihr König und Retter der Welt sein soll, weil angeblich am dritten Tag aus dem Grab auferweckt! Das verstehe, wer es verstehen will. So ärgern sich die Juden. Was da in der Synagoge vorgefallen ist, empfinden sie als regelrechten, unerträglichen Skandal. Sie fangen an zu widersprechen, und, wie später in der Judenschule in Korinth, lästern sie den Namen Jesu.

Daraufhin gibt Paulus die beinahe amtlich anmutende Erklärung ab — amtlich im Sinne der Königsherrschaft Christi — : Euch Juden musste zuerst die Botschaft angeboten werden, denn ihr seid und ihr bleibt das auserwählte Volk. Nachdem ihr aber den Messias abgelehnt und euch selber des ewigen Lebens nicht würdig erachtet habt, euch selber aus dem Heil ausschliesst, so werden wir uns von jetzt an den Heiden zuwenden. Daraufhin geht ein mächtiges Intrigieren gegen die Missionare los. Hochgestellte Damen werden überredet und gedrängt, bei ihren Eheherren, die in der Stadtregierung sitzen, ihren Einfluss zur Ehre Gottes geltend zu machen. Wir wissen nicht nach wie langer Zeit, aber der Tag kommt, da ist es so weit: Ihres Bleibens ist nicht mehr hier. In aller

Form ist vom Stadthaus ein Ausweisungsbefehl gegen die beiden Ruhestörer ergangen. So stösst Gottes Weltrevolution auf Widerstand, ja Ablehnung von Seiten der Synagoge. Seltsam, höchst seltsam: In Zypern drüben gelangt die Obrigkeit zur Nachfolge, hier in Antiochien in Pisidien zur Verfolgung Christi — «wie viele ihrer zum ewigen Leben verordnet waren» —.

An der Stadtgrenze schütteln die beiden ausgewiesenen Sendboten der Welterneuerung den Staub aus ihren Kleidern und ziehen weiter. Sie gehen ohne Hass und ohne Groll. Die Kraft jener Freude ist bei ihnen, die Jesus einst denen verheissen hat, die um seines Namens willen verfolgt werden. Der Same aber ist dem Boden anvertraut, nicht nur in der Stadt selber, sondern, wie es heisst, in der «ganzen Gegend» (49). Die zurückbleibenden Christen werden es in der Folgezeit nicht eben leicht bekommen. In Voraussicht dessen, was ihrer wartet, empfiehlt Paulus sie dem Machtschutz der Gnade Gottes an; er ermahnt sie: «dass sie bleiben sollten in der Gnade Gottes». Von diesen Zurückbleibenden aber heisst es nun: «Sie wurden froh und priesen das Wort des Herrn und wurden gläubig, wie viele ihrer zum ewigen Leben verordnet waren.»

Aber die anderen, die vielen anderen? Nicht wahr, diese Frage lag uns wie ein schleichendes Malaise die ganze Zeit über im Herzen und auf den Lippen. Was geschieht mit den anderen, die nicht, noch nicht zum ewigen Leben verordnet sind? Sind diese verloren? Wenn diese Frage ernsthaft gestellt wird, dann ist sie gut. Und ernsthaft und gut ist sie dann, wenn sie nicht nur ein Protest des Verstandes ist, sondern ein Ausdruck der Bereitschaft, im Dienste Jesu sich kräftig nach den anderen umzusehen, damit auch sie eines Tages die Botschaft annehmen. Mit den anderen hat Christus nämlich noch nicht das letzte Wort gesprochen. Mit ihnen ist noch nicht aller Tage Abend. Paulus und Barnabas werden wieder nach Antiochien in Pisidien kommen. Christus wird

trotz Ausweisungsbefehl den Bewohnern jener Stadt wieder begegnen.

Derselbe Christus ist nicht nur in Antiochien und Umgebung, sondern auch in Bern und Umgebung am Werk. Es gibt auch in dieser Stadt und in diesem Land «andere» genug. Es wartet auch uns hier in der Gemeinde Arbeit im Dienste dessen, dem die Völker angehören. Der Herr, der seine Boten über Länder und Meere sendet, bleibt nicht auf halbem Weg stehen. In diesem Glauben froh, dürfen wir morgen zum Arbeitsplatz gehen.

Es geschah aber zu Ikonion

14,[1] Es geschah aber zu Ikonion, dass sie zusammenkamen und predigten in der Juden Schule, also dass eine grosse Menge der Juden und der Griechen gläubig ward. [2] Die ungläubigen Juden aber erweckten und entrüsteten die Seelen der Heiden wider die Brüder. [3] So hatten sie nun ihr Wesen daselbst eine lange Zeit und lehrten frei im Herrn, welcher bezeugte das Wort seiner Gnade und liess Zeichen und Wunder geschehen durch ihre Hände. [4] Die Menge aber der Stadt spaltete sich; etliche hielten's mit den Juden und etliche mit den Aposteln. [5] Da sich aber ein Sturm erhob der Heiden und der Juden und ihrer Obersten, sie zu schmähen und zu steinigen, [6] wurden sie des inne und entflohen in die Städte des Landes Lykaonien, gen Lystra und Derbe, und in die Gegend umher [7] und predigten daselbst das Evangelium.

Apostelgeschichte 14,1-7

Der Chefredaktor der «Basler Nachrichten» hat laut «Evangelischem Pressedienst» kürzlich bei Anlass einer Rüstzeit für evangelischen Laiendienst den ungewöhnlichen Gedanken ausgesprochen: «Es geht bei kirchlichen Einigungsbestrebungen nicht um ein billiges Verkleistern der Spaltungen; denn das Evangelium selber hat nicht nur eine einigende, sondern auch eine spaltende Wirkung.» Die Richtigkeit dieses Wortes wird uns in dem, was wir da eben aus der aufgeschlagenen Bibel vernommen haben, genau bestätigt. Vergegenwärtigen wir uns, was hier passiert; es ereignet sich nämlich hier etwas, heisst es doch ausdrücklich: «Es geschah aber zu Ikonion —.» Was ist es, das «zu Ikonion geschah»? Nach ihrem unfreiwilligen Abschied von Antiochien in Pisidien haben die beiden Sendboten Christi, Paulus und Barnabas, einen drei- bis viertägigen Marsch durch öde Hochlandsteppe zu leisten. Nachdem sie glücklich die kleinasiatische Stadt Ikonion erreichten, geschah es, wohl am

ersten Sabbat nach ihrer Ankunft, dass sie hier — predigten. Wenn heute jemand in eine Stadt geht, um dort zu predigen, dann pflegt das innerhalb der ganzen Stadtereignisse ein eher abseitiger Vorgang zu sein. Unter der Rubrik im Stadtanzeiger: «Wohin man heute geht» wäre solch ein Anlass kaum angeführt. Aber, wenn zwei dasselbe tun, dann ist es nicht dasselbe, was eben auch fürs Predigen gilt. Es kann sein, dass einer predigt, und es geschieht tatsächlich nichts; hier in Ikonion geschieht etwas. Paulus und Barnabas predigen in der Synagoge «also, dass eine grosse Menge der Juden und der Heiden gläubig ward» (1). Sie predigen mit Nachdruck und Erfolg, weil sie es im Auftrag Christi und somit in der Vollmacht des Heiligen Geistes tun. — Dürften wir doch auch so predigen! —

Wenn in Ikonion eine grosse Menge nicht nur Heiden, sondern sogar auch Juden zum Glauben kommt, dann ist das alles andere als selbstverständlich, es ist das eigentliche Wunder, das da geschehen darf. Aber nun ist es offenbar auch mit dem Gläubigwerden noch einmal so, dass zwei dasselbe tun können, und es ist doch nicht dasselbe. Man kann so gläubig werden, dass alles um einen herum still und vollkommen unverändert bleibt. Man kann aber auch so gläubig werden wie die Juden und die Heiden dort in der Synagoge von Ikonion, deren Glaube die Nachbarn beunruhigt und bedroht wie beim Brand eines Hauses, wenn die um sich greifenden Flammen nach den Nachbarhäusern lecken. Durch die Predigt der beiden Fremdlinge wird ein Teil der Synagoge zum Widerstand herausgefordert: «die ungläubigen Juden aber erweckten und entrüsteten die Seelen der Heiden wider die Brüder» (2). Auch so kann also der Erfolg einer Predigt aussehen! Weiss Gott, es ist kein Kompliment, wenn durch all unser Predigen und Gläubigwerden nicht einmal mehr Beunruhigung und Widerspruch hervorgerufen wird. Was ist mit dieser unserer Kirche heute los, dass nicht einmal Widerstand sich meldet? Das fragt man sich oft —.

Und weiter geschieht es zu Ikonion, was noch einmal nicht selbstverständlich ist, dass die beiden Sendboten trotz des Widerstandes und trotz der stets wachsenden Beunruhigung dableiben und weiterpredigen, «eine lange Zeit» (3), wie es heisst, es kann sich um Monate, um ein halbes Jahr handeln. Und es heisst nicht etwa, sie hätten sich hurtig der gespannten Situation angepasst. Sie schweigen nicht, dämpfen auch ihre Stimme nicht. Im Gegenteil, Lukas betont ausdrücklich, sie «lehrten frei im Herrn», das heisst unbeirrt, in gleichbleibender Kraft und Deutlichkeit, frei von falscher Rücksichtnahme und furchtlos. In einer unserer Altstadtgassen sagte mir letzthin einer, der wahrscheinlich seit seiner Konfirmation die Kirche nur noch von aussen gesehen hat, das wisse man ja doch und sei ein offenes Geheimnis, dass die landeskirchlichen Pfarrer nur an einem einzigen Tag des Jahres, am Eidgenössischen Dank-, Büss- und Bettag, frei von der Leber weg reden dürften; sonst aber sei es ihnen vorgeschrieben, was sie predigen dürften und was nicht. So gesehen hätten also Paulus und Barnabas in Ikonion «eine lange Zeit» «Bettag» gefeiert, denn «sie lehrten frei im Herrn», gebunden an die Weisungen allein ihres Auftraggebers, des Auferstandenen. Und weiter geschieht es in Ikonion, was nun erst recht alles andere ist als selbstverständlich, dass die Gläubigen sie frei anhören «eine lange Zeit». Es werden bestimmt auch dort aus der Zuhörerschaft die Stimmen nicht gefehlt haben, die der Ansicht waren: Wenn doch die beiden Fremdlinge bald ihr Bündel schnürten! Es kann ihnen doch nicht entgangen sein, dass unser Zusammenleben in dieser Stadt seit ihrer Anwesenheit sich von Woche zu Woche schwieriger gestaltet. Wäre es unter diesen Umständen nicht nur gescheiter, sondern auch christlicher, das Feld zu räumen? Aber nein, die Gläubiggewordenen in Ikonion lassen die Predigt der beiden gewähren, eine lange Zeit. So geschieht in Ikonion das doppelte Wunder, dass dort furchtlos gepredigt und furchtlos Predigt gehört wird. —

Und die Wirkung bleibt nicht aus, heisst es dann doch weiter: «Christus bezeugte das Wort seiner Gnade und liess Zeichen und Wunder geschehen durch ihre Hände» (3). Ein Wunder ist, wie wir eben sahen, in Ikonion die Predigt selber, die sich dort ereignet. Aber nun geschehen obendrein noch mitfolgende Zeichen: Es gibt unter den Leuten von Ikonion Aufsehen erregende Bekehrungen, und es werden unter der Predigt Kranke gesund. Man unterdrückt hier nur mühsam den Seufzer: Ach, dass es doch wieder so wäre! Durch diese eingreifenden Zeichen geht es der Bevölkerung auf, dass da etwas los ist; der Himmel selber hat da offenbar nun eingegriffen. Damit, dass Gott mit sichtbaren Zeichen nachhilft, werden die Gegensätze kräftig zugespitzt, und in Ikonion bereitet sich Entscheidendes vor. Es kommt dann schliesslich zu dem, was der Chefredaktor der «Basler Nachrichten» meinte, als er sagte, dass das Evangelium selber nicht nur einigende, sondern auch spaltende Wirkung haben könne: «Die Menge aber der Stadt spaltete sich; etliche hielten es mit den Juden und etliche mit den Aposteln» (4),

«Da sich aber ein Sturm erhob der Heiden und der Juden und ihrer Obersten…» (5). Ein Sturm erhebt sich nun in Ikonion. Die Gegner des Evangeliums, in stillem Einverständnis mit den Synagogenvorstehern und Stadtbehörden, beschliessen, dass die Polizei ein Auge zudrücke und der Sturm nicht abgeblasen werde, es soll ein Volkssturm daraus werden; durch «Unbekannt» sollen die beiden Ruhestörer vermittelst Steinigung unschädlich gemacht werden. Aber «sie wurden es inne und entflohen in die Städte des Landes Lykaonien, gen Lystra und Derbe, und in die Gegend umher» (6). Die beiden bekommen Wind und entziehen sich dem mit so viel Raffinement gesponnenen Netz durch rechtzeitige Flucht. Sie fliehen ausdrücklich nicht, um ihr Leben zu retten; dazu sind sie nicht Apostel geworden. Und zudem hat ihr Dienst im Auftrag der Weltrevolution Gottes ja eben erst begonnen. Noch ein weiter Weg liegt vor ihnen. Ihre Flucht geschieht

hier im Auftrag. Es ist ihr Chef, der sie ihnen verordnet. Es ist aber nicht kopfloser, es ist geordneter und vor allem es ist bewaffneter Rückzug: Sie fliehen, ohne die Waffen gestreckt zu haben. Und ihre Waffe ist das Schwert des Geistes, das Wort Gottes: «und predigten daselbst das Evangelium» (7). Wenn eine Stadt es so weit kommen lässt, dass die Boten Gottes aus ihr fliehen müssen, dann ist das ein Gericht über selbige Stadt; aber hoffnungslos ist die Lage für Gottes Sache nicht, denn Gottes Werk kann durch Steinigung nicht zum Stillstand gebracht werden. Die beiden flüchtigen Apostel gelangen nach Lystra und Derbe und — «predigten daselbst das Evangelium».

Das ist es, was «in Ikonion geschah»: Es wird dort gepredigt; es entsteht ein Aufruhr; zuerst die Synagoge, schliesslich die ganze Bevölkerung wird in zwei Lager gespalten. Für jeden stillen Bürger aber, der «sein Herz auf dem rechten Fleck hat», ist es tief anstössig und ärgerlich, was da in Ikonion geschah. Die Bürger und Behörden dieser Stadt müssen sich zu diesen Vorkommnissen denn auch ihren eigenen Vers gemacht haben. Ruhe ist doch sonst des Bürgers erste Pflicht. Die allgemeine Bürgerschaft Ikonions begreift nicht, warum die zwei fremden Sendlinge nicht geschwiegen haben, und warum die Gemeinde sie so unverantwortlich lange Zeit hat reden lassen. Es ist dem Bürgerverstand dieser Welt schlechthin unbegreiflich, warum die Christen in Ikonion es zum Bruch und öffentlichen Skandal haben kommen lassen. Und vor allem hat man einige Mühe, hier Christus zu begreifen. Wie grosse Stücke man sonst auf diesem Christus haben mag, in diesem einen Punkt ist sein Verhalten den Stadtvätern aller Zeiten rätselhaft, hat Christus die beiden Prediger doch nicht nur nicht in ihrem Spaltpilz-Unternehmen gehindert, sondern sie eher noch ermuntert, indem er es doch war, der Zeichen und Wunder geschehen liess, und das im denkbar ungeeigneten Moment: Als es in Ikonion schon lichterloh brannte, goss Christus Öl ins Feuer. — Was aber sagen

wir dazu? Ich müsste mich sehr täuschen, wenn es nicht etliche unter uns gäbe, die ganz heimlich oder auch ganz offen auf Seiten der Behörden und der Gegenpartei in Ikonion ständen und sich sagten: Und das will ein Versöhner der Welt sein? Schöner Friedefürst, das! Ist nicht schon genug Sprengpulver in der Welt? Müssen die Pfaffen auch noch scharf machen und mit spalten? Und überhaupt — hat man denn nirgends mehr seine Ruhe — nicht einmal in der Kirche?

Wenn wir uns schliesslich fragen, was in aller Welt denn die Ablehnenden unter den Juden, und in der Folge davon auch viele Bürger und die Behörde von Ikonion derart in Aufruhr versetzt und in Harnisch bringt — wenn wir uns fragen, *was* es denn eigentlich sei, das die beiden dort gepredigt haben, dann ist die Antwort höchst sonderbar und befremdlich: Der genaue Wortlaut, sozusagen das Stenogramm ihrer Predigt, ist uns zwar nicht bekannt. Aber Lukas fasst deren Inhalt in ein einziges, allerdings nun sehr bedeutsames Wort zusammen: «Sie lehrten frei im Herrn, welcher bezeugte das Wort seiner Gnade» (3). Es ist also das Wort von der Christusgnade, das die beiden in der Synagoge von Ikonion predigen. Was aber heisst «Gnade des Herrn», was heisst «Gnade»? In Kürze gesagt ist das nichts anderes, als dass hinter allen menschlichen Spaltungen in dieser Welt eine Grund- und Haupt-Spaltung besteht, und das ist jener Riss zwischen Gott und Mensch, zwischen Glauben und Leben, die Spaltung zwischen Himmel und Erde, eben das, was die Bibel Sünde nennt, Sünde ist Spaltung. Und zwar ist diese Grund-Spaltung aller Dinge einseitig verursacht; nicht Gott hat sich vom Menschen abgespalten, nein, nein, eben das ja nicht! Sondern der Mensch ist es, der sich von Gott getrennt hat. Wir Erdbewohner, wir Gottesgeschöpfe waren «Menschen ohne Gott» geworden. Gott aber findet sich mit diesem unheimlichen Zustand nicht ab und sagt: Zum Scheiden braucht es immer zwei — und ich gebe mein Einverständnis zu dieser

Scheidung nicht. So sucht Gott die Begegnung mit dem Menschen, der sich von ihm abgewendet hat. Das ganze Alte Testament ist ein einziges Dokument der Bemühung Gottes, die Scheidung zu verhindern. Gott weiss, dass der Mensch die Begegnung mit ihm gar nicht begehrt, und dennoch sucht er ihn; ja Gott erfährt, dass der Mensch ihm grob und unflätig kommen wird, und dennoch lässt er nicht ab, die Begegnung mit dem Menschen zu suchen. Dieser heilige Gemeinschaftswille Gottes verdichtet sich schliesslich auf eines der Menschenvölker, auf die Juden. Gott will unter keinen Umständen ohne den Menschen sein. Darum kommt er, in exakter Voraussicht dessen, was seiner wartet, über den Spalt herüber: Es wird Weihnacht, der Himmel kommt auf die Erde, Gott zu den Menschen, zu den Juden. Das ist Gnade, Christusgnade. Und wenn Gott «keinen Raum findet in der Herberge», wenn er sogar in seinem Eigentum, bei den Juden, nicht ankommt, wenn die Seinigen ihn nicht aufnehmen, so ist er dennoch über den Spalt herübergekommen. Und wenn die Seinigen, die Juden, ihn ausliefern, anspeien, umbringen und unter einen Stein tun, so ist er nun trotzdem wieder da, immer und immer wieder, da in der Synagoge von Ikonion, da bei den Juden: Es wird Karfreitag, es wird Ostern. Das ist Christusgnade. Diese wird in Ikonion vorab den Juden und auch den Heiden verkündet.

Und wenn seither die Keilerei und Spalterei der Menschheit weiter grassiert und immer unheimlichere Formen annimmt, wenn auch die Juden bis zum heutigen Tag ihren Christus verschmähen, dieser Gott lässt sich nicht von den Juden, nicht von den Menschen, nicht von der Welt abspalten. Dieser Jesus hält fest daran, dass er über den Spalt herübergekommen ist, ja er hält fest an den Juden und an den Heiden bis zum letzten Atom, das sich einst spalten wird: Jesus wird wiederkommen. Dann wird es offenbar werden, dass er, Gott bei uns, unser Gott sein will und wir sein Volk sein dürfen, wir, Heiden und Juden. Bis aber der Herr wiederkommt, hat

er, jetzt schon, den Tisch der Gemeinschaft, seinen Gottestisch, mitten in die Spaltung zwischen ihm und Israel, zwischen Israel und den Nationen, zwischen den Völkern und Gott und zwischen den Nationen untereinander — da mitten in all diese Spaltungen hinein hat er seinen Tisch gestellt. Der ist und bleibt der Tisch in der Mitte. Dieser Tisch ist jetzt schon im Glauben die Überwindung, ja Aufhebung jener Haupt- und Grund-Spaltung und damit auch der herrliche Anfang vom Ende aller Spaltungen der Menschen untereinander. Und wenn alle Stricke reissen, wenn alle zarten Fäden brechen, wenn alle Tischtücher zwischen Einzelnen und Völkern zerschnitten werden, dann bleibt von Ostern an auf dem Gottestisch das Tischtuch unverschnitten. Das ist es, das «Wort seiner Gnade», das Paulus und Barnabas in Ikonion predigten. Sie konnten, sie durften gerade dieses Wort nicht verschweigen. Und wenn die Juden Ikonions darüber in Weissglut gerieten und die Heiden in Tollwut, wenn es ganz Ikonion auseinandergesprengt hätte, dieses Wort von der Christusgnade sind die beiden der Stadt, allen Städten, den Juden und den Heiden aller Zeit, schuldig. Wehe ihnen, und wehe uns, wenn sie um eines lieben kleinen Friedens willen es versäumt hätten, dieser Welt den grossen Frieden, die Christusgnade, vorzuenthalten.

Der Christussieg über die Spaltung zwischen Himmel und Erde, den Paulus und Barnabas in Ikonions Synagoge verkündigten, steht seither in Kraft und wirkt sich aus als Sauerteig der Einheit, als ökumenische Kraft. Es ist keine Illusion, der wir uns damit hingeben, sondern es handelt sich hier um die Realität des Glaubens an den Christus, der wiederkommend seine zerstreute Herde sammelt. Zwar schreitet die Spaltung, und nicht bloss die der Atome, sozusagen die Spaltung aller Dinge, die Spaltung der Verhältnisse und der Menschen, ja die Spaltung der Herzen unaufhaltsam voran. Man müsste blind sein, wollte man die Risse und Spalte an dieser alten Erde übersehen. Man redet heute davon, als

handelte es sich um die gespenstische Genauigkeit der Angabe einer Registraturmaschine, dass unter den 2500 Millionen Menschen ein Fünftel im Überfluss lebt, ein Fünftel hat genug, drei Fünftel aber, eine Milliarde fünfhundert Millionen Menschen, müssen mehr oder weniger hungern. Das ist der Riss zwischen den Satten, den Halbsatten und den Hungernden. Wir Europäer gehören vorläufig noch zum Überschuss-Fünftel. Hinter diesen Zahlen steht die Spaltung zwischen Ost und West, weithin auch zwischen farbig und weiss. Damit im Zusammenhang steht die Spaltung zwischen Amerika und Russland, zwischen Ungarn und dem Westen, zwischen Ost- und Westdeutschland, zwischen Nord- und Südkorea, zwischen Franzosen und Marokkanern, zwischen Engländern und Zyprioten, zwischen Arabern und Israeli. Aber auch innerhalb unseres Überschuss-Fünftels fehlt es an Spaltungen nicht. Wir hören von immer neu aufflackernden Streikbewegungen in Südamerika, Spanien, England und Italien. In Westdeutschland wurde anlässlich des Frankfurter Kirchentages der Belegschaft eines mittleren Betriebs eine Stunde früher bezahlter Feierabend gegeben zum Besuch einer guten kirchlichen Veranstaltung. Von den 2000 Arbeitern benutzten rund 100 das Angebot, deren 1900 zogen es vor, nach Hause zu gehen. Fünf Prozent entspricht im einst christlich gewesenen Abendland ungefähr dem durchschnittlichen Kirchenbesuch der Bevölkerung. Jene Arbeiter, nach dem Grund ihres Wegbleibens gefragt, antworteten: «Ihr, die ihr das Kreuz auf dem Bauche tragt, könnt und wollt uns, die wir es auf dem Rücken tragen müssen, ja doch nicht wirklich helfen.» Ein anderer Riss, der jederzeit zum offenen Bruch werden kann, verläuft bei uns zwischen Städter und Bauer. Aber suchen wir nicht zu weit weg, wer Augen hat, vermag den Riss in nächster Nähe dieses alten Prachtbauses von einem Gotteshaus zu sehen. Die Gemeinde müsste einmal hören und sehen, welch ein Jammer jeweilen über Dutzende von armen und ärmsten

Existenzen hereinbricht, wenn wieder eine der alten Liegenschaften durch Abbruch «rentabler gestaltet» wird. Wenn es bald nur noch teure neue Wohnungen gibt, wo sollen dann die armen Leute wohnen? Ein weiterer Riss zeichnet sich ab zwischen alt und jung. Ist das jeweilen eine Verlegenheit und ein beschämendes Geächze, wenn wieder für einen Alten ein nicht zu kostspieliges Heim ausfindig gemacht werden sollte! Man möchte manchmal in unser Volk hinausfragen, wo denn die Familie hingekommen sei. Gibt es die Familie überhaupt noch, oder gibt es nur noch «Heime», Ablagerungsstätten für Menschenabfall? Diese Hinweise auf Risse und Spalte im Gebälk unseres «Überfluss-Fünftels» könnten beliebig vermehrt werden. Die Ehescheidungsstatistik ist schon fast zum Gemeinplatz geworden. Hinter all diesen Rissen und Spalten aber steht die eine grosse Spaltung, die des Menschen ohne Gott.

Wer diese Ausmasse der Menschenspaltung bedenkt, dem vergeht die Lust, aussenherum Symptome zu bekämpfen, der kann nicht mehr anders, als sich in jenes Gebet treiben lassen, das aufs Ganze geht: «Siehe die Zertrennung an, / der kein Mensch mehr helfen kann.» Es ist das dann ein ernstliches, aber ein getrostes Beten, eines, das uns nicht im allgemeinen Menschheitsjammer untergehen lässt; auch alle düsteren Vorahnungen des untergehenden Abendlandes sind hier überwunden. Wer hier ernstlich, das heisst gläubig und getrost betet, der macht die sonderbar bedrängende, und zugleich beglückende und befreiende Erfahrung, dass er unversehens ins Fahrwasser Christi gerät, in jene Richtung geführt wird, in jene Bewegung der Weltrevolution Gottes hinein genommen wird, die damals in Christus begonnen hat, als er über den Spalt herüberkam, herüber zu uns, die ihn, wie dort die Juden und die Bürgermehrheit in Ikonion, doch gar nicht mochten. Jeder Beter wird früher oder später erfahren, dass er just mit Menschen zusammengeführt wird, denen man lieber nicht begegnet wäre und die ihrerseits einem aus dem

Wege gehen: Die Begegnung mit unangenehmen Menschen (wie unangenehm müssen wir alle *Ihm* sein!). Ein Flinker betet, und siehe, Gott führt ihn zu einem Langsamen, an dem er Geduld üben kann. Ein Ruhiger betet, und Gott stellt ihm einen Schwätzer als Gabe und Aufgabe zur Seite; einen Ordnungsliebenden zu einem Unordentlichen, einen Sehenden zu einem Schwachsichtigen, einen Reichen zu einem Armen. So reisst Gott die hundert Grenzen und Gräben nieder, mit denen wir uns gegen die unangenehme Mitwelt abdichten und sichern. Und so darf jeder einzelne unter uns in der Nachfolge Christi mithelfen, dass Spannungen zwischen Mensch und Mensch sich lockern, Spaltungen überbrückt werden, dass Not und Hilfe sich finden, die Gemiedenen und Gefürchteten aufgesucht und geliebt werden. Und jedesmal wenn das geschieht, mag es noch so zeichenhaft und gering sein, bedeutet es Sieg der göttlichen Revolution, Freude der Engel und Wehgeheul der Teufel. So «sieht Gott die Zertrennung an, der kein Mensch sonst helfen kann», so, dass er seinen Sohn als Brücke in die Trennung hineinstellt, und so, dass der Sohn seinerseits alle, die an ihn glauben, als Brückenmenschen mit hineinzieht. Gegensätze und Spaltungen werden dadurch, wie wir in Ikonion sehen, nicht aus der Welt geschafft. Aber jeder kleine Brückenchrist ist ein ausgestreckter Finger auf den Einen hin, dessen Gnade Paulus und Barnabas in der Synagoge von Ikonion so unentwegt predigen.

Und es war ein Mann in Lystra, der musste sitzen

14,[8] Und es war ein Mann zu Lystra, der musste sitzen; denn er hatte schwache Füsse und war lahm von Mutterleibe, der noch nie gewandelt hatte. [9] Der hörte Paulus reden. Und als dieser ihn ansah und merkte, dass er glaubte, ihm möchte geholfen werden, [10] sprach er mit lauter Stimme: Stehe aufrecht auf deine Füsse! Und er sprang auf und wandelte. [11] Da aber das Volk sah, was Paulus getan hatte, hoben sie ihre Stimme auf und sprachen auf lykaonisch: Die Götter sind den Menschen gleich geworden und zu uns hernieder gekommen. [12] Und nannten Barnabas Jupiter und Paulus Merkurius, dieweil er das Wort führte. [13] Der Priester aber Jupiters aus dem Tempel vor ihrer Stadt brachte Ochsen und Kränze vor das Tor und wollte opfern samt dem Volk. [14] Da das die Apostel Barnabas und Paulus hörten, zerrissen sie ihre Kleider und sprangen unter das Volk, schrieen [15] und sprachen: Ihr Männer, was macht ihr da? Wir sind auch sterbliche Menschen gleichwie ihr und predigen euch das Evangelium, dass ihr euch bekehren sollt von diesen falschen zu dem lebendigen Gott, welcher gemacht hat Himmel und Erde und das Meer und alles, was darinnen ist; [16] der in vergangenen Zeiten hat lassen alle Heiden wandeln ihre eigenen Wege; [17] und doch hat er sich selbst nicht unbezeugt gelassen, hat uns viel Gutes getan und vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gegeben, unsre Herzen erfüllt mit Speise und Freude. [18] Und da sie das sagten, stillten sie kaum das Volk, dass sie ihnen nicht opferten.

[19] Es kamen aber dahin Juden von Antiochien und Ikonion und überredeten das Volk und steinigten Paulus und schleiften ihn zur Stadt hinaus, meinten, er wäre gestorben. [20] Da ihn aber die Jünger umringten, stand er auf und ging in die Stadt. Und den andern Tag ging er aus mit

Barnabas gen Derbe; [21] und sie predigten der Stadt das Evangelium und unterwiesen ihrer viele und zogen wieder gen Lystra und Ikonion und Antiochien, [22] stärkten die Seelen der Jünger und ermahnten sie, dass sie im Glauben blieben, und dass wir durch viel Trübsale müssen in das Reich Gottes gehen. [23] Und sie ordneten ihnen hin und her Älteste in den Gemeinden, beteten und fasteten und befahlen sie dem Herrn, an den sie gläubig geworden waren. [24] Und zogen durch Pisidien und kamen nach Pamphylien [25] und redeten das Wort zu Perge und zogen hinab gen Attalien. [26] Und von da schifften sie gen Antiochien, woher sie verordnet waren durch die Gnade Gottes zu dem Werk, das sie hatten ausgerichtet. [27] Da sie aber hinkamen, versammelten sie die Gemeinde und verkündigten, wie viel Gott mit ihnen getan hatte und wie er den Heiden hätte die Tür des Glaubens aufgetan. [28] Sie hatten aber ihr Wesen allda eine nicht kleine Zeit bei den Jüngern. *Apostelgeschichte 14,8-28*

Eine Handvoll Christenleute, nicht grösser als eine kleinere heutige Kirchgemeinde, eher weniger zahlreich, hat in heiliger Einfalt und göttlicher Torheit zwei der Ihrigen in die weite Welt entlassen mit dem Auftrag, dort draussen mitzuteilen, dass es einen Jesus Christus gibt, wer dieser sei, und was er sowohl für Juden wie für Heiden bedeute. Dieses höchst fremdartige Unternehmen ging von der syrischen Hauptstadt Antiochien aus, angeregt, wie es heisst, durch den Heiligen Geist, unter Fasten und Gebet der Beteiligten. So begann es, als die Revolution Gottes zur weltweiten Bewegung ausholte. Nun ist anzunehmen, dass in Antiochien seit dem schlichten Ereignis jener Aussendung kein Tag vergehen konnte, ohne dass der beiden Abgesandten in Fürbitte gedacht worden wäre. Es entzieht sich unserer Kenntnis, wie lange Zeit seither verstrichen ist; die Mutmassungen der Sachverständigen schwanken zwischen drei und fünf Jahren. Jedenfalls handelt es sich nicht nur um Wochen und Monate;

Jahre sind seit dem bewegenden Abschied der beiden nun verstrichen. Wir wissen auch nicht, ob der Sendegemeinde während dieser langen Zeit Nachrichten über das Ergehen ihrer beiden Reisevertreter zugekommen sind. Wenn ja, dann kaum mehr als gelegentliche Grüsse als Anzeichen, dass sie noch unter den Lebenden weilen; aber es ist wahrscheinlicher, dass man von den beiden, seitdem sie im kleinasiatischen Hochland verschwunden sind, überhaupt nichts mehr gehört hat. Trotzdem können wir uns die Beteiligung der Sendegemeinde an dieser so genannten ersten Missionsreise nicht lebhaft und nicht kräftig genug vorstellen. Die Braut, die ihrem in die Fremde gezogenen Geliebten allabendlich das Licht ins Fenster stellt, oder das Mütterchen, das seinem verschollenen Sohn täglich den Kaffee in der Ofenecke bereit hält, sind Sentimentalitäten im Vergleich zu der realen Kommunikation, zu der Verbundenheit im Glauben, die zwischen Sendegemeinde und Ausgesandten zu bestehen pflegt.

Und jetzt sind die beiden Botschafter von ihrer Reise zurück. Dass man von einem Unternehmen zur See und gar ins Hochgebirge lebend heimkehrt, war damals weniger wahrscheinlich als heutzutage. Schon die Tatsache, dass sie heil wieder da sind, ist Grund zum Dank. Unverzüglich wird die Gemeinde zur Entgegennahme des Reiseberichts zusammengerufen: «Und von da schifften sie sich ein nach Antiochien, woher sie verordnet waren durch die Gnade Gottes zu dem Werk, das sie hatten ausgerichtet. Da sie aber hinkamen, versammelten sie die Gemeinde…» (26.27). Die Gemeinde hat ein Recht darauf, von ihren Sendboten zu erfahren, ob und in welcher Weise Gott ihre begleitenden Gebete erhört haben mag. Was die beiden berichten, ist nun allerdings erst recht Grund zum Staunen und zum Gotteslob. «Was Gott alles mit ihnen getan hat» (27), geht über Bitten und Verstand. Lukas fasst den Bericht in die Worte zusammen, Gott habe «den Heiden die Tür des Glaubens aufgetan»

(27).

Gott hat den Heiden die Tür des Glaubens aufgetan. Was ist das für eine Tür? Es muss eine besondere Bewandtnis damit haben. In der ganzen Schrift ist immer wieder die Rede von einer Tür, die entweder aufgeht, oder dann zugeschlossen wird. Gleich am Eingang der Bibel geht eine Türe zu, die des Paradieses. Der Engel mit dem blossen, hauenden Schwert steht davor und lässt keinen mehr eintreten. Einst aber schlägt die Gottesstunde, da sie wieder auf getan wird; wir hören Christus sagen: «Ich bin die Tür»; nicht umsonst singt jenes Weihnachtslied: «Heut schleusst er wieder auf die Tür / zum schönen Paradeis; / der Cherub steht nicht mehr dafür, / Gott sei Lob, Ehr und Preis.» Sie sei eng, und der Weg, der zu ihr hinführe, sei schmal, sagt Christus von dieser Tür. Aber er ruft, er lockt, er ermuntert und ladet ein, den Weg, so schmal er ist, zu gehen und zur geöffneten Tür einzutreten. In immer neuen Gleichnissen erzählt er vom Reiche seines Vaters als von einem herrlichen Festsaal, der jetzt geöffnet sei und in den man nun eingehen dürfe. Ja in den Osterberichten wird der Verschluss des Grabes Christi geheimnisvoll eine Tür genannt. Am Ostermorgen ist sie aufgesprengt worden. Zweimal vernehmen wir vom Auferstandenen dann, er sei durch sorgsam verschlossene Türen zu seinen Jüngern eingegangen. Unter dreien Malen wird in der Apostelgeschichte von eingekerkerten Jüngern berichtet, dass ihre Gefängnistüren, wie von unsichtbarer Hand geöffnet, aufgegangen sind; Zeichen und Hinweise darauf, dass es jetzt keine noch so gut bewachten Gefängnisse mehr gibt, über die Christus nicht der Herr wäre. Er besitzt den Schlüssel zu jeglichem Verschluss. So bezeugt es auch noch das letzte Buch der Schrift, wenn Christus dort die Worte in den Mund gelegt sind: «Das sagt der Heilige und Wahrhaftige, der da hat den Schlüssel Davids, der auftut, und niemand schliesst zu, der zuschliesst, und niemand tut auf.» So ist Christus die Tür — zu den Gräbern — zur Hölle — zum

Himmel. Und diese Tür hat Christus geöffnet. Nichts weniger als das ist der Inhalt der frohen Botschaft; eine grössere, eine wichtigere, eine freudigere findest du nicht.

Aber es ist nun nicht diese Frohbotschaft selber, welche die beiden Apostel nach ihrer Heimkehr der versammelten Sendegemeinde mitteilen; das wäre für die Antiochener, die ja schon Christen sind, keine Neuigkeit. Was aber am Bericht der beiden Zurückgekehrten neu ist, so neu, dass die Zuhörer fast das Atmen vergessen, ist etwas anderes. Die beiden haben nämlich festgestellt, und das ist der eigentliche Ertrag ihrer Reise, dass nicht nur hier in Antiochien, sondern allüberall in der weiten Welt draussen Heiden zu dieser Tür hineingegangen sind. Sooft und wo immer die Apostel die grosse Botschaft von der heiligen Weltrevolution mitteilten, geschah das Wunder, dass Menschen, Leute, die einfach Menschen waren, nichts als Menschen, ein geöffnetes Ohr bekamen. Das war allemal wieder ein Wunder. Der Heilige Geist erzeugte in ihren Herzen den Glauben; sie konnten es fassen und wurden Christen. Das heisst, Paulus und Barnabas sind nicht umsonst gelaufen, die Christen von Antiochien haben nicht vergeblich gebetet und vor allem: Nicht umsonst ist Christus gestorben, auferstanden und zum Marsch bis ans Ende der Welt angetreten. Heiden, nicht nur Juden, sondern Angehörige irgendwelcher Völker sind zur offenen Tür eingetreten. Heiden sind zur Gemeinde hinzugetan worden, sind nun drin im Festsaal, drin im Paradies, sind nun im Himmel. Und das deswegen — Paulus und Barnabas kennen keine andere Erklärung —, weil das Wunder des Glaubens an ihnen geschehen ist: «Gott, Gott selber, hat den Heiden die Tür des Glaubens aufgetan.» Der Dankesjubel, den diese Mitteilung bei der Sendegemeinde ausgelöst hat, ist unvorstellbar.

Uns aber ist es nun nicht etwa erlaubt, uns dem erbauenden und stärkenden Einfluss dieser Mitteilung zu entziehen. Was Paulus und Barnabas den Christen in Antiochien erzählten,

das erzählen sie jetzt uns. Die Christen aller Zeiten und Orte sollen es vernehmen, sind sozusagen mit dabei an jenen Abenden. Die Tür der Heiden ist bis zum heutigen Tag nicht wieder zugegangen, will auch an diesem Morgen aufgetan sein. Es hat hier Verschlossene unter uns; welche, die darunter leiden, dass sie nicht glauben können, dass ihr Predigtgang immer wieder so ertragsarm bleibt, das Bibellesen so mühsam geht und das Beten so ohne Segen scheint, und wenig Lust sich regt, in den Lobgesang der Gemeinde mit einzustimmen. Ihnen, den Verschlossenen, rufen Paulus und Barnabas jetzt zu: Verliert doch die Geduld mit euch selber nicht! Gebt doch diesem gottlosen Verleider nicht Raum! Klopfet doch unverdrossen weiter an die Tür, so wird euch aufgetan. Solange einer darunter leidet, dass sein Glaube so klein sei, ist das ja ein untrügliches Zeichen dafür, dass er schon Glauben hat, dass ihm die Tür schon aufgegangen ist, wenn auch noch nicht sperrangelweit, so doch bereits eine Spalte. Und dann gibt es welche unter uns, die leiden an verschlossenen Türen daheim bei nächsten Angehörigen oder im Bereich von Verwandten und Bekannten. Fasst doch jetzt neuen Mut! Gebt doch all die fertigen Vorurteile und eigenwilligen Bildnisse über solch ausgeschlossene Mitmenschen heraus und legt sie hin. Nachdem uns hier gesagt ist, dass Gott den Heiden die Tür auf getan hat, haben wir doch kein Recht mehr, auch nur einem einzigen Mitmenschen gegenüber den gottlosen Gedanken aufkommen zu lassen, als stände dieser endgültig vor verschlossener Tür. Mitmenschen, die den Eindruck erwecken, fürs Himmelreich verschlossen zu sein, sind uns doch an die Seite gesetzt, damit wir an ihnen in die hoffende Fürbitte hineinwachsen! — Ja, im Blick aufs grosse Weltgeschehen wollen jetzt zeitweise Sorgenberge sich vor uns auftürmen und über uns herfallen. Könnte mit dem fortschreitenden Untergang des christlich gewesenen Abendlandes nicht der Christenglaube überhaupt zu Ende sein? Nagt nicht der Zweifel an der Ansprechbarkeit

des heutigen Menschen fürs Evangelium an vielen von uns? Man wird den Eindruck nicht los, es sei fürs Evangelium Christi da und dort tatsächlich eine Zeit der sich schliessenden, wenn nicht gar schon verschlossenen Tür eingetreten. Wir erinnern an jene Tage, da die europäischen und amerikanischen Missionare aus China abreisen mussten, an die neuerlichen Einreiseschwierigkeiten für Christenmissionare in Indien, in Ägypten. Es ist uns nicht unbekannt, dass rein zahlenmässig dargestellt die heidnischen Völker rapider zunehmen als die christlich gewesenen, und wir fragen uns zuzeiten, wo das noch hinaus soll. Aber wir sind jetzt eingeladen, diese Sorge dem Herrn der Welt zu überlassen. Wir sind aufgefordert, daran zu glauben, dass Gott «den Heiden die Tür des Glaubens aufgetan hat». Die Mitteilung der beiden Berichterstatter bleibt in Geltung bis zum Jüngsten Tag. Alle Wechselfälle der Welt- und Kirchengeschichte ändern daran nichts: Gott hat den Heiden die Tür des Glaubens aufgetan.

Freilich ist dies Wunder der offenen Tür, was die menschliche Seite daran anbetrifft, für uns Beteiligte durchaus nicht etwa eine schmerzlose, ungebrochen sieghafte Angelegenheit. Ganz in der Nähe des Wortes von der offenen Glaubenstür steht nun noch ein anderes, das zweite wichtige Wort des gelesenen Abschnittes, «dass wir durch viel Trübsale müssen in das Reich Gottes gehen» (22). Die offene Glaubenstür der Heiden und die vielen Trübsale der Christen gehören offenbar zusammen; schon Christus hat das vom zukünftigen Verlauf der Welt- und Kirchengeschichte vorausgesagt. Was hier Paulus «viele Trübsale» nennt, dem sagt Christus dort «Geburtswehen». Ja die Sendegemeinde von Antiochien kann an jenem Abend der Berichterstattung an Paulus schon rein äusserlich eine gewisse Veränderung wahrnehmen. Wie er da vor ihr steht und erzählt, muss es den Zuhörern auffallen, dass das nicht mehr ganz der gleiche Paulus ist. Er trägt jetzt Narben, nicht wenige; tiefe Narben hat er von seiner ersten Missionsreise mit heimgebracht.

Er erzählt nun, unter welch dramatischen Umständen es zu diesen Narben gekommen ist. Als er und Barnabas in die kleinasiatische Stadt Lystra kamen, da fanden sie entweder keine Synagoge, oder, wenn eine vorhanden war, hielten sie es diesmal für geratener, nicht hineinzugehen. So geschieht es, dass sie da zum ersten Male von Anfang an einer rein heidnischen Zuhörerschaft gegenüberstehen. Dabei geben ihnen offenbar gewisse Sprachschwierigkeiten zu schaffen, was sich in der Folgezeit beinahe verhängnisvoll auswirkt. Wohl versteht die Bevölkerung notdürftig ihr Griechisch, aber sie verstehen den dort gebräuchlichen Dialekt nicht. Trotzdem kommt die Botschaft an und wird einer, wenn auch kleinen, Schar die Tür des Glaubens aufgetan. Einer von diesen Christen, dem die Tür aufgeht, wird uns einzeln vorgeführt: «Und es war ein Mann zu Lystra, der musste sitzen; denn er hatte schwache Füsse und war lahm von Mutterleibe, der noch nie gewandelt hatte» (8). Ein von Mutterleib an Gelähmter sitzt da, vielleicht als Bettler an einer Strassenecke oder an einem volkreichen Platz. Im Urtext heisst es wörtlich von ihm, er sei «seiner Füsse nicht mächtig». Und ausgerechnet einer, der von seinen Füssen nicht Gebrauch machen kann, soll nun durch die Glaubenstür schreiten! Paulus entdeckt an dem Dasitzenden, dass er glaubt; aus welchen Anzeichen er das erschliesst, wissen wir nicht. Eines Tages anlässlich einer Predigt im Freien ruft er diesem anfänglich wohl unfreiwilligen Zuhörer mit lauter Stimme zu, er solle seine Füsse brauchen; der, nicht faul, steht auf.

Das Wunder von Lystra hat auf die Bevölkerung eine überraschende Wirkung; überraschend nicht zuletzt für Paulus und Barnabas selber. Es geht oft seltsam zu, wenn Zeichen und Wunder geschehen; das wollen wir als europäische Christen, die wir nach Zeichen und Wundern lechzen, uns doch gesagt sein lassen. Zeichen und Wunder wollen auf die Grösse Gottes hinweisen; und nicht etwa auf das Vermögen

derer, die sie vermitteln. In Lystra entsteht Glaube durch die Predigt. Eine, wenn auch bescheidene, Schar ist dort gläubig geworden, noch bevor das Zeichen am Gelähmten geschah. Durch die Heilung des Gelähmten erhebt sich in Lystra nun nicht etwa eine christliche, sondern, wenn man so sagen kann, eine heidnische Erweckung. Eine Renaissance des alten Götterglaubens jener Gegend wird durch die Heilung ausgelöst. Es kommt schliesslich so weit, dass die heidnische Bevölkerung in einer Art religiösen Rauschzustandes meint, die alten Göttersagen hätten sich jetzt bewahrheitet. Sie halten Barnabas für Jupiter, Paulus für Merkur und rufen: «Die Götter sind den Menschen gleich geworden und zu uns hernieder gekommen» (11). Weil die beiden nicht Lykaonisch verstehen, merken sie erst, was gespielt wird, als eine feierliche Prozession sich vom Jupitertempel her auf sie zu bewegt, vorab der Priester in Begleitung eines bekränzten Opferstiers, um den beiden vermeintlichen Göttern in aller Form zu huldigen.

Ein gar zu findiger und wendiger Theologe möchte sich vielleicht jetzt ausmalen, wie fein es gewesen wäre, jene Situation «evangelistisch auszuwerten». Eine geradezu ideale Anknüpfung wäre vorhanden: «Jawohl», könnte Paulus jetzt geistesgegenwärtig rufen, «die Götter sind Menschen geworden», aber anders, als ihr meint: Gott ist in Jesus Christus Mensch geworden und tatsächlich «zu uns hernieder gekommen». Und schon stünde der Prediger mitten in der Sache. Mag man sich's so am Schreibtisch vorstellen; dem Paulus und Barnabas ist es in jenem Moment weder ums Anknüpfen noch überhaupt ums Predigen. Sie haben den Eindruck, es sei da eher schon zu viel angeknüpft, man müsse nun im Gegenteil abhauen. Paulus kann in diesem Moment jedenfalls nur noch Hiebe austeilen. Zuerst zerreisst er seine Kleider. Drauf stürzt er sich mitten in die Prozession und ruft der Menge zu: Eure Götter sind ja gar keine Götter, sie sind ja Nichtse; wir sind ja eben gerade dazu bei euch

vorbeigekommen, um euch mitzuteilen, dass es einen einzigen wahren Gott gibt, dessen Güte ihr schon bisher unbewusst erfahren habt durch allerlei Wohltaten; aber gekannt habt ihr ihn nicht. Von jetzt an aber kennt ihr ihn. Und hart fordert Paulus sie auf, sich zu diesem einen wahren Gott zu bekehren: «dass ihr euch bekehren sollt von diesen falschen zu dem lebendigen Gott» (15).

Diese Ohrfeigen wirken so, wie wenn man einem Betrunkenen kaltes Wasser ins Gesicht wirft. Aus Ikonion und dem kleinasiatischen Antiochien unvermerkt herübergekommene Juden benutzen die entstandene Ernüchterung, stiften die enttäuschte Menge *gegen* die Apostel auf und — was jetzt folgt, ist weder psychologisch noch sonst wie erklärbar: Sie steinigen Paulus, den sie eben noch als Gott verehren wollten, schleifen ihn zur Stadt hinaus und lassen ihn dort als tot liegen. Das Häuflein Gläubiggewordener, unter ihnen Barnabas, vielleicht auch der Geheilte, finden ihn vor der Stadt draussen. Zuerst scheint es ihnen, Paulus sei den Tod des Stephanus und Jakobus gestorben. Offenbar mit vollem Bedacht steht hier keinerlei Erklärung, wie es zugeht, dass der Totgeglaubte aufsteht, sie in die Stadt zurückgeleitet und schon am anderen Tag in die Nachbarschaft weiterzuwandern imstand ist, um dort in Derbe mit der Predigt des Evangeliums fortzufahren. Es heisst von Derbe: «Sie predigten das Evangelium der Stadt und unterwiesen ihrer viele» (21). Aus diesem Lystra und Derbe werden später dem Apostel zwei seiner treuesten und gesegnetsten Mitarbeiter geschenkt, Gajus und Timotheus.

Zuletzt erzählen Paulus und Barnabas der lauschenden Sendegemeinde, wie sich ihre Heimkehr nach dem syrischen Antiochien schliesslich noch gestaltet hat. Das scheint uns in diesem an Aussergewöhnlichem wahrhaftig reich befrachteten Bericht nun noch fast das Sonderbarste zu sein. Wie die beiden heimkehrten, ist tatsächlich einzig aus der Führung des Heiligen Geistes erklärbar. Von Lystra aus gäbe

es einen kürzeren, weil direkten Weg zur Sendegemeinde zurück. Statt diese Route zu wählen, benutzen sie aber genau die Fussstapfen ihrer Hinreise. Menschlich gesprochen eine Unverantwortlichkeit, ein Unsinn. In Antiochien in Pisidien bekamen sie doch hochoffiziell Stadtverweis; was wollen sie dort? Und schüttelten doch an der Stadtgrenze den Staub von ihren Füssen! In Ikonion entrannen sie doch mit knapper Not der Schnell- und Volks-Justiz. In Lystra kam es am heiterhellen Tag zur Steinigung, die nur dank göttlichen Eingriffs nicht mit tödlichem Ausgang endete. Dazu haben sie in Lystra erfahren, dass man ihnen von jenen Städten her wie mit Jagdhunden auf den Fersen sitzt. Und nun kehren sie trotzdem und ausgerechnet über Lystra, Ikonion und Antiochien in Pisidien nach Hause zurück! Dort hat es überall Christengemeindlein. Diese ermahnen sie, im Glauben zu bleiben, nicht befremdet zu sein, wenn sie leiden müssen, «denn wir müssen durch viele Trübsale in das Reich Gottes gehen»; Leiden sind normal und gehören zum Christenleben. So «stärkten sie die Seelen der Jünger und ermahnten sie, dass sie im Glauben blieben» (22). Sie richteten dabei sogar eine notbehelfsmässige Gemeindeordnung ein, indem sie einige Älteste als Vorsteher bezeichneten: «Und beteten und fasteten und befahlen sie dem Herrn an» (23). Im Urtext steht hier der Fachausdruck «ausliefern, dem Feind ausliefern». Aber nein, nicht dem Feind, sondern dem Herrn liefern sie diese in der Folgezeit schwer genug angefochtenen Gemeindlein aus. Um das zu tun, scheuen Paulus und Barnabas keinen Umweg und keine noch so drohende Todesgefahr. Nur an einem Ort kehren sie — das fällt auf — bei ihrer Rückreise nicht an, nämlich in Zypern, wo sie doch sicher als Gäste des gläubig gewordenen Gouverneurs, am Hof des Sergius Paulus, mit offenen Armen und sozusagen unter Staatsschutz aufgenommen, bewacht und reichlich bewirtet würden! —

Das ist der Bericht der beiden Apostel nach ihrer Heimkehr

von ihrer ersten Dienstreise im Auftrag des Herrn der Welt: Stadtverweis, Flucht, Steinigung, menschlich gesehen eine einzige Kette von Abfuhren und Misserfolgen. Aber so — eben so — nicht im direkten Sieg, sondern gebrochen, durch viele Trübsale hindurch, tat Gott den Heiden die Tür des Glaubens auf. Das tat er gestern, das tut er heute und das wird er morgen tun. Es ist die ausgesprochen schwache und verfolgte Gemeinde von Philadelphia, von der es heisst, sie habe eine kleine Kraft, welcher im letzten Buch der Heiligen Schrift zugerufen wird: «Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Tür und niemand kann sie zuschliessen; denn du hast eine kleine Kraft, hast mein Wort behalten und hast meinen Namen nicht verleugnet. » Mit Menschen von kleiner Kraft führt Gott seine Weltrevolution zum Sieg!

Das Auflegen des Jochs auf der Jünger Hälse

15,[1] Und etliche kamen herab von Judäa und lehrten die Brüder: Wo ihr euch nicht beschneiden lasset nach der Weise Mose's, so könnt ihr nicht selig werden. [2] Da sich nun ein Aufruhr erhob und Paulus und Barnabas einen nicht geringen Streit mit ihnen hatten, ordneten sie, dass Paulus und Barnabas und etliche andere aus ihnen hinaufzögen gen Jerusalem zu den Aposteln und Ältesten um dieser Frage willen. [3] Und sie wurden von der Gemeinde geleitet und zogen durch Phönizien und Sama-rien und erzählten die Bekehrung der Heiden und machten grosse Freude allen Brüdern. [4] Da sie aber hinkamen gen Jerusalem, wurden sie empfangen von der Gemeinde und von den Aposteln und von den Ältesten. Und sie verkündigten, wie viel Gott mit ihnen getan hatte. [5] Da traten auf etliche von der Pharisäer Sekte, die gläubig geworden waren, und sprachen: Man muss sie beschneiden und ihnen gebieten, zu halten das Gesetz Mose's. [6] Aber die Apostel und die Ältesten kamen zusammen, über diese Rede sich zu beraten.

[7] Da man sich aber lange gestritten hatte, stand Petrus auf und sprach zu ihnen: Ihr Männer, liebe Brüder, ihr wisset, dass Gott lange vor dieser Zeit unter uns erwählt hat, dass durch meinen Mund die Heiden das Wort des Evangeliums hörten und glaubten. [8] Und Gott, der Herzenskündiger, zeugte über sie und gab ihnen den heiligen Geist gleichwie auch uns [9] und machte keinen Unterschied zwischen uns und ihnen und reinigte ihre Herzen durch den Glauben. [10] Was versucht ihr denn nun Gott mit Auflegen des Jochs auf der Jünger Hälse, welches weder unsre Väter noch wir haben können tragen? [11] Sondern wir glauben, durch die Gnade des Herrn Jesu Christi selig zu werden, gleicherweise wie auch sie. [12] Da schwieg die ganze Menge still und hörte zu Paulus und Barnabas, die da erzählten, wie grosse

Zeichen und Wunder Gott durch sie getan hatte unter den Heiden.

13 Darnach, als sie geschwiegen hatten, antwortete Jakobus und sprach: Ihr Männer, liebe Brüder, höret mir zu!
14 Simon hat erzählt, wie aufs erste Gott heimgesucht hat und angenommen ein Volk aus den Heiden zu seinem Namen. *15 Und damit stimmen der Propheten Reden, wie geschrieben steht: 16. «Darnach will ich wiederkommen und will wieder bauen die Hütte Davids, die zerfallen ist, und ihre Lücken will ich wieder bauen und will sie aufrichten,*
17 auf dass, was übrig ist von Menschen, nach dem Herrn frage, dazu alle Heiden, über welche mein Name genannt ist, spricht der Herr, der das alles tut.» *18 Gott sind alle seine Werke bewusst von der Welt her.* *19 Darum urteile ich, dass man denen, so aus den Heiden zu Gott sich bekehren, nicht Unruhe mache,* *20 sondern schreibe ihnen, dass sie sich enthalten von Unsauberkeit der Abgötter und von Hurerei und vom Erstickten und vom Blut.* *21 Denn Mose hat von langen Zeiten her in allen Städten, die ihn predigen, und wird alle Sabbattage in den Schulen gelesen.*

22 Und es deuchte gut die Apostel und Ältesten samt der ganzen Gemeinde, aus ihnen Männer zu erwählen und zu senden gen Antiochien mit Paulus und Barnabas, nämlich Judas, mit dem Zunamen Barsabas, und Silas, welche Männer Lehrer waren unter den Brüdern. *23 Und sie gaben Schrift in ihre Hand, also: Wir, die Apostel und Ältesten und Brüder, wünschen Heil den Brüdern aus den Heiden, die zu Antiochien und Syrien und Zilizien sind.* *24 Dieweil wir gehört haben, dass etliche von den Unsern sind ausgegangen und haben euch mit Lehren irregemacht und eure Seelen zerrüttet und sagen, ihr sollt euch beschneiden lassen und das Gesetz halten, welchen wir nichts befohlen haben,* *25 hat es uns gut gedeucht, einmütig versammelt, Männer zu erwählen und zu euch zu senden mit unsern liebsten Barnabas und Paulus,* *26 welche Menschen ihre Seelen*

dargegeben haben für den Namen unsers Herrn Jesu Christi. [27] So haben wir gesandt Judas und Silas, welche auch mit Worten dasselbe verkündigen werden. [28] Denn es gefällt dem heiligen Geiste und uns, euch keine Beschwerung mehr aufzulegen als nur diese nötigen Stücke: [29] dass ihr euch enthaltet vom Götzenopfer und vom Blut und vom Erstickten und von Hurerei; so ihr euch vor diesen bewahret, tut ihr recht. Gehabt euch wohl! [30] Da diese abgefertigt waren, kamen sie gen Antiochien und versammelten die Menge und überantworteten den Brief. [31] Da sie den lasen, wurden sie des Trostes froh. [32] Judas aber und Silas, die auch Propheten waren, ermahnten die Brüder mit vielen Reden und stärkten sie. [33] Und da sie verzogen hatten eine Zeitlang, wurden sie von den Brüdern mit Frieden abgefertigt zu den Aposteln. [34] Es gefiel aber Silas, dass er dabliebe. [35] Paulus aber und Barnabas hatten ihr Wesen zu Antiochien, lehrten und predigten des Herrn Wort samt vielen andern. *Apostelgeschichte 15,1-35*

Nicht wahr, liebe Gemeinde, es ist eine Zumutung, mitten in dieser Zeit, da alle Zeitungsspalten und alle Radiosendungen, da unsere Köpfe und Herzen voll sind vom Freiheitskampf eines Volkes (des ungarischen), diese langen 35 Bibelverse still über sich ergehen lassen zu müssen! Vielleicht aber hat dieser oder jener wenigstens an einer Stelle einen Augenblick etwas aufgehorcht, nämlich dort, wo es heisst, Petrus habe im Verlauf dieses berühmten Gesprächs, das man kurz «Apostelkonzil» zu nennen pflegt, unter anderem das Wort in die Versammlung hineingerufen: «Was versuchet ihr denn Gott mit Auflegen des Jochs auf der Jünger Hälse!» (10). «Auflegen des Jochs —», was heisst das? «Auf der Jünger Hälse» — tönt das nicht fast, wie wenn es auch hier um Freiheit ginge? Sind wir am Ende gar nicht so weit vom Tagesgeschehen entfernt, wie wir fürchteten? In der Tat haben wir es auch hier mit Freiheit und Knechtschaft zu tun. Auch damals, als «sich nun ein Aufruhr erhob» (2) und «als

man sich lange gestritten hatte» (17), handelt es sich um einen Freiheitskampf. Man möchte geradezu fragen, wo ist es in der Bibel *nicht* so? Man schlage die Bibel an irgendeiner beliebigen Stelle auf, und es geht um die Freiheit. Ja, wenn in diesen aufgewühlten Tagen einer noch Zeit und Ruhe fand, darüber nachzudenken, was denn eigentlich Freiheit und Knechtschaft sei, dann blieb ihm die Heilige Schrift die Antwort nicht schuldig. Kein Geringerer als Christus selber äussert sich einmal zu diesem Thema mit den Worten: «Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht. Wen aber der Sohn frei macht, der ist recht frei» (Joh. 8). Die Frage, die jetzt so viele von uns, vor allem junge Menschen, umtreibt und quält, warum wir in einer Welt leben müssen, da immer wieder Knechtschaft droht und da immer von neuem blutige Freiheitskämpfe nötig werden — diese Frage wird in der Bibel dahin beantwortet, dass sie sagt, die tiefste, die eigentliche Ursache aller Knechtschaft auf Erden sei die menschliche Sünde. Unser menschliches Schuldigwerden ist und bleibt die Wurzel aller Tyrannei.

Die Bibel zeigt uns gleich auf ihren ersten Seiten wahrhaft freie Menschen; und warum so frei? weil die Sünde nicht, noch nicht, bei ihnen ist. Dann aber geben sie der Sünde Einlass und Raum in ihren Herzen, und die Freiheit ist dahin, sie stürzen nun in Abhängigkeit über Abhängigkeit, in Knechtschaft über Knechtschaft. Ja bald hören wir dann, wie Gott sein Volk, das er liebt, um der Schuld willen in ausserordentliche Knechtschaften dahingibt, in die 400jährige ägyptische und in die 70jährige babylonische Gefangenschaft, um diesem seinem Eigentumsvolk dann zu gegebener Zeit zu zeigen, wie machtvoll und wie wunderbar er zu befreien vermag. Anlässlich der feierlichen Übergabe der Zehn Gebote (ach ja, die Zehn Gebote! wer hält sich an sie!) stellt sich Gott seinem Volk als der Befreier aus Knechtschaft vor: «Ich bin der Herr, dein Gott, der ich dich aus Ägyptenland, aus dem Sklavenhause, geführt habe» (2.Mose 20,2). Als

aber die Zeit erfüllt war und er seinen Sohn in die Welt sandte, da kam er ausdrücklich als der Erlöser. Da am Kreuz hat Christus den Freiheitskampf Gottes gekämpft. Hier ist er grauenvoll unterlegen und hier hat er unfassbar gesiegt. Freiheit kann in dieser Welt offenbar immer nur unterliegen, um zu siegen. Das letzte Wort freilich, das wissen wir seit Ostern, hat nie die Knechtschaft, sondern die Freiheit. Haltet euch jetzt, in diesen Tagen der Aufgewühltheit und Anfechtung, daran: Die Freiheit kann nicht untergehen. Ostern ist nicht mehr umzustossen. In jenem Freiheitsgedicht, das wir letzthin anlässlich des Fürbittegottesdienstes hörten, sagt einer, auch wenn die Kämpfer um die Freiheit sterben, werde der Geist der Freiheit wie ein Adler über den Gefallenen kreisen. Nun wissen wir Schweizer, dass man Adler herunterholen und in elende Käfige einsperren oder totschiessen kann. Aber den einen Freiheitskämpfer, der ein für allemal am Kreuz gesiegt hat, den sperrt jetzt kein Käfig mehr ein, und den erreicht keine Kugel. Er ist an einem Ort, da niemand hinzukommt. Und bei ihm ist die Freiheit in guten Händen. Und wenn wir fragen, über wen denn Christus gesiegt habe, dann lautet die Antwort: über die Hintermänner und Drahtzieher, die hinter aller Tyrannei stecken, und die heissen: Sünde, Tod und Teufel. Noch werden wir schuldig, noch sind wir nicht los vom Sündigen; aber im Glauben sind wir frei von der Knechtschaft der Sünde. Noch wird gestorben, noch sind wir nicht los vom Sterben; aber im Glauben an den Auferstandenen sind wir frei von der Knechtschaft des Todes. Wer das glaubt und annimmt, wer es jetzt wagt, vom Kreuzesleiden und vom Ostersieg her zu leben, der ist «recht frei», nämlich frei für Zeit und Ewigkeit. Solange Menschen an den österlichen Sieger glauben, wird unter den Völkern ein heiliger Gärstoff der Freiheit, eben Gottes Revolution, wirken, und die Menschheit wird sich nie, nie mehr mit Ketten, Kerkern und Gräbern abfinden. So ist der Christenglaube der eigentliche Hort, die unerschütterliche Basis

aller echten Freiheitskämpfe.

Nun ist es eine Tatsache, dass es Gott aus ihm allein bekannten Gründen gefallen hat, den Befreier der Welt zuerst einem einzelnen Volk zu schenken: den Juden. Diese haben den Erlöser abgelehnt und umgebracht. Darauf reagiert Gott so, dass er den Heiden, den Völkern, anbietet, was jene verschmähten. Allen Völkern ohne Ausnahme will Gott nach dem Verzicht und nach der Ablehnung durch die Juden die Tür des Glaubens und damit die Kerkertür der Schuldknechtschaft und des Todesschicksals auftun. Diese Selbstbefreiung Gottes aus dem Judenvolk heraus zu den Völkern hin ist menschlicherweise nicht ganz schmerzlos vor sich gegangen. Man muss sich vergegenwärtigen, dass die allerersten Empfänger des Christenglaubens eben lauter gebürtige Juden waren. Petrus, Paulus, sämtliche Apostel sind von Haus aus Beschnittene. Uns allen haften Eierschalen der Vergangenheit an, und keiner vermag seine Herkunft ganz abzustreifen. Aus diesen historischen Umhüllungen heraus muss Gott nun das Evangelium, die Gnadenbotschaft, regelrecht befreien — fast möchte man sagen: wie durch eine mühsame Geburt hindurch. Wir erinnern uns daran, welche Krämpfe ein Petrus noch durchgemacht hat, bis dass er es wagte, das Haus jenes heidnischen Offiziers Kornelius in Cäsarea zu betreten. Mit Paulus ging es durch ein regelrechtes Sterben hindurch (und siehe, es war Leben), bis dass er als Jude zum Christen und zum Völkerbotschafter wurde. Die Geburtswehen der blutigen Christenverfolgungen in Jerusalem mussten zur Befreiung der Frohbotschaft das Ihrige beitragen. So hat Gott, Gott selber, sie schrittweise von ihrer Befangenheit befreit, so ist Gott, Gott selber, hindurch und hinaus gebrochen, zuerst zu den Samaritern, dann vollends zu den Heiden in Antiochien, zu den Zyprioten und Kleinasiaten. Und nun besteht kein Zweifel mehr, nun bietet Gott den Völkern der ganzen Erde den direkten Zugang zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes an.

Besonders auffällig ereignet sich diese Ablösung des Evangeliums von den Juden, diese Befreiung der Heiden fürs Evangelium, in der syrischen Hauptstadt Antiochien. Erstaunlich gross ist dort die Zahl der Heiden, die in direktem Zugang Christen werden. Eines Tages aber tauchen in Antiochien neue Lehrer auf. Diese verbreiten die Ansicht, die Aufnahme von Heiden in die Christengemeinde müsse unverzüglich gestoppt werden; es sei da ein schrecklicher Fehler passiert. Das Gesetz des Mose schreibe vor, dass jeder, der zum Gottesvolk gehören wolle, das nur durch Annahme des Zeichens der Beschneidung könne. Sie werden argumentiert haben, das Gesetz dürfe nicht aufgelöst werden, habe ja doch Christus selber gesagt, wer auch nur ein Strichlein am Gesetz auflöse, der sei der Kleinste im Himmelreich (Matth. 5,17). Wobei sie freilich vergessen, dass eben Christus ja das Gesetz erfüllt hat. Es ist schwer, die Mentalität dieser neuen Lehrer zu begreifen. Sie erinnern einen an jene, die unter Berufung aufs gleiche Christuswort heute kommen und die Wiedereinführung des Sabbats verlangen, oder an jene anderen, die sagen, eine Taufe sei schon nur darum keine rechte Taufe, weil dabei nicht völlig untergetaucht werde. So dürften also in Zukunft die Völker nicht mehr im ersten Gang, direkt, Christen werden, sondern könnten das nur noch auf dem Umweg übers Judentum tun, ja konsequenterweise müsste an den bereits direkt Getauften nachträglich die Beschneidung noch vorgenommen werden: «Wenn ihr euch nicht beschneiden lasset nach der Weise Mose's, so könnt ihr nicht selig werden» (1). Das aber heisst nichts weniger, als dass man zuerst eine Bedingung erfüllen müsse, um der Gnade teilhaftig zu werden, ja dass die Christusgnade allein nicht genüge. So schlagen Menschen hier die Tür, die Gott selber den Völkern weit aufgetan hat, wieder zu. Und diese neuen Lehrer, fast möchte man sagen, diese Brüder vom Verein für unfreies Christentum, kommen aus Judäa, aus Jerusalem. Die Verwirrung, Bestürzung und

Empörung in Antiochien ist gross. Lukas übertreibt nicht, wenn er sagt «da sich nun ein Aufruhr erhob» (2).

Die verstörte Gemeinde von Antiochien steht damit vor der Frage, was da zu tun sei. Die neuen Lehrer fortjagen? Wenn es um so Grosses geht wie die ewige Seligkeit, wäre da Gewaltanwendung gegen die neuen Lehrer nicht erlaubt, ja geboten? So mag man hinterm roten Vorhang Russlands oder hinterm schwarzen Vorhang in Spanien und Kolumbien argumentieren; aber die Christen in Antiochien wissen, dass Gewalt in Überzeugungsfragen nicht den Weisungen und dem Verhalten Christi entspricht. Es ist in diesen Tagen geschehen, dass in Bern das Schildchen am Haus, wo die russischorthodoxen Glaubensbrüder zu Gaste sind, mehrfach demoliert worden ist. So geht es nicht. Wachen wir darüber, dass der Gewaltgeist, den wir anderswo mit Recht verpönen, nicht plötzlich über uns selber kommt. Darum schreiten die Christen zu Antiochien nicht zum Kreuzzug, nicht zur Inquisition, auch nicht zur Steinigung (sie wissen aus eigenem Erleiden, wie das tut!), sondern sie entschliessen sich zum — *Gespräch.* Man muss reden miteinander. Weil die neuen Lehrer aus Jerusalem kommen, darum muss man zurück zur Quelle des Unfugs. Sie machen sich auf den Weg nach Jerusalem. «Und sie wurden von der Gemeinde geleitet» (3). Es ist den Christen offensichtlich ein Herzensanliegen, dass der Konflikt auf dem Gesprächsweg beigelegt werde.

Nicht etwa, um dort Rat und Befehl entgegenzunehmen, sondern um dort zu verhandeln und mit zu beraten, werden Paulus und Barnabas «wegen dieser Sache» (2) abgeordnet. Ihr Weg von Antiochien nach Jerusalem durch all die Ortschaften gestaltet sich zum Fest. Wo sie durchkommen, erzählen sie von dem Wunder, dass die Heiden zum Heil gekommen sind, und lösen dadurch überall «grosse Freude aus unter den Brüdern» (3). In Jerusalem nehmen sie sofort die Verbindung auf mit der Gemeinde, den Aposteln und Ältesten. Auch jene neuen Brüder sind zu den Beratungen hinzu

gelassen. Man unterdrückt ihre Meinung, obschon sie irrig ist, nicht, sondern gönnt ihnen das Wort und gibt ihnen Gelegenheit, ihr Anliegen zu begründen. Und diese wiederholen, was sie schon in Antiochien gesagt haben: «Man muss sie beschneiden und ihnen gebieten, zu halten das Gesetz Mose's» (5). Die Aussprache ist offen und scharf. Hier ist also nicht einer, der befiehlt, und alle anderen haben zu schweigen und sich zu fügen. In der ersten Christengemeinde kann man sich unter Umständen gesprächsweise in den Haaren liegen. In welcher guten Familie wird nicht gestritten, gestritten unter Brüdern? Wir stellen uns die Einheit der Kirche gern uniform vor, viereckig und blockförmig, sozusagen massiv. O diese Kirchenblöcke, die so mancher heimlich bewundert und ersehnt! Aber die Freiheit? Hüten wir die Freiheit im Raum der Kirche Christi! Wenn in der Kirche die Freiheit nicht mehr Hort und Heimat hat, wo soll sie dann wohnen? Lassen wir uns darum das Streitgespräch unter Brüdern in der Kirche nicht verdriessen. Verlieren wir die Geduld mit dem Andersdenkenden nicht. Freiheit ist unter allen Umständen besser als Einheit mit Gewalt. Wenn ich zur linken Hand eine geeinte Block-Kirche unter Aufopferung der Freiheit sähe und zur rechten Hand eine zwar arme und zerrissene Kirche, aber in Freiheit, dann müsste ich letztere wählen, denn Freiheit ist Christi Wille: «Und sie stritten sich eine lange Zeit» (7). Freiheit gehört unter allen Umständen zu Gottes Weltrevolution.

Schliesslich ergreift Petrus das Wort und rückt mit einigen Tatsachen auf. Es ist Tatsache, dass der Heide Kornelius ohne vorherige Beschneidung Christ wurde, Vollchrist. Und es ist Tatsache, dass «Gott den Heiden den Heiligen Geist gegeben hat gleichwie auch uns» (8). Wer das bestreitet, der hat es nicht mit Menschen, der bekommt es mit Gott zu tun: «Was versucht ihr denn Gott durch Auflegen des Jochs auf der Jünger Hälse, welches weder unsere Väter noch wir haben tragen können? Sondern wir glauben, durch die Gnade

des Herrn Jesu Christi selig zu werden, gleicherweise wie auch sie» (10.11). Auch Paulus und Barnabas sind, zumal nach ihrer ersten Missionsreise, in der Lage, Tatsachenberichte vorzulegen, und erzählen, «wie grosse Zeichen und Wunder Gott durch sie getan hatte unter den Heiden» (12). Zuletzt meldet sich Jakobus zum Wort, der Bruder des Herrn, ein Mann von grossem geistlichem Ansehen. Er selber hat mit der Heidenmission noch wenig persönliche Erfahrung, aber er bestätigt die Ausführungen seiner beiden Vorredner mit einem belegenden Wort aus der Heiligen Schrift. Schon der Prophet Amos durfte doch verheissen, dass Gott einst «die zerfallene Hütte Davids wieder bauen und aufrichten wird», und zwar ausdrücklich unter Zuzug der Heiden (16.17). Diese Voraussage ist jetzt in Erfüllung gegangen. Der Gott, der dem Abraham aus Steinen Kinder erwecken kann, baut jetzt seine zerfallene Hütte mit heidnischen Bausteinen wieder auf. So reden sie. Zwischenhinein, so heisst es ausdrücklich, tritt Schweigen ein. Das kann vielleicht heissen, dass die Opposition, durchs Gespräch überführt, zum Verstummen kommt; wahrscheinlicher aber, dass sie zwischenhinein beten und hören, was der Heilige Geist ihnen sagen will. Sie wollen ausdrücklich nicht denken, reden, glauben und tun, was sie wollen, sondern was Gott will. Eine freihändige Freiheit, eine Freiheit ohne Gott kennen Gottes Revolutionsleute nicht. Sie wollen abhängig sein von der Führung des Heiligen Geistes. Darum die wiederholte Erwähnung des gemeinsamen Schweigens.

Das Ergebnis der ganzen brüderlichen Beratung ist die denkwürdige Proklamation der christlichen Freiheit. Gott ist frei. Wer seiner freien Gnade Hindernisse in den Weg legt, versucht Gott. «Über alle Heiden ist mein Name genannt, spricht der Herr, der das alles tut. Gott sind alle seine Werke bewusst von der Welt her» (17.18). Dass wir doch in der Kirche Christi diese Proklamation der freien Gnade Gottes je wieder vergessen konnten! Nur eine kleine Mahnung fügt

Jakobus hinzu, aber nicht als Vor-, sondern als Nachbedingung des Gnadenempfangs: Bei grundsätzlicher Freiheit soll man um der Liebe willen auf die Gefühle derer, die vom Judentum herkommen, Rücksicht nehmen. Das heisst, man soll doch dann nicht gerade Ersticktes essen oder Blut trinken in ihrer Gegenwart, was ein ehemaliger Jude beinahe nicht ertrüge. Und aus Rücksicht auf die Schwachen in den eigenen Reihen wird es notwendig sein, kein Götzenopferfleisch zu essen und keine Hurerei zu treiben, das heisst Verzicht auf, Absage an allen Götzendienst überhaupt. Grundsätzliche Freiheit im Glauben bei gelegentlichem freiwilligem Verzicht auf gewisse Freiheiten, aus liebender Rücksichtnahme. Auf dieser Linie hat sich dann Paulus auch den Korinthern gegenüber bewegt. Ja 1500 Jahre später hat Martin Luther die grosse Programmschrift der Reformation («Von der Freiheit eines Christenmenschen») nach dieser Richtschnur aufgebaut. Die beiden grossen Sätze, die Luther da gleich an den Anfang aller seiner Überlegungen setzt, atmen den Geist des Apostelkonzils; diese lauten: «Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge und niemandem untertan» (nämlich im Glauben) und «Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan» (nämlich in der Liebe).

Dieser Ertrag des Gesprächs wird für die Brüder in Antiochien schriftlich niedergelegt (23-29). In diesem Schriftstück liest man die bedeutungsvollen Einleitungsworte: «Es gefällt dem Heiligen Geist und uns» (28). Sie wollen offensichtlich nicht autoritär, nicht kraft einer Amtsvollkommenheit befehlen, sondern reden und raten als solche, die selber darauf angewiesen sind, «einmütig versammelt» (25) um den Heiligen Geist zu bitten. Sie könnten diesen Brief der Einfachheit halber Paulus und Barnabas mitgeben. Aber man beachte doch, wie überaus zart man in Jerusalem auf wirkliche Bruderschaft mit allen anderen Gemeinden bedacht ist: Paulus und Barnabas, so könnten ja die

Andersdenkenden in Antiochien einwenden, seien eben Partei. Darum gibt man den beiden Aposteln zur mündlichen Erörterung noch zwei andere tüchtige Lehrer mit, einen Judas mit Zunamen Barsabas und einen namens Silas, dem wir bald wieder begegnen werden. Und siehe! als der Brief dann in der Gemeinde in Antiochien verlesen und erläutert wird, da geschieht es, dass man ihn dort nicht als Befehl entgegennimmt, sondern, wie es ausdrücklich erwähnt wird, als Tröstung: «Als sie ihn lasen, wurden sie des Trostes froh» (31). In der ersten Christenheit ist keine Spur von einer kirchlichen Obrigkeit und Regierung, die gebietet, sondern da sind Gemeinden, Apostel, Älteste und Brüder, die miteinander reden und beraten, die «bittend, ja flehend, oft beschwörend» (Barth), immer aber auch tröstend und ermunternd miteinander reden. So hat es die Kirche Christi seither überall dort gehalten, wo sie aufs Wort des Hirten hört und nicht auf die Stimme eines Fremden.

Wir können ja nicht anders, als jetzt, zuletzt, noch einmal unsere evangelische Kirche im Lichte der damaligen Vorgänge in der ersten Christengemeinde zu sehen. Habt ihr nicht auch den Eindruck, die Freiheit der Gnade Gottes sei auch bei uns, milde gesagt, beeinträchtigt, und unsere Predigt sei weithin wieder ein «Auflegen des Jochs auf der Jünger Hälse» und damit ein Gottversuchen geworden? Ich denke mir, wenn heute vielleicht nach Jahren einer zum ersten Mal wieder in die Kirche kam, dann musste ihm unser Predigen, unser Beten und Singen merkwürdig umständlich und kompliziert vorgekommen sein. Ich frage mich oft, ob die Kirche nicht auch heute wieder als Gefangene ihrer Form, als Gefangene ihrer Kirchlichkeit, unterm Joch gesetzlicher Beschneidung angelangt sei, während die Gnade hinaus möchte, hinaus zu allem Volk, hinaus unter die Völker. Der Kampf um die Freiheit der Gnade ist gekämpft, ein für allemal. Aber der Kampf um die Freiheit des Worts, der Botschaft von der Gnade, muss in der Kirche immer neu

wieder aufgenommen werden. Das Anliegen des Apostelkonzils, das Anliegen unserer reformatorischen Väter scheint mir heute wieder brennender zu sein als je. Wie das zugehen soll, dass die Gnade wieder ohne Joch auf den Hälsen, frei, mächtig und umgestaltend, ja bergeversetzend verkündet werden könnte, das weiss ich nicht. Ich weiss nur, dass es Gott so will. Denn Gottes Gnade ist frei. Gott will die Freiheit der Gnade für alle. Gott hat nicht Freude an Knechten, er will sich an Kindern und Erben freuen. «Ihr seid teuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte.» Die Freiheit der Kinder Gottes wird nie mehr endgültig und mit Erfolg unterdrückt werden können. Da müssten die Völker und die Kirchen schon das Kreuzesleiden, den Ostersieg und den Pfingstsegen rückgängig machen, und das vermag kein Mensch mehr. Christus, der Heiland und Befreier der Welt, ist der letzte Sieger.

3. Teil:
Ephesus, Bollwerke der Finsternis

Komm herüber nach Mazedonien und hilf uns

15,[36] Nach etlichen Tagen aber sprach Paulus zu Barnabas: Lass uns wiederum ziehen und nach unsern Brüdern sehen durch alle Städte, in welchen wir des Herrn Wort verkündigt haben, wie sie sich halten. [37] Barnabas aber gab Rat, dass sie mit sich nähmen Johannes, mit dem Zunamen Markus. [38] Paulus aber achtete es billig, dass sie nicht mit sich nähmen einen solchen, der von ihnen gewichen war in Pamphylien und war nicht mit ihnen gezogen zu dem Werk. [39] Und sie kamen scharf aneinander, also dass sie voneinander zogen und Barnabas zu sich nahm Markus und schiffte nach Zypern. [40] Paulus aber wählte Silas und zog hin, der Gnade Gottes befohlen von den Brüdern. [41] Er zog aber durch Syrien und Zilizien und stärkte die Gemeinden.

16,[1] Er kam aber gen Derbe und Lystra; und siehe, ein Jünger war daselbst mit Namen Timotheus, eines jüdischen Weibes Sohn, die war gläubig, aber eines griechischen Vaters. [2] Der hatte ein gut Gerücht bei den Brüdern unter den Lystranern und zu Ikonion. [3] Diesen wollte Paulus mit sich ziehen lassen und nahm und beschnitt ihn um der Juden willen, die an den Orten waren; denn sie wussten alle, dass sein Vater war ein Grieche gewesen. [4] Wie sie aber durch die Städte zogen, überantworteten sie ihnen, zu halten den Spruch, welcher von den Aposteln und den Ältesten zu Jerusalem beschlossen war. [5] Da wurden die Gemeinden im Glauben befestigt und nahmen zu an der Zahl täglich. [6] Da sie aber durch Phrygien und das Land Galatien zogen, ward ihnen gewehrt von dem heiligen Geiste, zu reden das Wort in Asien. [7] Als sie aber kamen an Mysien, versuchten sie, durch Bithynien zu reisen; und der Geist liess es ihnen nicht zu.

8 Sie zogen aber an Mysien vorüber und kamen hinab gen Troas. 9 Und Paulus erschien ein Gesicht bei der Nacht; das war ein Mann aus Mazedonien, der stand und bat ihn und sprach: Komm herüber nach Mazedonien und hilf uns! 10 Als er aber das Gesicht gesehen hatte, da trachteten wir alsobald, zu reisen nach Mazedonien, gewiss, dass uns der Herr dahin berufen hätte, ihnen das Evangelium zu predigen. *Apostelgeschichte 15,36 - 16,10*

Am Tage, da der Herr seinen Einzug in Jerusalem hielt — so weiss der vierte Evangelist zu berichten —, da machten sich sonderbarerweise «etliche Griechen» an die Jünger heran mit dem Ansuchen «wir möchten Jesum gerne sehen» (Joh. 12,21). Anstatt auf diese Bitte näher einzugehen, erzählt ihnen Jesus damals das Gleichnis vom sterbenden Samenkorn, das zuerst in die Erde muss, um dann nachher, durch den Tod hindurch, Frucht zu bringen. Damit will er jenen Griechen offenbar sagen, er werde dann später schon auch einmal bis zu ihnen kommen, aber vorher führe sein Weg ihn ans Kreuz, ins Grab. Die Stunde, da Jesus dieses gegebene Versprechen erfüllt, ist jetzt und hier gekommen: Wir sehen hier den Auferstandenen unterwegs nach Griechenland. Paulus hat in der Nacht jenen Mann gesehen, der ihm zuwinkte und rief: «Komm herüber nach Mazedonien und hilf uns.» Man beachte, dass der nächtliche Mann nicht ruft «hilf *mir*», sondern «hilf *uns*». Es ist deutlich, dass er im Namen aller Mazedonier um Hilfe ruft, ja im Namen aller Griechen; und hinter den Griechen stehen die Europäer, da sind die Römer, und die Germanen, und die Slawen, und — viel, viel später — die Amerikaner, die Kinder und Nachkommen Europas. Für ferne und zukünftige Räume und Zeiten ruft dieser nächtliche Mann am anderen Ufer den Apostel Paulus, nein, besser gesagt Christus, um Hilfe an. Paulus ist sich vielleicht der Tragweite seines Übertritts nach Europa nicht voll bewusst. Vielleicht begibt er sich lediglich von einer Provinz des Römerreichs in eine andere; aber

derjenige, der ihn hier ruft, sendet und führt, weiss um die epochale Bedeutung dieser Überfahrt aus Asien nach Europa.

Worin aber diese «Europa-Hilfe» besteht, darüber werden wir nicht lange in Unkenntnis gelassen, heisst es dann doch gleich: «Als aber Paulus das Gesicht gesehen hatte, da trachteten wir unverzüglich zu reisen nach Mazedonien, gewiss, dass uns der Herr *dahin* berufen hätte, ihnen das *Evangelium zu prediget?*» (16,10). Ihnen, den Mazedoniern, den Griechen usw. das Evangelium predigen, das ist nach Gottes Dafürhalten die Hilfe, deren die Menschen dort drüben bedürfen. Ohne Zweifel ist damit nun die Zeit vorhanden, da Europa anfängt, ein, *der* «christliche Kontinent» zu werden. Wir stehen hier an der Wiege dessen, was man später lange Zeit das «christliche Abendland» nannte. Es gibt weltgeschichtliche, ja reichs-gottesgeschichtliche Stunden, da selbst die Engel im Himmel den Atem anhalten. Solch einer Entscheidungsstunde wohnen wir hier bei: Das Evangelium kommt von Asien übers Meer nach Europa hinüber. Das Evangelium, was heisst das? Das will doch nichts anderes besagen, als dass nun auch diese Mazedonier, diese Griechen, diese Römer, diese Germanen, diese Slawen und schliesslich dann auch diese Amerikaner vernehmen sollen, was die Juden schon längst vernommen haben: dass Gott sie liebt. Gott liebt uns, uns sündige Griechen, sündige Römer, sündige Germanen, sündige Slawen und sündige Amerikaner, Gott liebt uns sündige Menschen. Gott will nicht, dass in Europa für alle Zeiten einfach drauflos gestorben wird; es ist sein Wille, dass man da selig stirbt, im Glauben an den Ostersieg. Und Gott findet sich nicht damit ab, dass man in Europa sündigt, nein, auch wir sollen von nun an wissen, dass Christus am Kreuz unsere Sünde gesühnt und zurecht gebracht hat. Kurz, die Botschaft vom gekreuzigten und auferstandenen Herrn, das ist das Evangelium, das zu predigen Paulus in jener denkwürdigen Nacht nach Europa gerufen

wird.

Diese Botschaft aber, dass Gott uns Menschen liebt, hat nun überraschende und erstaunliche Folgen. Paulus schreibt einmal den Römern: «Das Evangelium ist eine Gotteskraft zu retten alle Glaubenden» (Röm. 1,16). Unabsehbare Kraftwirkungen gehen von dem Evangelium aus, das die paar Männer am Morgen nach jener Nacht ans europäische Ufer herüberbringen. Die erste Folge, wenn Menschen gehört haben, dass Gott sie liebt, besteht darin, dass nun auch sie ihrerseits Gott lieben dürfen und sollen. Diese Heiden müssen nun Gott nicht mehr nur fürchten, hören auf, in beständiger Angst vor unbekannten Göttern zu leben, nein, sie dürfen jetzt Gott lieben und ihm vertrauen. Was für ein bedeutsamer Tag, wenn ein Mensch anfängt, Gott deswegen zu lieben, weil er sich von Gott geliebt weiss! Wer aber Gott liebt, und das ist eine weitere Wirkung des Evangeliums, der ist nun auch in die Lage versetzt, seinen Nächsten zu lieben: «Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüte und deinen Nächsten als dich selbst» (Lukas 10,27). Im Abendland wird nun die Bruderliebe entdeckt, das, was christliche Bruderschaft heisst. Christliche Bruderschaft aber hat zur Folge ein absehbares Ende aller Sklaverei. Mit dem Tag, da der Funke der christlichen Nächstenliebe mit dem Evangelium nach Europa überspringt, fängt hier die Menschenversklavung an, auch wenn sie noch nicht sofort abgeschafft wird, sozusagen an Auszehrung zu sterben. So wird das christliche Abendland die Wiege der Freiheit und der Menschenrechte. Diese sind vom christlichen Kontinent ausgegangen und konnten von nirgendwo anders ausgehen als von hier, weil man hier das Evangelium gehört hatte. Weil Christus für alle gestorben ist, die Menschenantlitz tragen, darum sollen alle Menschen Brüder sein. So hat uns das Evangelium in den Stand gesetzt, überhaupt ein gottes- und menschenwürdiges Dasein zu führen und einander ein

solches Dasein zu gönnen. Wo auch schon nur ein Hauch des Evangeliums hinkommt, da sind Kulis (Taglöhner), Parias (Aussenseiter) zum Verschwinden bestimmt. Und dieser wahrhaft göttlich revolutionäre Funke ist mit dem Evangelium ins Abendland gekommen und hat von hier aus weitergezündet. Heute lebt kaum mehr ein Volk auf Erden, in dem nicht die Sehnsucht erwacht wäre, so zu leben, wie man im christlichen Abendland lebt. Im tiefsten Grunde ist es eine Sehnsucht nach dem, was man, beeinflusst vom Evangelium, bei uns unter Menschenwürde versteht. Es gelüstet sie alle nach diesem christlichen Menschenbild, ob es ihnen bewusst ist oder nicht. Einer der grossen Inder der Gegenwart, Vinoba Bhave, kein ausgesprochener Christ, ein Anhänger Gandhis, arbeitet mit seinem «Feldzug der Liebe» in echt christlicher Nächstenliebe dem Gewaltkommunismus entgegen. Dieser Mann durchzieht das Land und kehrt bei den Bodenbesitzern ein, um von ihnen nicht Geld, sondern Boden zu betteln. Er kann etwa zu einem Grossgrundbesitzer kommen und ihn anreden: Wie viel Söhne hast du? — Fünf. — Darf ich dein sechster Sohn sein? — Ja, warum nicht? — Darf ich auch dein sechster Erbe werden? — Gewiss. — Und erlaubst du mir, das Erbe auch gleich anzutreten? Gibst du mir den sechsten Teil deiner Landgüter, damit ich denen Land verteilen kann, die keinen Quadratmeter ihr eigen nennen? «Ausplünderung durch Liebe» nennt er das — und glaubt, damit der «Ausplünderung durch Gewalt» zuvorzukommen. Und eben dieser Gandhi-Mann hat sich geäussert, wenn er krank werde — er ist tatsächlich von zarter Gesundheit und bereits auf der älteren Seite des Lebens —, dann solle man ihn in ein christliches Krankenhaus, in ein Missionsspital bringen. Warum? Weil man dort nicht nur Medizin zur Verfügung habe, sondern auch das Buch — womit er die Bibel meint. So wirkt heute das Evangelium als Gotteskraft sogar auch bei solchen, die in Christus noch nicht ihr persönliches Heil gefunden haben.

Eine weitere Folge: Vom christlichen Abendland ging die Entdeckung der Welt aus, und nicht von ungefähr gerade von hier. Das Evangelium besagt, dass Gott die *Welt* liebt: «Also hat Gott die *Welt* geliebt —.» Was überhaupt die Welt als Ganzes ist, das konnte eigentlich nur von Menschen entdeckt werden, denen das Evangelium, das weltweite, den Horizont aufgesprengt hatte. Hier ging es den Menschen auf, dass es nicht nur Völkerstämme und Nationen gibt, sondern Kontinente, Erdhälften, ja dass es eine Erde, eine Welt als Ganzes gibt. Es war vor dem letzten Weltkrieg, dass der Amerikaner Wendell Wilkie ein Buch schrieb, das den bemerkenswerten Titel trägt: «Die unteilbare Welt». Die Welt ist ein Ganzes. Mögen die Menschen sie zerreissen, als wäre sie ein Zeitungsblatt, mögen die Menschen Gräben und Grenzen ziehen und Vorhänge spannen — die Welt ist ein unteilbares Ganzes, weil Gott die Welt liebt, die Welt. Das ist christliche Erkenntnis. Und auf die Dauer kann weder ein Einzelner noch eine Nation leben, ohne Geduld zu haben und Rücksicht zu üben, ohne mit der Existenz der anderen zu rechnen. Die Welt aber ist darum eine unteilbare Welt, weil Gott sie nicht teilt, sondern als ganze liebt. Dieses Evangelium ist nach jenem nächtlichen Hilferuf nach Europa gekommen, und von da in alle Welt.

Und dieses Evangelium hat uns Europäer weiter gelehrt, uns nicht abzufinden und uns nicht zufrieden zu geben mit der Welt, wie sie ist, sondern im Glauben hindurch zu stossen durch Fatum, Schicksal und Lebensohnmacht. Kein anderer als Christus lehrt uns glauben an eine Welt, die besser ist als die jetzige, glauben, dass die vorhandene Welt dazu da ist, überwunden zu werden, ja dass diese Welt vergehen soll zugunsten einer neuen, kommenden, bessern Welt. Ein neuer Himmel und eine neue Erde, wo «der Tod nicht mehr sein wird, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein» (Off. 21,4). Dieser Glaube an die kommende Welt gehört unveräusserlich zum Evangelium. Daher konnte die

aktive, Welt und Tod überwindende Haltung dem Hunger, der Armut, selbst der Krankheit und dem Tod gegenüber nur da entstehen, wo man ans Evangelium glaubte. Es gehört zum Christenglauben im Gegensatz zu allem Heidentum, dass man sich hier mit nichts Gegebenem abfinden soll. Ich habe diesen Sommer in Nyon am Genfersee in einem kleinen Museum für Römerfunde so genannte Tränenkrüglein gesehen, welche die heidnischen Römer ihren lieben Verstorbenen mit in die Särge gaben, winzige Gefässe, in die sie die Tränen sich vom weinenden Auge abfingen, um sie dem Verstorbenen als eine Art Dankopfer zu schenken. Menschlich schönes, ja rührend pietätvolles Heidentum. Aber Christus lehrt uns an eine Welt glauben, da es überhaupt keine Tränenkrüglein mehr geben soll — «und er wird abwischen alle Tränen von ihren Augen». Diese angriffige, diese revolutionäre Kraft allem Leid gegenüber konnte nirgendwo anders zur Reife und Auswirkung kommen als in diesem Erdteil, der früher als alle anderen Himmelsstriche der Erde mit dem Evangelium Christi bekannt wurde. Ja, wenn wir alle Segenskräfte des Evangeliums aufzählen wollten, die vom christlichen Abendland ausgehen durften, ich glaube, wir wären morgen früh noch da.

Und mit dieser Hilfe nun, mit dem Evangelium, sehen wir hier die Apostel seit jener Nacht unterwegs nach Europa. Es handelt sich um die so genannte zweite Missionsreise des Paulus. Im Blick auf die eben dargestellte Wichtigkeit derselben darf es uns nicht wundern, dass der Teufel sie offensichtlich in ihren Anfängen zu hintertreiben versucht. Sie beginnt mit einem Zwischenfall persönlicher Art. Ein Fehlstart droht. Paulus tritt eines Tages an seinen alten Wanderkameraden Barnabas heran mit dem Plan, nach Kleinasien hinaufzugehen, um nach all den Gemeinden zu sehen, die sie auf ihrer ersten Reise entstehen sahen und die sie damals in Schwachheit und Anfechtung haben zurücklassen müssen. Diese zarten Neupflanzungen sollten begossen und gestärkt

werden. Barnabas ist einverstanden, möchte aber seinen Neffen Johannes Markus, der auf der ersten Reise es plötzlich mit der Angst zu tun bekam, zurück krebste und sie im Stich liess, nun noch einmal mitnehmen. Dafür aber ist Paulus nicht zu haben. Sicher nicht aus Härte und Unmenschlichkeit, sondern weil ihm ein nochmaliges Experiment die Sache, um die es geht, zu gefährden scheint. Die beiden «geraten hart aneinander», es kommt zur persönlichen Entzweiung. Barnabas erklärt, unter diesen Umständen auch nicht mitkommen zu können. Wahrscheinlich ist, dass auch sonst gewisse Differenzen und Spannungen sachlicher Art zwischen den beiden alten Arbeitskollegen bestanden, so dass der Fall Johannes Markus lediglich der Anlass zum Ausbruch des Streites war. Was nun tun? Fällt der ganze Plan ins Wasser? Im Gegenteil, er wird seltsamerweise nur noch intensiviert. Barnabas begibt sich mit seinem Neffen an die Arbeit in seine Heimat Zypern, während Paulus den Silas, einen der prophetisch begabten Lehrer aus Jerusalem, als Reisegefährten und Mitarbeiter bekommt. Dass sie ausdrücklich von der Sendegemeinde Antiochien «der Gnade Gottes anbefohlen» (15,40) und verabschiedet werden, ist ein besonderes Zeichen der Freundlichkeit Gottes. Aus einem Mitarbeiterpaar sind somit deren zwei geworden. Der Teufel aber hat sich wieder einmal zu früh gefreut.

Weit davon entfernt, dass Paulus etwa mit einer gehörigen Schlagseite auf diese Reise sich aufmacht, wie man das menschlicherweise jetzt befürchten und erwarten müsste, wird ihm in Lystra droben unerwartet sogar noch ein zweiter Mitarbeiter geschenkt: «Und siehe, ein Jünger war daselbst mit Namen Timotheus» (16,1). «Und siehe», man merkt deutlich die dankbare Überraschung des Apostels. Timotheus wird in der Folgezeit der bedeutendste und liebste Helfer und Begleiter des Völkermissionars sein. Dieser Timotheus stammt aus einer Mischehe. Er hat eine jüdische Mutter mit Namen Eunike. Wie sein heidnischer Vater

heisst, ist nicht bekannt. Nach der Bestimmung des jüdischen Talmud fällt dem Kind in einer solchen, übrigens den Juden ausdrücklich verbotenen Mischehe, falls das Unglück trotzdem geschieht, der Volkszugehörigkeit der Mutter zu. Timotheus ist also in den Augen aller Juden ein Jude. Da seine Mutter und Grossmutter bibeltreue Jüdinnen sind, fällt es auf, dass sie ihren Sohn nicht haben beschneiden lassen, ihn also dem Judentum entzogen, was als Judenunfreundlichkeit empfunden wird. Vielleicht dass es der heidnische Vater bis zur Stunde nicht zuliess. Nachdem nun aber dieser Timotheus Christ geworden ist und sogar als Missionsmitarbeiter in Betracht kommt, heisst es: «Beschnitt ihn Paulus um der Juden willen, die in den Orten waren» (3). Das mag uns zunächst schockieren, hat doch Paulus erst kürzlich noch in Jerusalem den Kampf um die Freiheit aller Heiden von der Beschneidung in vorderster Front mitgekämpft. Er führt sogar auch auf dieser zweiten Reise die Freiheitsurkunde vom Apostelkonzil mit sich und teilt sie allen Gemeinden mit, um sie vor zu erwartenden Irrlehrern zu schützen (4). Und in der Tat, wäre Timotheus ein Heide, Paulus würde ihn niemals beschneiden. Weil er aber rechtlich als Jude gilt, darum dürfte er als Nichtbeschnittener nirgends eine Synagoge betreten und er müsste als Mitmissionar ausscheiden. Nicht um des Heils willen, sondern ausdrücklich aus Rücksicht auf die bevorstehende Arbeit unter den Juden beschneidet er ihn. Das grosse Ziel ist das kleine persönliche Opfer, das Timotheus damit bringt, wohl wert. Wir sehen bei dieser Gelegenheit wieder einmal mehr, wie sehr Paulus am Heil auch der Juden liegt. Mit betonter Treue bekennt er sich sein Leben lang zu seiner jüdischen Herkunft und äussert sich sogar einmal dahin, lieber wollte er seine eigene Seligkeit verlieren, als dass er die Heilshoffnung für die Juden aufgäbe. So ist die Beschneidung des Timotheus ein weithin sichtbares Zeichen der Hoffnung für Israel. Und diese Beschneidung findet statt unterwegs nach Europa! — Hätten doch wir

abendländischen Christen die paulinische Treue zu den Juden besser beachtet und beherzigt! Wie manches wäre bis in unsere Tage hinein in der Geschichte Europas anders verlaufen!

Freilich weiss Paulus am Anfang und auch im Fortgang dieser Reise noch eine Zeitlang nicht, dass Gottes Ziel diesmal Europa gilt. Sein eigener Plan geht, nach dem Besuch der Christengemeinden in Asien, vor allem in Richtung auf die bedeutenden, judenreichen Handels- und Industriestädte an der kleinasiatischen Küste, vorab denkt er schon jetzt an Ephesus. Und nun heisst es, der Heilige Geist habe ihnen verwehrt, westwärts zu ziehen. Wie sie dieses Verwehren des Geistes gemerkt haben, ob durchs geschriebene Wort, oder durch einen prophetischen Spruch, oder durch äussere Zeichen oder durch innere Warnung, steht nicht hier. Später soll ja Paulus dann nach Ephesus kommen; aber entweder erachtet der Auferstandene Ephesus noch nicht als reif für den Besuch, oder dann, und das wohl eher, den Apostel. Für den nächsten Schritt hat Christus Europa zum Ziel, aber Europa nur als Abstecher und Umweg, um schliesslich dann, doch das eigentliche Ziel, Ephesus, zu erreichen. Weil sie nicht südwestwärts ziehen dürfen, dringen sie nach Norden immer tiefer ins Innere von Kleinasien mit dem Plan, gegen das Schwarze Meer durchzustossen, wo es auch Handelsorte und zahlreiche Juden hat. Da tritt ihnen der Heilige Geist ein zweites Mal entgegen und versperrt ihnen auch diesen Weg. Was nun? Zurück? Heimwärts? Oder in den unbekannten Osten? Oder gegen die Hafenstadt Troas südlich der Dardanellen, wo einst, vor Jahrhunderten, Alexander der Grosse landete, als er von Mazedonien auszog, die Erde zu erobern? Zwar wissen sie noch immer nicht, was das Abwehren des Geistes bedeuten soll, aber sie wenden sich nun halt nach Troas hinunter, da ihnen offenbar keine andere Richtung gestattet ist. Und da unten — auf der anderen Seite, nicht allzu fern, kommt die europäische Küste in Sicht —, da unten,

während der ersten Nacht in Troas, ereignet es sich, dass ihnen Klarheit zuteil wird: Das nächste Ziel ist nun tatsächlich Europa. Man kann sich nach all den notvollen Tastversuchen, Hemmungen und Querfahrten kaum vorstellen, welch eine Erleichterung und welch ein Aufatmen dieses Nachtgesicht für Paulus und seine Gefährten bedeutet. Wahrscheinlich stiess hier ein dritter Mitarbeiter, Lukas, zu ihnen, denn von jetzt an berichtet der Erzähler als einer, der selber dabei gewesen ist.

Da fuhren wir gen Philippi

16,[11] Da fuhren wir aus von Troas; und geradewegs kamen wir gen Samothrazien, des andern Tages gen Neapolis [12] und von da gen Philippi, welches ist die Hauptstadt des Landes Mazedonien und eine Freistadt. Wir hatten aber in dieser Stadt unser Wesen etliche Tage. [13] Am Tage des Sabbats gingen wir hinaus vor die Stadt an das Wasser, da man pflegte zu beten, und setzten uns und redeten zu den Weibern, die da zusammenkamen. [14] Und ein gottesfürchtiges Weib mit Namen Lydia, eine Purpurkrämerin aus der Stadt der Thyatirer, hörte zu; dieser tat der Herr das Herz auf, dass sie darauf achthatte, was von Paulus geredet ward. [15] Als sie aber und ihr Haus getauft ward, ermahnte sie uns und sprach: So ihr mich achtet, dass ich gläubig bin an den Herrn, so kommt in mein Haus und bleibt allda. Und sie nötigte uns.
Apostelgeschichte 16,11-15

Am Morgen nach dem Nachtgesicht, für das wir keine andere Erklärung haben, als dass es der Auferstandene selber veranlasst hat, fahren sie übers Meer ans europäische Ufer und wandern ohne Verzug nach Philippi, zwölf Kilometer im Landesinnern. Was sich dort begibt, ist von derart schlichter, geringer und verborgener Gestalt, dass es schon der Fülle des Heiligen Geistes bedarf, um die Sendboten nicht gehörig zu enttäuschen. Paulus hat immer nach grossen Handelsstädten mit viel Juden gestrebt. Philippi ist, so wie man früher etwa Genf ein kleines Paris nannte, ein kleines Rom. Hier geht alles ein wenig römisch, vielleicht sogar noch römischer als in Rom selber, zu, denn hier sind zahlreiche römische Legionärsfamilien angesiedelt. Auch die römische Vorliebe für Purpurfarbe in der Kleidermode ist hier unter anderem anzutreffen. In der Stadt steht ein solches Modekaufhaus, betrieben von einer eingewanderten Geschäftsfrau aus Thyatira in Lydien. Synagoge aber finden sie in

Philippi, wohl zu ihrem nicht geringen Schmerz, keine. Ob in dieser stockheidnischen Stadt überhaupt ein einziger Jude lebt? Der erste Sabbat wird es offenbaren.

An diesem Tag halten sie sich absichtlich in der Nähe des Stadttors auf, durch das der Weg hinaus zum Flüsschen Gangites führt, das in der Nähe von Philippi vorbei fliesst. Hat es Juden in der Stadt, dann werden diese aller Wahrscheinlichkeit nach hinauswandern, um sich dort im Gebet zu versammeln, wie einst jene anderen Diasporajuden, die «an den Wassern zu Babel sassen und weinten, wenn sie an Zion dachten». Der Sabbat kommt und sie entdecken einige Frauen, die sich am Fluss versammeln; das ist aber auch alles. Zu ihnen redet Paulus. Und siehe, einer einzigen von ihnen «tat der Herr das Herz auf, so dass sie achthatte auf das, was von Paulus geredet ward» (14). Und drauf geschieht es, dass nicht nur ihr Herz aufgeht, sondern auch ihr Haus. Und nachdem sie mit ihrem ganzen Haus getauft worden ist, nötigt sie die drei, vier Männer, denen sie wohl ihre Abgerissenheit ansieht, bei ihr zu Gast zu sein. So ist das erste Haus auf europäischem Boden, das da getauft wird, jenes Modekaufhaus. Und wir würden heute sagen, eine Dame von der 'haute couture' wird der Erstling in Europa, so wie seinerzeit ein Mann von der Hochfinanz der Erstling Afrikas wurde. So schmal und verborgen, ja so getarnt ist das erste Türchen, das an der heidnischen Festung Europa dem Evangelium Christi zuerst sich öffnet. Friedrich Nietzsche sagt in seinem «Zarathustra»: «Die stillsten Worte sind es, welche den Sturm bringen. Gedanken, die auf Taubenfüssen kommen, lenken die Welt.» Weder Lydia und ihr Haus, noch Paulus oder einer seiner Gefährten haben damals ahnen können, dass die Botschaft, das Evangelium, das sie so still wie auf Taubenfüssen nach Europa brachten, einst von diesem Kontinent aus die Welt lenken, und welch einen Sturm dieses Evangelium auslösen wird. Wir wissen das heute rückschauend.

Ja, liebe Christen, wissen wir das? Einer Frage gilt es hier in die Augen zu schauen, sie hat wohl einige von uns in diesen Tagen verfolgt. Wir können ihr kaum ausweichen. Sie dämpft in diesen letzten paar Jahren ein allzu lautes und selbstsicheres Reden und hat einige christliche Abendländer in die Stille getrieben: Sind nur Lebenskräfte, Segenskräfte, Glaubens- und Liebeskräfte vom christlichen Abendland in die übrige Welt hinausgegangen? Ist es nicht seltsam, dass in ebendemselben christlichen Abendland — auch das konnte offenbar nirgends sonst in solchem Ausmass geschehen — eine Gottlosigkeit hat aufkommen können wie sonst auf der ganzen Erde nirgends? Ist doch kein primitives Heidentum derart gottlos wie das moderne europäische! Ja, aus diesem abendländischen Neuheidentum ist nun ein offenes Antichristentum geworden. Hier ist antichristliches Wesen zuerst in der Theorie, und dann in der Praxis gross und stark geworden. Das konnte offenbar nirgends in diesem Ausmass geschehen als eben hier, im Gegensatz zu Gott und im Abfall von Christus. Wir sprechen kein Geheimnis aus, wagen aber fast nicht, es auszusprechen: Gibt es uns nicht zu denken, dass im christlichen Abendland die hohen und niederen Schulen weithin Pflanzstätten des Unglaubens und Orte des Abfalls sind? Hat es denn nicht zum guten Ton gehört und war es nicht hohe Mode, dass man an unseren Universitäten resolut nicht Christ war? Und weiter: Wir haben vernommen, wie Paulus unterwegs nach Europa den Timotheus «um der Juden willen» beschnitt — macht es uns keinen Eindruck, dass in eben diesem christlichen Abendland der Antisemitismus Orgien feierte wie auf der ganzen Welt nirgends sonst? Hier möchte man am liebsten als Schweizer kein Gedächtnis haben — sind es doch noch nicht 20 Jahre her, dass in unserem Nachbarland 6 Millionen Juden geschlachtet wurden, und die christliche Schweiz hat vor den zu Tode geängsteten Flüchtlingen die Grenzen zugetan. Die Krönung aber des abendländischen Abfalls vom

Christenglauben war schliesslich unser Herrenmenschentum. Nicht nur Brüderlichkeit, sondern Hunger nach Dividende, Macht, Wohlstand und Mammonismus ohnegleichen ging vom christlichen Abendland aus. Kolonialherrschaft! Wir abgefallene Christen Europas wurden die Zecken, die Blutegel der unterentwickelten Völker. Und schliesslich hat unser abendländisches Antichristentum den 6. August 1945 herbeigeführt. Damals ging nicht nur eine Titanic, damals ging menschlich gesprochen das christliche Abendland unter. Es war der Tag, da die erste christliche A-Bombe auf eine heidnische Stadt niederging. Die Frage, die jetzt einigen Abendländern die Stimmstärke beträchtlich dämpft, lautet: Vermag das Evangelium, das damals zunächst so unvermerkt nach Europa herüberkam, diese Berge von abendländischer Schuld abzutragen, dieses Meer europäischer Blutschuld auszuschöpfen? Ist es vermögend genug?

Die Frage stellen heisst, sie beantworten. Und sie lautet: Ja, ja, so vermögend ist die Vergebung. Allerdings kommt dafür ausser Christus nichts und niemand in Betracht: «Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde — also auch Europas Sünde — hinweg trägt» (Joh. 1,29). Ausser ihm wüsste ich keinen, der grösser wäre als unsere Schuld. Der Auferstandene wusste, warum er damals die Schritte des Apostels, der die Sündergnade verkündet, so seltsam beharrlich auf Europa hin lenkte. — Vielleicht aber geht die Gestalt dessen, was man einst «christliches Abendland» nannte, in diesem Jahrhundert tatsächlich unter; aber dass Christus uns Bewohner dieses Erdteils retten will, das ist über allen Zweifel erhaben. Dieser Glaube ist jetzt unser Licht, unser Boden und Standort. Ich sehe keinen anderen. Aber — Christus erwartet jetzt nicht starke, selbstsichere und herausheischende Protestkundgebungen von uns, sondern Einkehr und Umkehr. Der Himmel möchte in diesen Tagen Freude haben über jeden christlichen Abendländer, der Busse tut und umdenkt. Das, scheint uns doch, konnte der tiefere Sinn all der

Vorgänge in Europa und Umgebung sein, dass Gott jetzt sehnlichst auf unsere Busse wartet, unsere Rückkehr aus dem Abfall, unsere Heimkehr aus der Fremde, unsere Abkehr vom Geiste kolonialer Ausbeutungsmethoden. Ja man hat den Eindruck, Gott lasse uns unseren eigenen Gewaltgeist jetzt an der eigenen weissen Haut so lange fühlen, bis dass der Geist wahrer Bruderschaft durchbricht dem farbigen Mitmenschen gegenüber. Gott scheint jetzt entschlossen zu sein, uns Europäer nicht mehr zur Ruhe kommen zu lassen, bis dass wir innewerden, dass ein Milligramm Evangelium mehr ist als tausend Tonnen billiger Antikommunismus.

Es fehlt gottlob an Zeichen solcher Umkehr aus dem Abfall nicht ganz. Es war mir bedeutsam, dass der allererste ungarische Flüchtling, den ich zu Gesicht bekam, ein Akademiker, er kommt von den Naturwissenschaften her, ein Zeuge persönlichen Christusglaubens war. Es scheint, dass Gott mit unseren Universitäten heute etwas vorhat, und man fragt sich in diesen Tagen oft im stillen, was wohl an den Stätten europäischen Wissens und Könnens jetzt vor sich gehe. Der Bericht von Prof. C. Ludwig über die eidgenössische Flüchtlingspolitik während der Herrschaft des Nationalsozialismus war ein Zeichen dafür, dass sogar Schweizer fähig sein können, abendländisch Busse zu tun, und zwar unter Einschluss der Schweiz. Leider war die anschliessende Debatte im Parlament ausgesprochen abendländisch unbussfertig. Wer gar das literarische Schaffen des Schweizers Friedrich Dürrenmatt seit Jahren aufmerksam verfolgt, hat es nicht mehr schwer, zu erkennen, dass hier die Stimme eines abendländischen Busspredigers sich erhoben hat. Die beiden Bücher von Robert Jungk «Die Zukunft hat schon begonnen» und «Heller als tausend Sonnen» sind Rufe eines abendländischen Predigers in der Wüste. Dass gleichzeitig auch die abendländische Unbussfertigkeit Fortschritte macht, geht daraus hervor, dass Jungk kürzlich aus dem Mitarbeiterstab

der angesehenen «Weltwoche» brüsk ausgeschieden wurde. Und bald wird ein Buch von sich reden machen, das in den letzten Wochen erschienen ist, das den bescheidenen Titel trägt: «Unterwegs notiert» von Hans de Boer. Ein Hamburger Kaufmannssohn wird nach dem Krieg von seinem Vater nach Afrika gesandt, um dort Geschäftsbeziehungen anzuknüpfen; statt dessen knüpft dieser menschliche Beziehungen mit der Welt der Farbigen an. Er erschrickt darüber, dass er in Afrika seinem Hausdiener, einem Schwarzen, die Hand nicht zum Gruss geben soll. Nach einer vierjährigen Reise bis in den Fernen Osten kehrt er nach Hause zurück. Die stille Lektüre dieses Buches kann uns ein wenig helfen, abendländisch Busse zu tun und vom hohen Ross des weissen Mannes herabzusteigen, dieweil es noch Zeit dazu ist. Wer es liest, wird wohl erschrecken, aber nicht verzweifeln, sondern anfangen, umzudenken. Solche Busse allein macht uns froh und getrost und frei von selbstzerstörerischer Schwermut. Wir Abendländer haben jetzt ganz besondern Grund zur Getrostheit darüber, dass «Gott nicht den Tod des Sünders will, sondern dass er sich bekehre und lebe». Weder Selbstgerechtigkeit und Selbstrechtfertigung, noch militärische Selbstbehauptung kann den «Untergang des Abendlandes» aufhalten; hier gibt es nur einen Weg: rechtschaffene Busse und Umkehr.

Ohne Recht und Urteil öffentlich gestäupt

16,[16] Es geschah aber, da wir zu dem Gebet gingen, dass eine Magd uns begegnete, die hatte einen Wahrsagergeist und trug ihren Herren viel Gewinst zu mit Wahrsagen. [17] Die folgte allenthalben Paulus und uns nach, schrie und sprach: Diese Menschen sind Knechte Gottes des Allerhöchsten, die euch den Weg der Seligkeit verkündigen. [18] Solches tat sie manchen Tag. Paulus aber tat das wehe, und er wandte sich um und sprach zu dem Geiste: Ich gebiete dir in dem Namen Jesu Christi, dass du von ihr ausfahrest. Und er fuhr aus zu derselben Stunde. [19] Da aber ihre Herren sahen, dass die Hoffnung ihres Gewinstes war ausgefahren, nahmen sie Paulus und Silas, zogen sie auf den Markt vor die Obersten [20] und führten sie zu den Hauptleuten und sprachen: Diese Menschen machen unsre Stadt irre; sie sind Juden [21] und verkündigen eine Weise, welche uns nicht ziemt anzunehmen noch zu tun, weil wir Römer sind. [22] Und das Volk ward erregt wider sie; und die Hauptleute liessen ihnen die Kleider abreissen und hiessen sie stäupen. [23] Und da sie sie wohl gestäupt hatten, warfen sie sie ins Gefängnis und geboten dem Kerkermeister, dass er sie wohl verwahrte. [24] Der, da er solches Gebot empfangen hatte, warf sie in das innerste Gefängnis und legte ihre Füsse in den Stock.

[25] Um die Mitternacht aber beteten Paulus und Silas und lobten Gott. Und es hörten sie die Gefangenen. [26] Schnell aber ward ein grosses Erdbeben, also dass sich bewegten die Grundfesten des Gefängnisses. Und von Stund an wurden alle Türen aufgetan und aller Bande los. [27] Als aber der Kerkermeister aus dem Schlafe fuhr und sah die Türen des Gefängnisses aufgetan, zog er das Schwert aus und wollte sich selbst erwürgen; denn er meinte, die Gefangenen wären entflohen. [28] Paulus aber rief laut und sprach:

Tu dir nichts Übles; denn wir sind alle hier! [29] Er forderte aber ein Licht und sprang hinein und ward zitternd und fiel Paulus und Silas zu den Füssen [30] und führte sie heraus und sprach: Liebe Herren, was soll ich tun, dass ich selig werde? [31] Sie sprachen: Glaube an den Herrn Jesus Christus, so wirst du und dein Haus selig! [32] Und sagten ihm das Wort des Herrn und allen, die in seinem Hause waren. [33] Und er nahm sie zu sich in derselben Stunde der Nacht und wusch ihnen die Striemen ab; und er liess sich taufen und alle die Seinen alsobald. [34] Und führte sie in sein Haus und setzte ihnen einen Tisch und freute sich mit seinem ganzen Hause, dass er an Gott gläubig geworden war. [35] Und da es Tag ward, sandten die Hauptleute Stadtdiener und sprachen: Lass die Menschen gehen! [36] Und der Kerkermeister verkündigte diese Rede Paulus: Die Hauptleute haben hergesandt, dass ihr los sein sollt. Nun ziehet aus und gehet hin mit Frieden! [37] Paulus aber sprach zu ihnen: Sie haben uns ohne Recht und Urteil öffentlich gestäupt, die wir doch Römer sind, und in das Gefängnis geworfen, und sollten uns nun heimlich ausstossen? Nicht also; sondern lasset sie selbst kommen und uns hinausführen! [38] Die Stadtdiener verkündigten diese Worte den Hauptleuten. Und sie fürchteten sich, da sie hörten, dass sie Römer wären, [39] und kamen und redeten ihnen zu, führten sie heraus und baten sie, dass sie auszögen aus der Stadt. [40] Da gingen sie aus dem Gefängnis und gingen zu der Lydia. Und da sie die Brüder gesehen hatten und getröstet, zogen sie aus. *Apostelgeschichte 16,16-40*

«Die Götter des Abendlandes», so heisst ein kleines Buch aus der Feder des Ordinarius für romanische Sprachen an der Universität Zürich, Th. Spörri. Darin weist der Verfasser nach, dass die Götter der alten Griechen und Römer mit etwas abgeänderten Namen und in moderner Aufmachung auch im heutigen Abendland noch ihr Wesen treiben. Aus einer gründlichen Kenntnis der Literatur steht ihm dabei

zum Teil geradezu verblüffendes Belegmaterial zur Verfügung. Aus dem eben gelesenen Bibelabschnitt hören wir nun, wie der auferstandene Herr damals, in der kleinen mazedonischen Stadt Philippi, eben mit diesen Göttern des Abendlandes zusammengestossen ist. Nichts Geringeres als die Rettung der Welt durch Christus haben Paulus und seine Gefährten den Bewohnern von Philippi anzubieten. Es fällt im Urtext auf, dass das Wort «Rettung» hier unter dreien Malen ausgesprochen ist, einmal in dem Ruf: «Diese Menschen sind Knechte Gottes, des Allerhöchsten, die euch den Weg der Rettung verkündigen» (17). Dann in der Frage des Kerkermeisters: «Was soll ich tun, dass ich gerettet werde?» Und schliesslich in der Antwort des Paulus: «Glaube an den Herrn Jesus Christus, so wirst du und dein Haus gerettet» (30.31). «Komm herüber und hilf uns», so hat kürzlich die nächtliche Gestalt gerufen. Und nun ist die Hilfe von Asien nach Europa hinübergekommen. Und diese Hilfe, die der Apostel bringen darf, besteht in der schlichten Mitteilung, Christus, der Retter, ist da.

Und nun sind wir hier dabei zu erfahren, wie höchst sonderbar diese Nachricht auf dem Boden Europas gleich von Anfang an wirkt. Sie wird zunächst überhaupt nur von einem verschwindend kleinen Bruchteil der Bevölkerung Philippis beachtet; von einem Prozent zu reden wäre übertrieben; im Vergleich zur gesamten Einwohnerschaft müsste man sich schon in Promillen ausdrücken. Hätte es damals im Abendland schon Zeitungsreporter, Illustrierte, Wochenschauen, Rundfunk und Fernsehen gegeben, dann wäre, wenn darin vom Eintreffen der Sendboten überhaupt etwas erwähnt worden wäre, vielleicht unter «Verschiedenes» oder unter «Unglück und Verbrechen» eine wenig beachtete Notiz erschienen. Diese hätte zu berichten gewusst über eine Schlägerei auf dem Marktplatz von Philippi und über mysteriöse, noch nicht in allen Teilen abgeklärte Vorkommnisse im dortigen Bezirksgefängnis.

Wie aber erklärt man sich dieses flaue Verhalten einer ganzen Stadtbevölkerung? Wenn es doch um Rettung geht, müsste sich da nicht der hinterste Bewohner brennend darum interessieren? Das wäre dann der Fall, wenn man in Philippi wüsste, dass man verloren ist und darum der Rettung bedarf. Aber eben, das weiss der Mensch ja nicht! Wir wissen einen Haufen darüber, dass uns dieses und jenes fehlt; aber dass wir verloren sind? Das heisst, wir wollen es nicht wissen. Solange es nur immer angeht, täuschen wir uns und einander über unseren wahren Zustand hinweg. Der Mensch meint von Natur, er sei gesund. Er will es nicht wahrhaben, dass er des Arztes bedarf. Er bedarf im besten Fall der Ärzte, nicht aber des Arztes. Was ist da zu tun? «Es geschah aber, da wir zum Gebet gingen» (16). Paulus und seine Gefährten wissen, was zu tun ist; sie gehen zum Gebet. Sie schauen nicht auf das, was wir Erfolg nennen, sie rechnen nicht mit Zahlen, weder mit Prozenten noch mit Promillen, sondern sie rechnen mit dem Christus, der jetzt nach Europa herübergekommen ist, um, was verloren ist, zu retten. Weil sie glaubend beten, sind sie durchaus nicht darüber deprimiert, dass bis jetzt in Philippi ihre gewaltige Nachricht erst in einem einzigen Haus angenommen wurde, in der Familie der Geschäftsfrau Lydia. In diesem einzigen Haus sehen die Sendboten so etwas wie einen ersten vom Retter zurückeroberten Brückenkopf, von dem aus nun die Erschliessung ganz Europas in die Wege geleitet wird. Das glauben sie. Darum werden sie nicht nervös, sondern versammeln sich Tag für Tag still zum Gebet. Sie ringen um die Rettung vieler, um die Rettung aller. Sie ringen um den Durchbruch der Revolution Christi. Dies Beten wird erhört — und wie!

Die alteingesessenen Götter des Abendlandes sind nämlich hellhöriger als die menschlichen Bewohner. Während die Bürger noch schlafen, fühlen sich die Reiche dieser Welt durch die Nähe der Gottesherrschaft attackiert. Für die Mächte, Götzen und Gewalten ist das Evangelium eine

Bedrohung, und darum eine Herausforderung, ein Fehdehandschuh. Wenn der Retter naht, dann erwacht der Verderber: «Die Teufel glauben auch und zittern.» Sie zittern mit Recht, denn der Retter ist gekommen, «die Bollwerke des Teufels zu zerstören». Aber aller Widerstand der Verderbensmächte nützt ihnen nichts. Christus wird Sieger sein. Das wissen jene paar Botschafter. Darum gehen sie jeden Tag getrost und beharrlich zum Gebet. Auf diese Weise zwingen sie die Mächte der Finsternis ans Tageslicht hervor. Man ist nun einigermassen gespannt darauf, wie dieselben aussehen mögen. Es sind deren drei, eigentlich müsste man sagen drei Gruppen von Göttern, die sich schon damals in Philippi als «Götter des Abendlandes» durch die Anwesenheit der Heilsboten beunruhigen und aus dem Busch klopfen lassen.

1. Als Gott Europas Nummer eins meldet sich schon damals in Philippi das Portemonnaie. Da ist diese merkwürdige Geschichte mit der Magd (Magd übersetzt Luther); es handelt sich aber um eine Sklavin besonderer Art, um eine wertvolle und vornehme. Sie besitzt die Fähigkeit, den Leuten über ihre Zukunft Aufschluss zu geben. Hier auf dem Platz Philippi ist sie Inhaberin einer Art Filiale des altberühmten Orakels von Delphi. Auch sie hat einen Pythia-Geist. Sie kann, in Verbindung mit der unsichtbaren Welt, den Leuten in bedrängten Entscheidungsstunden sagen, was günstiger oder ungünstig ist, was sie tun oder lassen sollen. Zum Beispiel ist sie imstande, einer unglücklichen Bürgersfrau zu sagen, ob ihr Mann ihr treu oder untreu sei. Sie kann einen wertvollen Wink über den Verbleib verlorener oder gestohlener Gegenstände geben. Bei allen Ständen der Stadt und Umgebung steht sie in hohem Ansehen und hat einen lebhaften Zuspruch. Und das Ganze hat einen goldenen Hintergrund. Sie betreibt wohl das weitaus einträglichste Geschäft in Philippi, auch sie ist also sozusagen, wie jene Lydia, eine Geschäftsfrau. Das heisst, genau genommen gehen Verlust und

Gewinn nicht über sie, sondern über ihre Besitzer. Sie ist Sklavin nicht eines Einzelnen, sondern mehrerer. Vielleicht dürften wir sagen, es sei ein Konsortium, eine Aktiengesellschaft, in deren Besitz sich diese Goldgrube in Menschengestalt befindet. So sehen wir da alles schon beisammen: Mammon mit seinem ganzen illustren Hofstaat, den wir im Abendland bis zum heutigen Tag gar wohl kennen — Knechtung, Ausbeutung, Skrupellosigkeit im Geldverdienen, Geschäft ist Geschäft, Mammon mit all seinen Trabanten, Mammon wie er im Buche steht, der Gott Europas Nummer eins in seiner ganzen Nacktheit.

Sonst spielen sich diese Art Geschäfte diskret ab und lieben es, sich mit einer gewissen Heimlichkeit zu umgeben. Um so verwunderlicher, dass eines Tages diese Dame (als solche müssen wir sie uns denken, denn sie ist der «wertvollste» Mensch in Philippi) aus dem Geheimnis ihres Halbdunkels ans Tageslicht hervortritt, den zum Gebet vorüber schreitenden Aposteln nachläuft, ja ihnen am heiterhellen Tag über die Gasse nachschreit: «Diese Menschen sind Knechte Gottes, des Allerhöchsten, die euch den Weg der Rettung verkündigen» (17). Und dieser seltsame Auftritt wiederholt sich Tage hindurch. Ohne Zweifel ist es die Nähe Christi, des Retters, die solche Unruhe in dieses Bollwerk Mammons und der Finsternis hineinträgt. Die Nachricht vom Retter wirkt wie Feuer und Rauch auf den Fuchs in der Höhle. Man hält es dort drinnen nun nicht länger aus. Dem Apostel Paulus aber wird diese Art unfreiwilliger Publizität und Propaganda lästig. Eines Tages wendet er sich um und spricht zu dem Geiste: «Ich gebiete dir in dem Namen Jesu Christi, dass du von ihr ausfahrest. Und er fuhr aus zu derselbigen Stunde» (18). Gleich wie Maria Magdalena, von der einst sieben Teufel ausgetrieben wurden, so ist nun auch diese Person in Philippi gerettet. Wer in diesem Augenblick im Himmel hätte zuhören können, der hätte den Jubel der vieltausendmaltausend Engel vernommen. Christus ist Sieger

über den Mammon. Man traut seinen Ohren nicht: Es ist nun nicht mehr wahr, dass «Geld die Welt regiert», Christus ist der Herr auch über das Geld. So wird der Glaube an die Allmacht des Geldes dem Europäer gleich bei jenem allerersten Zusammenstoss als erschüttert offenbar.

2. Damit hat nun Christus allerdings dem Abendland an die empfindlichste Stelle gerührt, und das ist der Kassenschrank. So was lässt sich Europa nicht ohne heftigste Reaktion gefallen. Das zeigt sich bald am Benehmen der Aktionäre. Damit nahen wir uns dem Gott des Abendlandes Nummer zwei: die Nation: «weil wir Römer sind» — «diese sind Juden» (20,21). Die Aktionäre gehen gegen die Apostel vor. Interessanterweise geben sie aber nicht Geschäftsschädigung offen als Grund an; irgendwie schämt man sich dessen in Europa schon damals; zum nackten Materialismus bekennen sich nur etwa Leute wie die Russen, jeder anständige Abendländer schämt sich dessen. Die Anklage lautet darauf, dass diese Leute die öffentliche Ruhe stören, dass sie fremde Sitten und Gebräuche propagieren und, der Hauptpfeil, wohl der giftigste, den die Nationen zu allen Zeiten abzuschiessen haben: «Sie sind Juden — wir aber sind Römer.» Wo der Abendländer seine Geldinteressen geschmälert sieht, da war noch immer die Religion in Gefahr und — das Vaterland. Im Namen Roms, im Zeichen der «Grande Nation», werden Paulus und Silas als zwei unerwünschte jüdische Konkurrenten ergriffen. Wer über die nötigen Barmittel verfügt, findet immer Wege, die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Dort in Philippi wird die Öffentlichkeit jetzt durch die geschädigten Sklavenhalter zur Wut aufgestachelt und zur Siedehitze aufgeheizt. Und wer Geld hat, findet stets auch viel leichter Gehör und Glauben bei der Obrigkeit als der Habenichts. Selbstverständlich, so schliessen die Stadtväter von Philippi, sind die einflussreichen Kläger im Recht. Den beiden Juden werden nun mitten auf dem Markt die Kleider heruntergerissen. Nach erfolgter Auspeitschung werden sie

«ohne Recht und Urteil» ins Gefängnis spediert. Da haben wir ihn, gleich nachdem der erste christliche Missionar die Küste Europas betreten hat, da haben wir ihn schon, in Reinkultur, den europäischen Nationalismus. Ausgehend von Rom hat er sich mit dem jüdisch-christlichen Messianismus und Chiliasmus verschmolzen und wurde so auf dem Boden des christlichen Abendlandes im Verlauf der 2000 Jahre höher und höher gezüchtet. Heute greift er auf sämtliche, bisher davon noch verschont gewesene Erdteile über. Und wo immer dieser Geist des abendländischen Nationalismus sich regt, da geht früher oder später immer Gewalt über Recht, da endet die Geschichte schliesslich immer beim Blutvergiessen, und da ist es schliesslich immer der — Jude, dieser Fremdkörper unter den Nationen, der auf den Rücken bekommt. Aber als Christus am Karfreitagmorgen der «Grande Nation» begegnete, als der Römer Pontius Pilatus Gewalt über Recht gehen liess, da geschah es, dass der Herr ein für allemal und endgültig den abendländischen Gott Nummer zwei, den Nationalismus, sterbend überwand. Seither gehen und vergehen die Nationen, Christi Reich aber kommt; denn «sein Reich ist ein ewiges Reich, und seine Jahre nehmen kein Ende». Vor Pilatus hat er es ausgesprochen: «Ich bin ein König.» Seither sind wir eingeladen und aufgerufen, mitten im Aufbruch und Aufruhr der Nationen Bürger dieses Königs zu sein; er wirkt wie ein Gegenkönig, sein Regiment wird von den alten Mächten empfunden als Revolution.

3. Zum Mammonismus und Nationalismus kommt als Gott des Abendlandes Nummer drei der Individualismus. Mammon, Nation und Individuum, sie haben Europa dahin gebracht, wo es sich heute befindet. Inwiefern es hier um den Individualismus geht, ist nicht gleich ersichtlich, wird sich aber bald erhellen. Man hat es lange Zeit geliebt, den Einzelnen, die Persönlichkeit, als ganz besonders wertvolles Verschmelzungsprodukt zwischen Griechentum und Christentum hinzustellen. Daraus ist jene seltsame und

verhängnisvolle Anbetung des Ich geworden, das Ich auf dem Thron, diese Kultur des Einzelmenschen, dieser spezifisch abendländische Kultus der Persönlichkeit. Das innerste Herzstück dieses angebeteten Ich aber ist der berühmte «gute Kern», jene eigene Gerechtigkeit, die Selbstgerechtigkeit, mit ihren fast naturnotwendigen Begleiterscheinungen der typisch abendländischen Scheinheiligkeit und Heuchelei. Das gerechte Individuum ist ein derart harter Kern, dass ihn ausser Christus niemand und nichts zu spalten vermag. Diese göttliche «Kernspaltung» ereignet sich nun in Philippi, und zwar an einem Ort, wo man es zuletzt vermutet hätte — im dortigen Gefängnis.

Man hat sich schon etwa gefragt, warum Paulus nicht sofort auf dem Markt sein römisches Bürgerrecht geltend gemacht hat, hätte er doch dadurch sich und seinem Gefährten einiges an Qual und Demütigung ersparen können! Es gibt auf diese Frage nur eine befriedigende Antwort: Christus hat es verhindert, denn Christus hat es aufs Gefängnis von Philippi abgesehen. Das Evangelium muss ins Gefängnis hinein. Der Retter erobert sich das Gefängnis, denn dort sind, so vermuten wir wenigstens, die Verlorenen, die Gestrauchelten, die Schelme und die Mörder; diese in erster Linie sollen, so meinen wir, bekehrt werden. Aber, seltsam, im Gefängnis zu Philippi gibt es einen Gerechten, das ist der Zuchthausdirektor. Es ist nicht ungefährlich, sein Leben lang als einziger Gerechter von Berufs wegen über lauter Ungerechte die Aufsicht führen zu müssen. Hier droht «deformation professionnelle», man kann da fast nicht anders, als sich als Ehrenmann vorkommen. Wie gefährlich das ist, das erfuhren wir während dieser vergangenen Jahre und Monate, da wir guten Schweizer — das ist nicht ironisch gemeint — so reichlich Gelegenheit hatten, zuzusehen, wie anderswo Einbrecher, Räuber und Mörder am Werk waren. Während dieser Zeit wurde im Rundfunk ein Hörspiel gesendet, das den Titel trug: «Die weisse Weste». In diesen Jahren und Monaten,

während jenseits der Grenzen Gewalthaber und ihre Organe durch Greueltaten ihre Gewissen besudelten, hatte man oft den Eindruck, bei uns in der christlichen Schweiz laufe jedermann in der «weissen Weste» herum. Man sah schon lange nicht mehr so viele Menschen mit sauberen Gewissen. Mit schneeweissen Gewissen schauten wir zu, nicht ohne ein gewisses Recht. Aber eben das ist gefährlich. Sind wir schon deswegen gerecht, weil man anderswo ungerecht ist? So ist auch der Kerkermeister von Philippi gerecht, ein Mann in der «weissen Weste» mitten unter Gangstern. Er ist sich natürlich seiner Gerechtigkeit bewusst. Das zeigt sich an der Art, wie er die beiden Neueingelieferten behandelt. Er hat Befehl, sie ins innerste Gefängnis zu werfen. Darüber hinaus aber tut er noch ein Übriges: er lässt die blutig geschlagenen Glieder der Halbtoten in den Pflock spannen. In dieser furchtbaren Lage müssen die beiden die Nacht zubringen. Wahrlich, er tut gründliche Arbeit, dieser Gerechte! Drauf begibt er sich in seine Privatwohnung. Hier schläft er den Schlaf des Gerechten.

Wie er aus diesem Schlaf aufgerüttelt wird, ist uns bekannt. Es geschieht ein Wunder. Das eigentliche Wunder aber ist hier nicht der Gesang der beiden Gefangenen in ihren Pflöcken mitten in der Nacht, so dass ihre Mitgefangenen ihr Gotteslob durch die Scheidewände der Zellen hindurch vernehmen. Gewiss ist das auch ein Wunder, wer wollte ihnen so etwas nachtun! Auch nicht das Erdbeben, das sich nun ereignet; sondern das eigentliche Wunder ist die Spaltung des guten Kerns, ist die wunderliche Tatsache, dass da ein Gefängnisdirektor erkennt, dass nicht nur und nicht in erster Linie seine Gefangenen, sondern dass er selber ein Verlorener ist und des Retters bedarf. Er ruft denn auch nicht: Was sollen meine Pensionäre, meine Schützlinge tun? Er ruft gänzlich unerwarteterweise: «Was soll *ich* tun, dass *ich* gerettet werde?» Um diesen harten guten Kern zu spalten, dazu hat es schon ein Erdbeben, und mehr als das, dazu hat es

schon den Retter gebraucht.

Es setzt freilich noch ein letztes heftiges Ringen ein zwischen dem Verderber, der sich diese harte gute Beute nicht will entreissen lassen, und zwischen dem Retter. Man kann es nicht beweisen, aber die Vermutung hat sehr viel für sich, dass, ähnlich wie dort auf dem See Genezareth die Dämonen den Sturm erwecken, um damit die Landung des Retters an jenem verlorenen Ufer zu verhindern, auch hier der Verderber es ist, der zunächst das nächtliche Erdbeben auslöst mit der teuflischen Absicht, in verzweifelter Gegenwehr gegen den Retter, Paulus und Silas unter den Trümmern zu begraben. Es ist auf alle Fälle höchst sonderbar, dass die beiden Gefangenen in diesem Erdbeben unversehrt bleiben. Aber nun ereignet es sich, dass der grosse Retter im letzten Augenblick das Erdbeben des Verderbers in seine starke Hand nimmt, es herum wendet und daraus ein Erdbeben der Befreiung und Errettung macht. Tatsache ist, dass alles, was hier zunächst bedrohlich und bitterbös aussieht, sich zum Guten wenden muss. Christus, der Retter, ist da. Paulus und Silas sind heil. Der Herr über Leben und Tod hat seine Hand über sie gehalten. Nun aber stürzt sich der Verderber, das ist für diesen Augenblick seine letzte verzweifelte Anstrengung, auf den Gefängnisdirektor, um wenigstens den noch in seine Gewalt zu bekommen. So erklärt sich der Selbstmordversuch. Aber das Schwert, das der Gefängnisdirektor gegen sich selber erhebt, wird gehalten. Er kann es nicht tun. So ist Christus auch hier stärker als der Verderber, stärker als alle Götter des alten und des neuen Abendlandes, stärker als Mammonismus, Nationalismus und Individualismus und ihre sämtlichen Trabanten.

Was schliesslich in der zweiten, besseren Hälfte dieser denkwürdigen Nacht in Philippi sich abspielt, ist ein derartiger Sieg des Lichtes über die Finsternis, dass es einem schier die Augen blendet. Einer, der eben noch ein ganz Gerechter war und dann, trotzig und verzagt, Selbstmord verüben wollte,

kniet nun da, hört zu und empfängt die Taufe. Schon wollen die Götter des Abendlandes triumphieren: «Er ist gerichtet»; aber Christus spricht das Machtwort: «Er ist gerettet.» Ein Scheinheiliger ist ein Heiliger, das ist ein begnadeter Sünder, ein Christ geworden. Und nun werden wunde Rücken behandelt, Striemen verbunden. Dann wird droben in der Wohnung der Tisch gedeckt. Das Brot wird gebrochen, der Kelch geht herum. Es ist *ein* Jubel darüber, dass Christus der Retter der Verlorenen ist: «Und er freute sich mit seinem ganzen Haus, dass er an Gott gläubig geworden war» (34). Wie dann sogar die gänzlich unerwartete Wiedergutmachung durch die Stadtbehörden eintrifft, die mit nicht gelindem Missbehagen nachträglich vernehmen müssen, dass sie einen Inhaber des römischen Bürgerrechts wider alles Recht und ohne Urteil misshandelt haben, da drängt sich einem das Wort aus dem Weihnachtslied auf: «Das ist der alte Morgen nicht, / Der täglich wiederkehret.» Im Abendland, mitten in einem Gefängnis, ist da ein Tag angebrochen, der einen leisen Vorgeschmack von jenem Tage gibt, von dem es heisst, dass der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein. Dann werden wir sein wie die Träumenden. Dann werden sich nicht nur die Gefängnisse öffnen. Dann wird die Posaune schallen, die durch die Gräber dringt. Dann wird man sagen unter den Nationen: Der Herr hat Grosses an uns getan; des sind wir fröhlich. Wollen wir jetzt nicht auch fröhlich sein?

Und sie kamen gen Thessalonich

17,[1] Nachdem sie aber durch Amphipolis und Apollonia gereist waren, kamen sie gen Thessalonich; da war eine Judenschule. [2] Wie nun Paulus gewohnt war, ging er zu ihnen hinein und redete mit ihnen an drei Sabbaten aus der Schrift, [3] tat sie ihnen auf und legte es ihnen vor, dass Christus musste leiden und auferstehen von den Toten und dass dieser Jesus, den ich [sprach er] euch verkündige, ist der Christus. [4] Und etliche unter ihnen fielen ihm zu und gesellten sich zu Paulus und Silas, auch der gottesfürchtigen Griechen eine grosse Menge, dazu der vornehmsten Weiber nicht wenige. [5] Aber die halsstarrigen Juden neideten und nahmen zu sich etliche boshafte Männer Pöbelvolks, machten eine Rotte und richteten einen Aufruhr in der Stadt an und traten vor das Haus Jasons und suchten sie zu führen vor das Volk. [6] Da sie aber sie nicht fanden, schleiften sie den Jason und etliche Brüder vor die Obersten der Stadt und schrieen: Diese, die den ganzen Weltkreis erregen, sind auch hergekommen; [7] die herbergt Jason. Und diese alle handeln wider des Kaisers Gebote, sagen, ein anderer sei der König, nämlich Jesus. [8] Sie bewegten aber das Volk und die Obersten der Stadt, die solches hörten. [9] Und da ihnen Genüge von Jason und den andern geleistet war, liessen sie sie los.

[10] Die Brüder aber fertigten alsobald ab bei der Nacht Paulus und Silas gen Beröa. Da sie dahin kamen, gingen sie in die Judenschule, [11] Diese aber waren edler denn die zu Thessalonich; die nahmen das Wort auf ganz willig und forschten täglich in der Schrift, ob sich's also verhielte. [12] So glaubten nun viele aus ihnen, auch der griechischen ehrbaren Weiber und Männer nicht wenige. [13] Als aber die Juden von Thessalonich erfuhren, dass auch zu Beröa das Wort Gottes von Paulus verkündigt würde, kamen sie und bewegten auch allda das Volk. [14] Aber da fertigten die

Brüder Paulus alsobald ab, dass er ginge bis an das Meer; Silas aber und Timotheus blieben da. [15] Die aber Paulus geleiteten, führten ihn bis gen Athen. Und nachdem sie Befehl empfangen an den Silas und Timotheus, dass sie aufs schnellste zu ihm kämen, zogen sie hin. *Apostelgeschichte 17,1-15*

Die Vorgänge in Thessalonich und Beröa fallen auf durch ihre schlichte Unansehnlichkeit. In Philippi, da trugen die Ereignisse den Hochglanz des Ausserordentlichen und des Wunderbaren. Man denke etwa, nach den stillen Vorgängen um Lydia und ihr Haus, an die Aufsehen erregende Heilung der Wahrsagedame, an die öffentliche Auspeitschung und Gefangennahme der Apostel, den mitternächtlichen Gesang der beiden Inhaftierten, das Erdbeben, den Selbstmordversuch des Gefängnisdirektors und dessen Taufe im Morgengrauen und schliesslich, als Abschluss des ganzen gewaltigen Geschehens, jene überraschende Genugtuung, die den Aposteln von Seiten der römischen Ortsbehörde zuteil wird. So bekommt man in Philippi den Eindruck, es folge ein wunderbarer Volltreffer dem anderen. Die Kirche der Zeichen und Wunder steht dort sozusagen in Hochglanz vor uns. Von derart sensationellen Wundern hören wir aus Thessalonich und Beröa nichts. Es will uns scheinen, es gehe hier viel weniger «urchristlich» zu, es sei hier manches fast wie bei uns heute. Es ist darum beinahe erheiternd festzustellen, wie ein Ausleger, offenbar um dem Gemälde doch noch etwas Glanz und Grösse zu verleihen, hier unsere Aufmerksamkeit recht ausführlich auf den hohen Olymp hinlenkt, auf den alten berühmten, sagenumwobenen Götterberg der Griechen, der da im Hintergrund von Thessalonich am Horizont auftaucht. Aber der Bericht über die Entstehung der Christengemeinde in Thessalonich, so farbarm und dürr er einen anmuten mag, bedarf dieser Anleihe nicht. Was nämlich hier in Thessalonich und Beröa passiert, ist gross genug auch ohne Drumunddran. Hier ereignet es sich, dass Menschen zum ersten

Mal in ihrem Leben von Jesus Christus hören und — glauben. Von Beröa heisst es: «So glaubten nun viele aus ihnen» (12); von Thessalonich aber lesen wir: «Und etliche unter ihnen fielen ihm zu und gesellten sich zu Paulus und Silas» (4). Im griechischen Urtext steht hier ein Wort, das im ganzen Neuen Testament sich einzig an dieser Stelle findet; der Ausdruck meint ein Los, das einem zufällt. Eine grössere Anzahl fällt dem Paulus und Silas, geheimnisvoll und überraschend, zu; die Zürcher Bibel übersetzt hier mit Recht: «Sie wurden dem Paulus und Silas von Gott geschenkt.» Es ist beachtenswert, wie überhaupt in der ganzen Apostelgeschichte das Gläubigwerden immer neu wieder und so auch hier vom Geheimnis der erwählenden Gnade umwittert ist. Sie werden «hinzugetan», oder «die Tür des Glaubens geht ihnen auf», oder «der Herr tat ihr (der Lydia) das Herz auf, so dass sie achthatte auf das, was von Paulus gesagt wurde». Dieses Wunder des Glaubens ereignet sich hier. Und dieses, meinen wir, ist gross genug. Das Wunder aller Wunder ist und bleibt der Glaube.

Was die an diesem Wunder beteiligten Menschen tun, ist wiederum ungemein schlicht. Zu Fuss legen Paulus, Silas und Timotheus die 152 km weite Wegstrecke über Amphipolis und Apollonia nach Thessalonich zurück; vermutlich deswegen nicht per Schiff, weil ihnen das Fahrgeld fehlte. Wenn man bedenkt, was die Apostel in der Nacht vorher in Philippi durchgemacht haben, dann kann man ermessen, dass es sich hier nicht um eine frischfröhliche Ferienwanderung handelte; sie werden unterwegs ihre wunden Rücken gepflegt und ausgeheilt haben. Aber wenn es darum geht, den Menschen die Botschaft zu überbringen, durch die sie zum Glauben an Christus gelangen, was tut man dann nicht alles! und mit Freuden! (1.Thess. 2,2). Warum soll es ausgerechnet in einer Revolution der Nächstenliebe keine Blasen und Striemen, keine Beulen und wunden Rücken absetzen!

Und zur Mühsal des apostolischen Wanderlebens gehört

dann auch die andere, tägliche Notwendigkeit des Broterwerbs. Im ersten Thessalonicherbrief kommt der Apostel so auffällig betont auf diese Pflicht des Lebensunterhalts zu sprechen, dass man allen Grund hat anzunehmen, dass er eben damit in Thessalonich besondere Schwierigkeiten gehabt haben muss. Zweimal spielt er dort auf die «Mühe und Arbeit» an während seines Aufenthalts in Thessalonich. «Tag und Nacht arbeiteten wir, dass wir niemand unter euch beschwerlich wären» (1.Thess. 2,9). Um niemandem zur Last zu fallen, betätigt sich der Apostel in Thessalonich handwerklich, als Teppichweber. Man vermutet, dass der erwähnte Jason ein jüdischer Geschäftsinhaber war, bei dem Paulus Arbeit und Unterkunft bekam. Warum Paulus ein so grosses Gewicht darauf legt, von niemandem unentgeltliche Gastfreundschaft anzunehmen? Die anderen Apostel tun das doch! Und Paulus sagt selber, auch er hätte durchaus das Recht, sich durch seine Gemeinden materiell unterhalten zu lassen (1.Kor. 9). Dass er lieber Tag und Nacht arbeitet, um für seinen geistlichen Dienst von niemandem einen roten Rappen annehmen zu müssen, hat seinen Hauptgrund wohl darin, dass es damals ums Mittelmeer herum von Wanderphilosophen wimmelte, die gegen gute Bezahlung den Leuten allerhand geistliche Hilfe verabreichten. Diese Wanderlehrer, Astrologen und Schicksalsberater waren allgemein berüchtigt dafür, dass sie den verängstigten und darum leichtgläubigen Menschen das Geld aus den Taschen lockten. Paulus wollte offenbar, nicht um seiner Person, wohl aber um der Sache willen, auch nicht den geringsten Schein aufkommen lassen, als wäre er einer dieser zweifelhaften Wandervögel. Lieber Tag und Nacht arbeiten, als die Sache Jesu Christi dem Verdacht preisgeben, als wäre sie eine blosse Geldmacherei. Das ist übrigens eine Last des bösen Scheins, woran heutzutage jeder Diener am Wort sein Lebtag zu tragen hat. Man möchte oft Paulus um seiner wirtschaftlichen Unabhängigkeit willen geradezu beneiden.

Paulus hält es jedenfalls der Mühe wert, um der Grösse und Herrlichkeit seines Dienstes willen freudig die Mühsal des Doppelberufes auf sich zu nehmen. Es gibt ein reizendes Büchlein des Amerikaners William Saroyan: «Die menschliche Komödie», in dessen Mittelpunkt ein Laufbub steht, der am Post- und Telegraphenamt einer amerikanischen Kleinstadt in Dienst steht. Dieser kleine Depeschenträger übt seinen Beruf mit Leib und Seele aus. Wenn er den Leuten eine Hiobspost zu überbringen hat, dann weint er mit ihnen, ist's aber ein Glückwunschtelegramm, dann strahlt sein Gesicht schon von weitem vor Mitfreude. Auch Paulus und seine Gefährten tun ihren Dienst mit Leib und Seele. Dieser besteht aber darin, dass sie den Menschen nicht nur Hiobsbotschaften und Glückwunschtelegramme zu überbringen haben, sondern die ganz grosse Depesche vom Himmel herab, in der die Mitteilung steht, dass Christus lebt, und dass man im Glauben mit ihm verbunden sein darf so wie die Braut mit dem fernen Bräutigam. Wer dazu ausersehen ist, den Menschen die grosse Depesche zu überbringen, der nimmt gern und ohne jegliches Selbstbedauern Tag- und Nacht-Arbeit auf sich. Die Sache ist der Mühe mehr als wert.

Sie wählen nach dem dramatischen Abschied von Philippi Thessalonich, die grösste Handelsstadt an der östlichen Balkanküste, als Wanderziel. Dies geschieht kaum deswegen, wie vermutet worden, um «einmal an die grossen Menschenmassen einer Grossstadt heranzukommen»; nein, der Hauptanziehungspunkt sowohl in Thessalonich wie in Beröa ist die Synagoge. Was wäre, nach der Flucht aus Thessalonich, näher gelegen, als eben in Beröa die Synagoge zu meiden! Aber in unverdrossener Treue gilt auch in Beröa der erste Besuch der Judenschule. Was die Sendboten an beiden Orten tun, ist wiederum denkbar schlicht. Sie nehmen dort an den ordentlichen Synagogenzusammenkünften teil. Von der grossartigen Einrichtung, dass jeder durchreisende Glaubensbruder das Wort frei ergreifen darf, machen sie reichlich

Gebrauch. «Und redeten mit ihnen an drei Sabbaten aus der Schrift» (2). Sie unternehmen also nichts anderes, als was wir in unseren Sonntagspredigten und Bibelstunden zu tun versuchen: Sie legen die Schrift aus. Dabei heisst es vor allem von den Leuten in Beröa, dass auch sie ihrerseits eifrig anhand der Bibel nachkontrollierten, «ob es sich also verhielte» (11). Das ist durchaus das Recht, ja, man möchte geradezu sagen, die Pflicht des evangelischen Gottesdienstbesuchers, dass er, wie die Zuhörer in Beröa, forschend und vergleichend mitarbeitet. Dabei ist wohl zu beachten, dass bei der Beurteilung einer Schriftauslegung nicht das eigene Gutdünken, auch nicht die durch Presse, Rundfunk und Fernsehen gebildete öffentliche Meinung der Massstab sein kann, sondern einzig die Schrift selber. Und weil dort dieses gemeinsame Erforschen der Schrift in der Kraft und Vollmacht des Heiligen Geistes (1.Thess. 1,5) vor sich geht, darum geschieht eben das, was wir als Wunder aller Wunder bezeichneten: Sie kommen zum Glauben; erstaunlich, unerwartet viele werden gläubig und fallen den Aposteln zu. Auch und sogar Juden sind darunter. Jeder Jude, der zur Christuserkenntnis gelangt, zählt nicht nur, sondern wiegt. Wenn der Glaube jedes Menschen ein Wunder ist, dann das Gläubigwerden eines Juden ein besonders strahlendes Wunder. Und das eben geschieht in diesen beiden Judenschulen, in Beröa noch reichlicher als in Thessalonich.

Was aber ist es, das sie glauben? Was ist es, das ihnen der Apostel aus der Schrift verkündet? Was ist es, das offenbar so einschlägt? Keine besondere rhetorische Leistung, nichts Geistreiches oder Tiefsinniges haben sie zu bieten. In einem einzigen Satz fasst Lukas die Botschaft von Thessalonich zusammen: «Dass der Christus musste leiden und auferstehen von den Toten, und dass dieser Jesus, den ich (sprach er) euch verkündige, ist der Christus» (3). Die Juden haben allerhand Lieblingsgedanken und Bilder der frommen Phantasie über den kommenden Messias, den sie erwarten. Vor

allem, dass er ein herrlicher und gewaltiger Herrscher sein werde. Alle Pracht, allen Reichtum und allen Glanz sämtlicher irdischen Herrschaften denkt sich der Jude auf seinen Messias vereinigt. Ja im Glanz seines Messias sieht Israel sich selber erstrahlen. Und nun geht Paulus daran, den Juden in geduldiger und behutsamer Lehrarbeit anhand der Bibel nachzuweisen, dass nach der Schrift der kommende Messias keine so imposante Figur sein wird. Es ist also eine Art «Entmythologisierung» der märchenhaften Messiasträume und -wünsche, die Paulus hier mit Hilfe der Schrift vorzunehmen hat. Er wird mit ihnen die Kapitel vom leidenden Gottesknecht durchbuchstabiert haben. Also nicht ein herrschaftlicher Glücksbringer, sondern ein höchst ärgerlicher Messias! Und dennoch, das Wunder geschieht, die Schriftauslegung des Apostels findet Gehör, Zustimmung und Glauben. Freilich, der leidende Messias wird dann schon auch der herrliche Herrscher sein. Er wird, nachdem er getötet worden ist, auferstehen, so wie es etwa im 16. Psalm angedeutet ist: «Denn du wirst meine Seele nicht dem Tode lassen und nicht zugeben, dass dein Heiliger verwese.» Ein Messias, der seine Gewalt ausüben und regieren wird von jenseits der Gräber? Wer fasst das? Und siehe, das Wunder geschieht: Nicht wenige lassen sich überzeugen und kommen zum Glauben. Diese fremden Schriftgelehrten reden ja in einer Kraft und Gegenwärtigkeit vom künftigen Messias, wie wenn sie ihn schon gesehen hätten! Und in der Tat, eines Tages rückt der Apostel mit der grossen Depesche heraus, die er zu überbringen hat, und teilt ohne Umschweife mit: Ja, es ist so. Wir sind ihm persönlich begegnet. Er ist für uns nicht mehr nur der Zukünftige. Dieser Messias ist nämlich schon da gewesen. Es ist bereits eine Reihe von Jahren her, ist er auf der Erde gewesen, ermordet worden, aber dann am dritten Tag auferstanden, zum Himmel gefahren, von woher er herrscht und wiederkommen wird zum Gericht. Schon da gewesen? Ermordet worden? Wer sind denn seine Mörder?

Und wo ist es geschehen? Und wir haben von allem nichts gemerkt? Die Wirkung dieser Botschaft kann man sich schlechterdings nicht vorstellen. Da kann man nur entweder von Wahnsinn und höchster Lästerung sprechen, oder dann eben — glauben und annehmen! Und das Wunder geschieht. Fragt man aber, aus welchem Grunde der Messias ein Gekreuzigter und Auferstandener gewesen sei, dann lautet die Antwort des Apostels: «Es musste also geschehen», aus dem einfachen Grunde, weil wir Sünder sind. Wir waren es immer, schon unsere Väter waren es, und wir und unsere Kinder sind Sünder. Der Messias hat am Kreuz für unsere Schuld sühnen und büssen müssen. Sünde! Schuld! Auch dieses Ärgernis bleibt ihnen nicht erspart. Aber siehe, das Wunder aller Wunder geschieht: Sie glauben.

Trotz der verhältnismässig vielen Juden besteht die grosse Mehrzahl der Glaubenden aus Nichtjuden. Die alte Götterwelt Griechenlands ist längst vor Schillers Klage, ist schon zur Zeit der Apostelgeschichte zerfallen. Für manche Heiden, vor allem aus den Kreisen der Gebildeten, hatte die Religion Israels etwas Geistiges, Geistesaristokratisches an sich. Vor allem durch die hohen sittlichen Grundsätze fühlten sich manche angezogen. Ohne der Synagoge beizutreten, hielten sie sich in ihrer Nähe als Zuhörer, als Freunde und Sympathisierende. Und viele von diesen heidnischen Judenfreunden kommen in Thessalonich und Beröa nun zum Christenglauben. Lukas betont, dass vor allem zahlreich die Damenwelt aus der Gesellschaft sich zu Paulus hält. Damit will er erklären, warum die dortigen Synagogenvorsteher auf die Wirksamkeit des Apostels so neidisch und so heftig reagieren. Diejenigen unter den Juden, die sich der Frohbotschaft verschliessen, sind entschlossen, die ihnen unheimlichen Sendboten mit allen Mitteln auszuschalten. Mit allen Mitteln: Sie schieben die herumlungernden Eckensteher und Jahrmarktgänger vor. Mit diesem Strassengesindel zetteln sie einen Volksauflauf an, der sich scheinbar zufällig, aber

aus dem Hintergrund geschickt gelenkt, dem Hause des Jason zuwälzt. Dort dringen sie ein. Die Sendboten haben rechtzeitig Wind bekommen und sind nicht auffindbar. Statt ihrer schleppt man den Hauseigentümer und mit ihm einige Christen vor die Stadtoberen. Dort wird nicht nach der Schnelljustiz verfahren wie in Philippi; ein ordentliches Verhör findet statt. Die Stadtväter von Thessalonich erweisen sich darin als richtige Obrigkeit. Die Anklage aber, die gegen die Apostel vorgebracht wird, ist solcher Art, dass im ganzen weiten Römerreich jede verantwortliche Behörde dadurch aufs heftigste alarmiert würde. Sie lautet auf Unruhestiftung, auf revolutionäre Umtriebe, die das Ziel haben, den Kaiser in Rom durch einen Gegenkönig namens Jesus zu stürzen. Diese Anklage ist ungefähr so schwerwiegend, wie wenn einer im heutigen Spanien des aktiven Protestantismus oder in Amerika des Kommunismus oder gar in Russland der Konterrevolution verdächtigt würde: «Diese, die den ganzen Erdkreis erregen, sind nun auch bis zu uns gekommen.» «Diese alle handeln wider des Kaisers Gebote, sagen, ein anderer sei König, nämlich Jesus» (6.7).

Die Apostel haben es wahrlich nicht nötig, gegen den unsinnigen Verdacht, politische Extremisten und Anarchisten zu sein, in Schutz genommen zu werden. Es handelt sich hier ganz offenbar um die gleiche böse Lüge, die am Karfreitag vor Pontius Pilatus vorgebracht worden ist. Wer, wie nicht wenige Ausleger, nun aber doch ein unwiderstehliches Bedürfnis empfindet, Christus und seine Botschafter von diesem Verdacht rein zu waschen, der sehe wohl zu, wie er das tut. Man könnte hier Christus verteidigen, sich selber zum Gericht. Jesus hat nämlich am Karfreitagmorgen vor Pilatus nicht erklärt, er sei harmlos und ungefährlich, er begnüge sich mit einem geistigen Reich und lasse den Dingen dieser Welt ihren Lauf; in Fragen der Wirtschaft und der Politik sei er sowieso unmassgeblich. Nein, Jesus ist ein König und Herrscher. Ihm ist nicht nur im Himmel, sondern auch auf

Erden Gewalt gegeben, und zwar, wie er es ausdrücklich sagt, «alle Gewalt». Die grosse Depesche, welche die paar Männer da in Thessalonich abzugeben haben, ist das revolutionärste Dokument aller Zeiten. Mit dem Namen des Herrschers Jesus ist unter der Sonne die stille, aber unaufhaltsame Revolution des Geistes und der Liebe, die Revolution des Himmels auf der Erde, ausgebrochen. Wie wenig harmlos diese Revolution ist, kam ja dann in der Folgezeit bald genug an den Tag. Auch wenn sein Reich nicht von dieser Welt ist, Rom hat zu spüren bekommen, wer dieser Jesus ist. Und Rom hat nicht gegen Gespenster und Windmühlen gekämpft, als es gegen diesen Jesus und seine Leute zum Schlag ausholte. Dann hat Rom 250 Jahre lang schlagen müssen, und hat so lange auf die Christenleute losgeschlagen, bis dass ihm der Arm müde wurde. Und zuletzt hat Rom gemerkt, was keinem Machthaber, der gegen Christus antritt, auf die Dauer verborgen bleiben kann, nämlich, dass der Amboss stärker ist als der Hammer. Und wenn es nicht wahr sein sollte, was der letzte heidnisch-römische Kaiser, Julian Apostata, nach verlorener Feldschlacht ausgerufen haben soll, so ist es doch gut erfunden: «Du hast gesiegt, Galiläer.» Der Galiläer, der meistgeschlagene Mann der Welt, hat zuletzt noch immer gesiegt.

Dort in Beröa und Thessalonich kommt es noch nicht zum Schlagen. Es gehört zur Schlichtheit der Vorgänge an diesem Ort, dass dort der drohende Konflikt gut bürgerlich beigelegt wird: Man verhandelt. Jason und einige andere Christen hinterlegen eine Bürgschaft. Aber Paulus und seine Gefährten müssen, von den Bürgern gebeten, noch in der gleichen Nacht Thessalonich verlassen. Das 55 Kilometer entfernte Beröa ist ihr nächstes Ziel. Nachdem sie dort die «Depesche» abgegeben und zu einer Christengemeinde den Grund gelegt haben, setzt die Verfolgungstätigkeit der Synagoge von Thessalonich auch in Beröa ein, mit dem Erfolg, dass auch hier für Paulus kein Bleibens ist. Silas und

Timotheus wagen es, in Beröa zurückzubleiben, einige Brüder aber begleiten Paulus ans Meer und von dort, fast sicher auf dem weniger kostspieligen Landweg, nach Athen. Damit ist es nun das siebente und achte Mal, dass Paulus fliehen muss. Dieser Träger der gefährlichen Depesche hat fliehen müssen zuerst aus Damaskus, dann aus Jerusalem, aus Antiochien in Pisidien, Ikonion und Lystra, dann aus Philippi, und jetzt aus Thessalonich und Beröa. Und sie sind keineswegs darüber verwundert, dass sie fliehen müssen, beklagen sich auch nicht. Sie stehen ja im Dienste desjenigen, der gesagt hat, dass er nicht habe, wo er sein Haupt hinlege. Unterwegssein gehört wesentlich zum Christenstand. In Thessalonich und Beröa aber, das wissen wir aus dem 1.Thessalonicherbrief, wird weiter gekämpft und weiter gelitten. Aber es ereignet sich, dass in dieser Trübsal der Glaube bewährt wird. Aus dem erwähnten Brief wird ersichtlich, dass es in der Tat das Glaubenswunder ist, das in Thessalonich und Beröa in besonders bemerkenswerter Weise geschehen darf. Es ist herzbewegend, mit welchem Staunen, ja mit welch überschwenglicher Dankbarkeit der Apostel vom Glauben der jungen Christengemeinde redet. Er stellt ihnen das Zeugnis aus: «Ihr habt das Wort aufgenommen unter vielen Trübsalen mit Freuden im Heiligen Geist.» «Ihr seid ein Vorbild allen Gläubigen geworden.» Ja nicht nur in Thessalonich, ganz Mazedonien und Griechenland, sondern «an allen Orten ist euer Glaube an Gott bekannt geworden» (1.Thess. 1,6-8). So unansehnlich und par terre hier alles zugeht, wie wir gesehen haben — wenn Menschen Gottes Wort annehmen, zum Glauben kommen und der Glaube sich im Kampf bewährt, da tritt die Kirche der Zeichen und Wunder in ihrer reinsten Gestalt in Erscheinung.

Ihr Männer von Athen!

17,[16] Da aber Paulus ihrer zu Athen wartete, ergrimmte sein Geist in ihm, da er sah die Stadt so gar abgöttisch. [17] Und er redete zu den Juden und Gottesfürchtigen in der Schule, auch auf dem Markte alle Tage zu denen, die sich herzu fanden. [18] Etliche aber der Epikurer und Stoiker Philosophen stritten mit ihm. Und etliche sprachen: Was will dieser Lotterbube sagen? Etliche aber: Es sieht, als wolle er neue Götter verkündigen. (Das machte, er hatte das Evangelium von Jesu und von der Auferstehung ihnen verkündigt.) [19] Sie nahmen ihn aber und führten ihn auf den Gerichtsplatz und sprachen: Können wir auch erfahren, was das für eine neue Lehre sei, die du lehrst? [20] Denn du bringst etwas Neues vor unsere Ohren; so wollten wir gern wissen, was das sei. [21] (Die Athener aber alle, auch die Ausländer und Gäste, waren gerichtet auf nichts anderes, denn etwas Neues zu sagen oder zu hören.) [22] Paulus aber stand mitten auf dem Gerichtsplatz und sprach: Ihr Männer von Athen, ich sehe, dass ihr in allen Stücken gar sehr die Götter fürchtet. [23] Ich bin herdurchgegangen und habe gesehen eure Gottesdienste und fand einen Altar, darauf war geschrieben: Dem unbekannten Gott. Nun verkündige ich euch denselben, dem ihr unwissend Gottesdienst tut. [24] Gott, der die Welt gemacht hat und alles, was darinnen ist, er, der ein Herr ist Himmels und der Erde, wohnt nicht in Tempeln mit Händen gemacht; [25] sein wird auch nicht von Menschenhänden gepflegt, als der jemands bedürfe, so er selber jedermann Leben und Odem allenthalben gibt. [26] Und er hat gemacht, dass von einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel gesetzt und vorgesehen, wie lange und wie weit sie wohnen sollen; [27] dass sie den Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten; und fürwahr, er ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns. [28] Denn in ihm

leben, weben und sind wir; wie auch etliche Poeten bei euch gesagt haben: «Wir sind seines Geschlechts.» [29] So wir denn göttlichen Geschlechts sind, sollen wir nicht meinen, die Gottheit sei gleich den goldenen, silbernen und steinernen Bildern, durch menschliche Kunst und Gedanken gemacht. [30] Und zwar hat Gott die Zeit der Unwissenheit übersehen; nun aber gebietet er allen Menschen an allen Enden, Busse zu tun, [31] darum dass er einen Tag gesetzt hat, an welchem er richten will den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit durch einen Mann, in welchem er's beschlossen hat und jedermann vorhält den Glauben, nachdem er ihn hat von den Toten auferweckt. [32] Da sie hörten die Auferstehung der Toten, da hatten's etliche ihren Spott; etliche aber sprachen: Wir wollen dich davon weiter hören. [33] Also ging Paulus von ihnen. [34] Etliche Männer aber hingen ihm an und wurden gläubig, unter welchen war Dionysius, einer aus dem Rat, und ein Weib mit Namen Damaris und andere mit ihnen. *Apostelgeschichte 17,16-34*

«Ihr Männer von Athen!» Es besteht kein Zweifel, Paulus ist sich bewusst, wo er sich befindet und zu wem er jetzt spricht. Ich hörte mir einst in Rom eine Woche lang Abendvorträge eines Jesuitenpaters an. Dieser begrüsste seine in hellen Haufen herbeigeströmte Gemeinde Abend für Abend mit der stolzen Anrede: «Romani! Römer!» So redet Paulus in jener denkwürdigen Stunde seine Zuhörer an mit: «Athener!» Aber, möchte man fragen, weiss denn der Apostel nicht, dass er damit das Selbstbewusstsein, ja den Stolz auf eine Vergangenheit, die ihresgleichen sucht, in den so Begrüssten schürt? Wie sollte er das nicht wissen! Gerade weil er es weiss, bedient er sich dieser Anrede. Er packt damit den Stier bei den Hörnern, beginnt mit Frontalangriff. Er selber hat nämlich auch ein Bewusstsein, auch einen Stolz, blickt dabei seinerseits auch auf eine Vergangenheit; aber es sind nicht die grossen Taten der Menschen, es sind die grossen

Taten Gottes, die er jetzt vor Augen und im Sinn hat. Er weiss, dass er jetzt in Athen steht, um hier erstmalig den Namen auszusprechen, der über alle Namen ist. Den Athenern, die über alles Wahre, Schöne und Gute verfügen, das je Menschen ausgedacht haben, tritt hier einer gegenüber, der nichts hat, nichts Ebenbürtiges und nichts Überlegenes, sondern etwas ganz anderes, und das ist — der Jesusname. Das ist nicht Bettelarmut und nicht Bettlerstolz, sondern Vollmacht eines Beauftragten und Gesendeten. Derjenige, der hier spricht «Ihr Männer von Athen» — und er spricht es aus mit heiligem Ingrimm —, ist nicht irgendeiner, sondern Paulus von Tarsus, der Botschafter Jesu Christi, dem «gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden».

Man ist jetzt mit Recht ein wenig gespannt darauf, welchen Verlauf und welches Ende diese Begegnung zwischen dem Mann von Tarsus und den Männern von Athen, das heisst, zwischen Christentum und Griechentum, oder, noch besser, zwischen Christus und der antiken Kultur, nehmen wird. Um nichts Geringeres als darum geht es hier. Wir übertreiben nicht, wenn wir sagen, es habe wohl kaum je einen Fleck Erde gegeben, da menschliches Können zu solcher Spitzenleistung und Reife gelangte wie im alten Griechenland, in dessen Hauptstadt sich der Apostel jetzt befindet, ist es doch in Griechenland, da der Mensch «den Traum des Lebens am schönsten träumte» (Goethe).

Ein dreifacher Glanz liegt über dieser Stadt und diesem Volk. Da ist einmal der «Glanz seiner Taten» (Zündel). Die Griechen haben Männer der Tat, haben Helden gehabt, und wussten obendrein diese zu besingen. Angefangen mit Achill bis zu den Helden, die an den Thermopylen im Widerstandskampf gegen eine Weltübermacht sterbend siegten, ist uns eine ununterbrochene Reihe von Männern und Helden bekannt. Der grosse Alexander war Grieche. Herakles, Herkules! oder gar die Spartaner, in ihrer harten Tüchtigkeit, sind für alle Zeiten sprichwörtlich geworden. Das Wort

«Politik», welches bis auf den heutigen Tag das aktive Verhalten eines Volkes nach innen und nach aussen umschreibt, stammt nicht umsonst aus der Sprache der Griechen. Und diesem Männer- und Heldenvolk, den Männern von Athen, wird nun der Botschafter Jesu Christi mitteilen, dass sie eines — Erlösers! bedürfen. Männer, Männer der Tat, sollen erlösungsbedürftig sein! Und der Erlöser ist ein Jude, der aus einem palästinensischen Bauernstädtchen stammt, in der jüdischen Hauptstadt öffentlich gehängt worden ist und mit dem Schrei am Kreuz verschied: «Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?» Man hat Grund, etwas besorgt zu sein, wie Männer, obendrein Männer von Athen, diese Botschaft aufnehmen werden.

Ausser dem Glanz seiner Taten liegt über dem Griechenvolk ein «Glanz seiner Gedanken». Gab es wohl je auf so engem Raum so viele Dichter und Denker beisammen? Homer, Aischylos, Sophokles und Euripides, Sokrates, Plato und Aristoteles, um nur diese paar bekanntesten zu nennen. Aber um diese herum hat es nicht nur einiges Unterholz und Buschwerk, sondern einen ganzen Wald von hochstämmigen Vertretern eines reichen Geisteslebens. Das Wort «Philosophie» stammt nicht umsonst aus der Griechensprache. Und in diesen griechischen Wald wird nun der Apostel nicht etwa einen weiteren Hochstamm einpflanzen, weder einen ebenbürtigen noch einen überlegenen, sondern einen — ganz Anderen. Jesus Christus ist kein Superdenker, sondern derjenige, der am Karfreitagmorgen vor Pilatus steht und sagt: «Ich bin die Wahrheit»; und «wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.» Also nicht eine Wahrheit zu allen schon vorhandenen hinzu verkündigt Paulus, sondern die eine Wahrheit, die mit Jesus Christus uneinreihbar in die Welt gekommen ist. Wie werden die Lehrer der vielen Wahrheiten in Athen auf diese Botschaft reagieren? Wir werden gut tun, uns, zusammen mit dem Apostel, auf heftigsten Widerspruch gefasst zu machen.

Hinzu kommt nun im alten Griechenland eine fast einmalige Fähigkeit, diese Taten und Gedanken sinnbildlich auszudrücken und künstlerisch darzustellen. Zum «Glanz der Taten» und zum «Glanz der Gedanken» hinzu kommt als drittes der «Glanz der Kunst». Dabei denken wir natürlich nicht nur ans Wahrzeichen der Stadt, an die Akropolis, die Oberstadt, die Burg mit ihrem Parthenon, jenem Tempel mit seinen 98 je 50 Meter hohen Marmorsäulen, ein Bau, der wie eine Krone auf dem blauen Hintergrund des Himmels schimmert, nicht nur an die Statue der Schutzgöttin der Stadt, deren Marmor, Elfenbein und Gold dem Seefahrer weit aufs Meer hinaus entgegengrüsst, nein, in Athen war sozusagen jeder Fensterrahmen, jede Gartenmauer und jeder Pflasterstein ein kleines Kunstwerk. Form und Schönheit sind hier der Nachwelt zum Massstab und Vorbild geworden. Worte wie «Poesie», «Technik» und «Musik» sind bezeichnenderweise griechischen Ursprungs. Und in dieses Eldorado der Schönheit bringt nun der Apostel die Botschaft vom Erlöser, von dem geschrieben steht: «Er hatte keine Gestalt noch Schöne. Da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte. Er war der Allerverachtetste und Unwerteste, voller Schmerzen und Krankheit. Er war so verachtet, dass man das Angesicht vor ihm verbarg.» Was hat Paulus in Athen zu suchen? Ist an diesem Ort für einen Apostel Jesu Christi nicht zum vornherein alles vergebliche Liebesmüh? So mag sich Paulus selber auch gefragt haben.

Aber nun ist er immerhin da. Und wir sind sogar in der Lage zu wissen, mit welchen Gedanken und Gefühlen der Verkündiger des Christusnamens diese Stadt durchwandert. «Sein Geist ergrimmte in ihm» (16), heisst es. Warum dieser Grimm? Ist Paulus ein Banause, ein total amusischer, unkünstlerischer Mensch? Unwissenschaftlich und ungebildet? Ist Ignoranz der Grund seines Grimms? Oder gar Neid? Neid des Besitzlosen, Neid über all die Tatkraft, all den Tiefsinn und all das Kunstschaffen der Griechen? Es ist keine blosse

Vermutung, wenn wir sagen, rein begabungsmässig hätte es der Jude aus Tarsus gar wohl mit den Männern von Athen aufnehmen können. Oder ist Verachtung der Grund seines Grimms? Die griechischen Zeitgenossen des Apostels sind ja nicht selber die Schöpfer all dieser Werke, sondern nur deren spät geborene Erben, kleine Erben einer grossen Vergangenheit. Es hat Snobisten unter ihnen, zum Teil mehr eingebildet als gebildet, der Mode hörig, erpicht auf immer etwas Neues (21).

Nein, nicht Ignoranz, nicht Neid und nicht Verachtung, der eigentliche Grund seines Grimms liegt tiefer. Hinter all den Taten, Gedanken und Kunstwerken der Griechen erhebt sich nämlich ein Anspruch, den Menschliches nie erheben darf: Anspruch auf Ewigkeit. «Denn alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit» (Nietzsche). Einer der Denker der Griechen, Plato, hat die Unsterblichkeit der Menschenseele gelehrt. Die Seele sei unzerstörbar, der Vergänglichkeit nicht unterworfen. Und ist schon die Seele unsterblich, dann ist nur noch ein winziger Schritt dazu, dass man auch die Äusserungen der Seele, die Werke und Gedanken, als unsterblich erklärt. Wie nahe liegt es doch, dass nun die Heldentaten der Menschen, ja die Helden selber, unsterblich sein sollen! Und die Menschengedanken werden zu «ewigen Wahrheiten». Als unsterblich aber gilt vor allem das formvollendete Kunstwerk. So wird in Athen der Mensch und sein Können zur Religion. Das ist der eigentliche Grund seines Grimmes. Hier findet Paulus die religiöse Erhebung des Menschen und alles Menschlichen zum Gott und Abgott faustdick in der Luft. Paulus aber hat nicht die Erhöhung des Menschen zum Gott, sondern umgekehrt, die Herablassung Gottes zum Menschen, die Menschwerdung Christi, zu verkünden. Paulus hat nicht eigene Unsterblichkeit des Menschen, sondern Auferstehung Jesu Christi von den Toten anzubieten. Es fällt auf, dass aus der kurzen Aufenthaltszeit des Apostels in Athen unter zweien Malen die Auferstehung

Christi erwähnt wird (18 und 31). Eben weil Paulus den Glanz der Ostern im Aug und im Herzen hat, darum lässt er sich nicht blenden vom Glanz der Taten, der Gedanken und der Formen. Ja, wer einmal den Geruch der Auferstehung Jesu Christi in sich hat, der riecht hinter allem noch so berechtigten menschlichen Unsterblichkeitsanspruch doch immer wieder nur den Geruch des Todes. Über dieser ganzen so heiteren Stadt sieht der Osterbote die blasse Schwermut der Vergänglichkeit und den Schlagschatten des Todes. Athen ist Ruine. Das ändert kein Unsterblichkeitsglanz. Ja hinter allem Wissen und Können schaut der Christusbote eine entscheidende Unkenntnis und Unwissenheit. Sie wissen vieles, die Männer von Athen. Einige wähnen vielleicht, fast alles zu wissen; aber gerade das Eine, worauf es ankommt, wissen sie nicht: Sie kennen den Gott der Bibel nicht. In Bezug auf den einen wahren Gott, den Vater Jesu Christi, den einen Auferstandenen, den einen Erlöser von Schuld, den einen Besieger der Vergänglichkeit, sind sie unwissend. Das ist der Grund, warum der Apostel beim Durchwandern der Stadt ergrimmt. In seinem Ergrimmen ist gleichzeitig etwas von Mitleid, von Erbarmen über diese eine entscheidende Unwissenheit der Dichter, Denker und Künstler von Athen. Als einst der Herr am Grab des Lazarus stand, umgeben von der Schwermut und Traurigkeit der Juden, umweht vom Verwesungsgeruch, «da ergrimmte er im Geist». Etwas von diesem heiligen Ergrimmen und Erbarmen erfasst den Apostel inmitten der Fülle von menschlich-vergänglichem Glanz.

Sein Aufenthalt an diesem Ort ist kurz, einmalig und peinlich. Als erstes sucht Paulus nicht die Akropolis auf, sondern irgendwo in einer Hintergasse der Stadt die Synagoge. Auch und sogar in Athen kann er es nicht lassen, vorab nach dem «älteren Bruder», nach Israel, zu fragen. Bald aber verlagert sich seine Tätigkeit aus uns nicht bekannten Gründen ins Freie, auf den Marktplatz. Dort kommt er unter anderem

auch mit Studenten und Professoren, wovon es in Athen wimmelt, ins Gespräch. Diese gehören den damals beliebtesten philosophischen Richtungen an. Da sind die Epikureer. Epikur hat sich einst in ernster Gedankenarbeit um die Aufklärung und um den Kampf gegen den ärgsten Aberglauben hoch verdient gemacht. Und da ist die Richtung der Stoiker. Diese Lehre ist nicht weniger verdient um den Kampf gegen Ausschweifung und Sittenzerfall. Weil Paulus diesen Akademikern und Gebildeten auf dem Markt die Christusbotschaft nicht schuldig bleibt, zieht er nicht nur ihre Aufmerksamkeit, sondern prompt ihren Spott auf sich. Die einen nennen ihn einen «Lotterbuben», wie Luther übersetzt. Der Ausdruck im Urtext heisst wörtlich Körnerpicker, Samenklauber, man denkt etwa an eine Saatkrähe oder an einen Spatz. Jedenfalls ist es ein Wort tiefster Verächtlichkeit, das etwa sagen will: Dieser geistig minderbemittelte und unterbelichtete Jude kommt nach Athen, um da wenigstens einige Wahrheitskörner aufzuschnappen, eine Art Clochard, der im erhabenen Reich des Geistes Zigarettenstummel vom Trottoirrande sammelt. Andere sagen, der Mann wolle augenscheinlich neue Götter verkünden (18). Auch das ist ein blutiger Witz, der bei den Zuhörern überlegenes Lächeln ausgelöst haben wird. Jedes Kind weiss in Athen, dass ja das einst die zwei ersten Anklagepunkte im Todesprozess gegen den erhabenen Sokrates waren: Sokrates glaube nicht an die staatlich verordneten Götter, hingegen führe er neue dazu ein. Der kleine Jude da wird doch nicht etwa ein zweiter Sokrates sein!

Die Spannung wird schliesslich derart, dass sie ihn eines Tages vor den Areopag komplimentieren. In jener Zeit ist der Areopag eine Art Kultusministerium, das darüber zu befinden hat, welche Religionen und Philosophien in Athen zulässig sind und welche nicht. Es handelt sich also, wenn auch in gelinder Form, wie es sich für die aufgeklärten Männer von Athen gebührt, um eine Vorladung. Paulus hat sich

offiziell zu verantworten. Ob die Sitzung droben auf der altehrwürdigen Blutgerichtsstätte stattfindet, ob vor viel Volk oder im engeren Kreis, ist nicht ganz mit Bestimmtheit zu sagen, tut auch nicht viel zur Sache. Wichtig ist, dass Paulus vor der Zensurbehörde seines Apostelamtes waltet, indem er unumwunden seinen Christenglauben bezeugt. Er tut es so höflich, wie es die Umstände erfordern, nimmt aber, wie wir gleich sehen werden, kein Blatt vor den Mund. Es wird jetzt hart auf hart gehen.

Paulus beginnt seine Rede mit einer Feststellung, über welche die Ausleger nicht ganz einig sind, ob es sich dabei um ein Kompliment an die Zuhörer handle, oder um eine Kritik; gewiss scheint uns, dass der Apostel damit den Tatbestand des in Athen sehr konzentriert und exemplarisch vorhandenen Heidentums feststellt: «Ihr Männer von Athen, ich sehe, dass ihr in allen Stücken gar sehr dämonenfürch-tig seid» (22). Zum mindesten die anwesenden Epikureer können das kaum als Lob empfunden haben. Dämonenfürchtig ist das gemeine Volk. Noch deutlicher tritt der Angriff des Apostels zutage in der fast zu berühmt gewordenen Bemerkung über jenen Altar, den Paulus beim Durchwandern der Stadt gesehen hat, auf dem geschrieben stand: «Einem unbekannten Gott» (23). Unbekannt, unwissend — da hakt der Apostel ein. Der Gott, den er von der Bibel her den Männern von Athen zu verkünden hat, ist ihnen in der Tat unbekannt. Vom offenbarten Gott der Bibel wussten sie bisher, bei all ihrer gut gemeinten Frömmigkeit, nichts. Unwissenheit in Bezug auf den einen wahren Gott stellt der Apostel bei den Athenern fest (hört! hört!). Von diesem Gott bezeugt Paulus ein Dreifaches:

1. Gott ist der *Schöpfer*. Er ist nicht nur ein erster Anstoss, ein erstes Bewegendes, wie ja auch die Philosophen es sich vorstellen können, nein, er ist der Schöpfer, der aus nichts «die Welt gemacht hat und alles, was darinnen ist» (24). Eine harte Rede für die Männer von Athen, deren Ohr an

Plato geschult ist. Aber sie lassen Paulus weiterreden. Von der Einheit des wahren Gottes, des Schöpfers Himmels und der Erde, schliesst Paulus weiter auf die Einheit des Menschengeschlechtes: «Aller Menschen Geschlechter, die auf dem ganzen Erdboden wohnen, sind von einem Blut.» Jedem Volk hat der Schöpfer sein Land angewiesen, seinen Wohnraum, und jedem Volk hat er die Frist gesetzt, wie lang es währen soll. Unsterblich soll also kein Volk sein — auch das Griechenvolk nicht (hört! hört!). Und alle Völker sind Geschöpfe dieses einen Gottes. Die Griechen wissen und fühlen sich als Edelrasse und als Herrenvolk. Sie teilen die Menschheit ein in Griechen und alle, die nicht Griechen sind, die sie verächtlich «Barbaren» nennen. Und nun kommt da einer und stellt fest, dass alle Menschen aus einem Teig sind, sowohl die Griechen wie die Barbaren! Es ist erstaunlich, dass sie den Apostel nicht schon hier unterbrechen. Dieser Schöpfer des Himmels und der Erde ist uns Menschen zwar nah: «Fürwahr, er ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns. Denn in ihm leben, weben und sind wir», einer der griechischen Poeten sagt ganz richtig (weiss aber nicht, was er damit sagt!): «Wir sind seines Geschlechts» (Aratus, um 240 vor Chr. gest.). Aber obschon uns dieser Gott so nah gekommen ist (wüssten die Athener doch nur, wie nah! kennten sie doch Christus, der zu uns gekommen ist, um hier unter uns zu wohnen!), trotz dieser Nähe, ja Verwandtschaft Gottes mit uns, ist es ein Unding, zu meinen, man könne Gott in goldene, silberne, steinerne oder gedankliche Bildnisse einfangen (29). Dieser eine Schöpfer des Himmels und der Erde wohnt auch nicht in Tempeln, von Menschenhand gemacht (hört! hört! jetzt verspottet er unsere Tempel!). Man kann diesen Schöpfer auch nicht füttern und tränken, man kann ihn nicht beeinflussen, wie ihr eure Dämonen beeinflusst, weder Drohung noch Bestechung imponiert diesem Gott: Dieser Gott bedarf schlechthin niemandes, jedermann aber bedarf seiner, denn

er hat «jedem Leben und Odem gegeben» (25).

2. Dieser Gott ist der *Herr*, der Herrscher und Gebieter. Er will zwar den Männern von Athen ihre bisherige Unwissenheit übersehen. «Jetzt aber» (tà nyn), jetzt aber steht der Botschafter dieses einen wahren Gottes vor den Männern von Athen und bezeugt ihnen den bisher für sie «Unbekannten Gott». Von jetzt an, von dieser jetzigen Stunde an, hört die Zeit der Unwissenheit auf, für die Athener entschuldbar zu sein. Jetzt aber, in dieser Stunde, gebietet Gott den Athenern (er ist ein Gott, der gebieten, der befehlen kann!), jetzt gebietet er den Männern von Athen, dass sie — Busse tun, dass sie, die gewiegten Berufsdenker, umdenken sollen. Das heisst, dass sie, die so vieles wissen, jetzt zugeben und das Eingeständnis machen, dass sie in Bezug auf Gott in Unwissenheit gewesen sind. Und dass sie sich bereit erklären, sich zu diesem einen wahren Gott zu bekehren und ihn allein anzubeten. Diese Hinkehr zum einen wahren Gott schliesst in sich die Abkehr von den Dämonen. «Und zwar hat Gott die Zeit der Unwissenheit übersehen; nun aber gebietet er allen Menschen an allen Enden (hört! hört! also auch in Athen!), Busse zu tun» (30).

3. Der *Richter*. Ja, Gott ist nicht nur der Schöpfer und Herr, er ist auch der Richter. Es ist gefährlich, es ist mehr als nur gefährlich, sich den Anordnungen dieses Gottes zu widersetzen. Er ist ein Gott, der seiner nicht spotten lässt. Dieser Gott ist nämlich imstande, seinem Herrenwillen Nachachtung zu verschaffen. Einen Tag, einen Gerichtstag, einen Tag der Rechenschaft hat dieser Gott über den ganzen Erdkreis (hört! hört! auch über Athen?) festgesetzt und in Aussicht genommen. Und dieses Gericht wird Gott vollziehen durch einen Mann, der von Gott als Richter und Erlöser beglaubigt ist, indem er ihn von den Toten auferweckt hat: «Darum, dass er einen Tag gesetzt hat, an welchem er richten will den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit durch einen Mann, in welchem er's beschlossen hat und jedermann vorhält den

Glauben, nachdem er ihn hat von den Toten auf erweckt» (31). Wie Paulus hier, am Heimatort der Unsterblichkeit, das Wort «Auferstehung von den Toten» ausspricht, unterbrechen sie ihn. Es ist verwunderlich, dass das erst jetzt geschieht. Schon lang hat es in den Zuhörern gekocht, nun aber ist's genug. Einige der Herren Zensoren verlieren die Haltung und verspotten Paulus; andere bewahren mühsam den Anstand und erklären mit einer höflichen Lüge die Sitzung als vertagt: «Wir wollen dich davon weiter hören» (32). Sie werden keine weitere Sitzung anberaumen. Kurz darauf reist Paulus ab. Es ist uns nicht bekannt, dass er je wieder nach Athen zurück kehrte. Von einer Christengemeinde in Athen vernehmen wir nichts. Es existiert kein «Brief des Apostels Paulus an die Athener».

So verläuft die erste Begegnung zwischen Christus, dem Auferstandenen, und der antiken Kultur, verkörpert im Griechentum der Männer von Athen. Dieser Verlauf und dieser Ausgang konnte Paulus nicht überraschen. Er ist zu sehr in der Sache begründet. Paulus weiss, dass der Herr einmal gesagt hat, die Reichen hätten es besonders schwer, ins Reich Gottes einzugehen; eher gehe ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher ins Himmelreich komme. Dabei ist unter dem Reichtum nicht einmal immer der eigentliche Mammon gemeint; Reichtum an Wissen und Können, an Bildung, Kultur und Kunst können noch schwerwiegendere Hindernisse sein auf dem Weg zum Himmelreich. Und doch hat der Herr damals hinzugefügt: «Bei den Menschen ist's unmöglich, aber möglich ist es bei Gott.» Das Wunder kann geschehen, dass ein «Mann von Athen», dass ein Mann der Wissenschaft, der Kunst und der Technik ins Reich Gottes eingeht. Weil Paulus das weiss, darum ist er überhaupt nach Athen gekommen. Er hätte ja denken können, an diesem Ort sei sein Botschafterdienst zum vornherein aussichtslos; was wäre naheliegender gewesen, als Athen links liegen zu lassen! Aber nein, Paulus macht keinen Bogen um Athen

herum. Dass er nach Athen kommt, ist über die Massen erstaunlich und — tröstlich. Paulus schliesst damit die Athener in die Verheissung des Himmelreichs ein. Christus will den Akademiker, den Techniker, den Gelehrten, den Schriftsteller, den Dichter und den Künstler dabeihaben. Er sagt ihm auf den Kopf hin zu, dass er ihn nicht ausschliessen will. Darum hört Christus bis auf den heutigen Tag nicht auf, in die Hallen und Räume der Kunst und der Wissenschaft hineinzurufen: «Ihr Männer von Athen!» Ja Christus richtet in Athen sogar ein kräftiges Zeichen dafür auf, dass das Wunder bei Gott möglich ist: Einigen ist die Botschaft vom Gekreuzigten und Auferstandenen aufgegangen. Zwei von ihnen werden mit Namen genannt. Der eine ist sogar einer der Examinatoren, der Ratsherr Dionysius, der dem Areopag angehört, dazu Damaris, der Name einer Dame. Wo aber das Wunder geschieht, dass ein Reicher ins Himmelreich eingeht, da ist besonderer Grund zum Dank, da ist der Dank denn sehr oft auch von besonderem Glanz. So strahlend kann hier die Dankbarkeit werden, dass das Geld jetzt in den Dienst der Nächstenliebe kommt — dienendes Kapital!–, die Gedankenarbeit kann jetzt geschehen in Gottesfurcht, die «aller Weisheit Anfang ist», und die Kunst kann jetzt der anbetenden Verherrlichung Gottes dienen, worin alle Kunst ihren schönsten Sinn erfüllt. Aber: «Ihr Männer von Athen», Christus hat übers Eingangstor zu seinem Evangelium die sehr beachtlichen Worte geschrieben: «Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr.»

Und viele Korinther wurden gläubig

18,[1] Darnach schied Paulus von Athen und kam gen Korinth [2] und fand einen Juden mit Namen Aquila, von Geburt aus Pontus, welcher war neulich aus Italien gekommen samt seinem Weibe Priscilla (darum dass der Kaiser Klaudius geboten hatte allen Juden, zu weichen aus Rom). [3] Zu denen ging er ein; und dieweil er gleiches Handwerks war, blieb er bei ihnen und arbeitete. (Sie waren aber des Handwerks Teppichmacher.) [4] Und er lehrte in der Schule an allen Sabbaten und beredete beide, Juden und Griechen. [5] Da aber Silas und Timotheus aus Mazedonien kamen, drang Paulus der Geist, zu bezeugen den Juden Jesum, dass er der Christus sei. [6] Da sie aber widerstrebten und lästerten, schüttelte er die Kleider aus und sprach zu ihnen: Euer Blut sei über euer Haupt! Rein gehe ich von nun an zu den Heiden. [7] Und machte sich von dannen und kam in ein Haus eines mit Namen Just, der gottesfürchtig war; dessen Haus war zunächst an der Schule. [8] Krispus aber, der Oberste der Schule, glaubte an den Herrn mit seinem ganzen Hause; und viele Korinther, die zuhörten, wurden gläubig und liessen sich taufen. [9] Es sprach aber der Herr durch ein Gesicht in der Nacht zu Paulus: Fürchte dich nicht, sondern rede, und schweige nicht! [10] Denn ich bin mit dir, und niemand soll sich unterstehen, dir zu schaden; denn ich habe ein grosses Volk in dieser Stadt. [11] Er sass aber daselbst ein Jahr und sechs Monate und lehrte sie das Wort Gottes.

[12] Da aber Gallion Landvogt war in Achaja, empörten sich die Juden einmütig wider Paulus und führten ihn vor den Richtstuhl [13] und sprachen: Dieser überredet die Leute, Gott zu dienen dem Gesetz zuwider. [14] Da aber Paulus wollte den Mund auftun, sprach Gallion zu den Juden: Wenn es ein Frevel oder eine Schalkheit wäre, liebe Juden, so hörte ich euch billig; [15] weil es aber eine Frage ist von

der Lehre und von den Worten und von dem Gesetz unter euch, so sehet ihr selber zu; ich gedenke darüber nicht Richter zu sein. [16] Und trieb sie von dem Richtstuhl. [17] Da ergriffen alle Griechen Sosthenes, den Obersten der Schule, und schlugen ihn vor dem Richtstuhl; und Gallion nahm sich's nicht an. [18] Paulus aber blieb noch lange daselbst; darnach machte er seinen Abschied mit den Brüdern und wollte nach Syrien schiffen und mit ihm Priscilla und Aquila. Und er schor sein Haupt zu Kenchreä, denn er hatte ein Gelübde. [19] Und kam gen Ephesus und liess sie daselbst; er aber ging in die Schule und redete mit den Juden. [20] Sie baten ihn aber, dass er längere Zeit bei ihnen bliebe. Und er willigte nicht ein, [21] sondern machte seinen Abschied mit ihnen und sprach: Ich muss allerdinge das künftige Fest zu Jerusalem halten; will's Gott, so will ich wieder zu euch kommen. Und fuhr weg von Ephesus [22] und kam gen Cäsarea und ging hinauf [nach Jerusalem] und grüsste die Gemeinde und zog hinab gen Antiochien. [23] Und verzog etliche Zeit und reiste weiter und durchwandelte nacheinander das galatische Land und Phrygien und stärkte alle Jünger.

[24] Es kam aber gen Ephesus ein Jude mit Namen Apollos, von Geburt aus Alexandrien, ein beredter Mann und mächtig in der Schrift. [25] Dieser war unterwiesen im Weg des Herrn und redete mit brünstigem Geist und lehrte mit Fleiss von dem Herrn, wusste aber allein von der Taufe des Johannes. [26] Dieser fing an, frei zu predigen in der Schule. Da ihn aber Aquila und Priscilla hörten, nahmen sie ihn zu sich und legten ihm den Weg Gottes noch fleissiger aus. [27] Da er aber wollte nach Achaja reisen, schrieben die Brüder und vermahnten die Jünger, dass sie ihn aufnähmen. Und als er dahin gekommen war, half er viel denen, die gläubig waren geworden durch die Gnade. [28] Denn er überwand die Juden beständig und erwies öffentlich durch die Schrift, dass Jesus der Christus sei. *Apostelgeschichte*

Wir befinden uns nun also an dem Ort, von dem Christus sagt, er habe hier «ein grosses Volk» (10); «viele Korinther», heisst es, «die zuhörten, wurden gläubig» (8). Im Unterschied zu Athen, wo es nur wenige waren, sind es also in Korinth nun deren viele. Christus hat «ein grosses Volk», nicht nur in Korinth, sondern in aller Welt. Aus der Anfangszeit des letzten Krieges, als die damaligen «grossen Drei», Churchill, Roosevelt und Stalin, im fernen Teheran sich zusammensetzten, um zu beraten, wie Hitler zu überwältigen sei (Gott erbarme sich seiner!), wurde die Anekdote herum geboten: Als jeder der Drei die Zahl der verfügbaren Divisionen angab, da sei im Verlauf des Gesprächs in irgendeinem anderen Zusammenhang der Name des Papstes gefallen, was Josef Stalin (Gott erbarme sich seiner!) zu der hämischen Bemerkung veranlasst habe, über wie viele Divisionen wohl der verfüge? So hat wohl schon manch ein Zeitgenosse beim Nachsinnieren über den Zustand der Welt sich halb trübselig, halb verächtlich gefragt, über wie viele Divisionen wohl der liebe Gott verfüge; ob und wie weit man im heutigen Ringen der Völkerblöcke eventuell auch noch mit dem lieben Gott rechnen könne und müsse. Seien wir nicht zu unbedacht in unseren Aussagen und in unserem Urteil über den lieben Gott! Wir könnten uns da bös verrechnen. Der hat nämlich ein «grosses Volk». Es handelt sich hauptsächlich um Fussvolk, um Bodentruppen. Aber es fehlt ihm auch nicht an Reiterei. Wir denken an jene vier apokalyptischen Reiter, den Reiter auf dem schwarzen, fahlen, roten und weissen Pferd. Und Gott verfügt sogar über eine Luftwaffe, die bestimmt auch nicht zu unterschätzen ist. Als der Herr sich im Garten Gethsemane der Polizei ergab, tat er den Ausspruch, er könnte den Vater bitten, und dieser würde ihm mehr denn zwölf Legionen Engel zur Verfügung stellen. Wer seine Bibel kennt, der weiss, dass Engeldivisionen kein harmloses Volk sind. So hat Gott «ein grosses Volk» in

dieser und in jener Welt. Ein Volk, das grösser ist als jedes andere. Ja wenn alle Völker zusammen gegen Gott antreten, Gottes Volk ist jederzeit grösser als sie.

Wie es zu diesem Gottesvolk kommt? Auch darüber setzt uns die Bibel ins Bild. Ganz vorn in der Heiligen Schrift begegnet uns ein Mann, mit dem Gott redet. Es ist Nacht und die Sterne scheinen. Und Gott spricht: «Fürchte dich nicht, Abram! Ich bin dein Schild und sehr grosser Lohn. Siehe gen Himmel und zähle die Sterne; kannst du sie zählen? Also soll dein Same sein» (1.Mose 15). Weil es Gottes Wille und Erbarmen ist, ein solch grosses Volk zu haben, einzig aus diesem Grunde ist Gottes Volk so zahlreich wie die Sterne am Himmel und wie der Sand am Rande des Meeres. Und ganz hinten in der Bibel hören wir von jener «Schar, die niemand zählen konnte, aus allen Völkern und Sprachen und Nationen, angetan mit weissen Kleidern und Palmen in den Händen» (Offb. 7,9). Wiederum Gottes grosses Volk. Zu dieser unzählbaren Schar, heisst es ausdrücklich, seien sie gekommen, weil und indem sie «ihre Kleider gewaschen und ihre Kleider hell gemacht haben im Blut des Lammes». So hat Christus ein grosses Volk, dieses ist nicht von selbst entstanden. Er, der Herr, hat sich dieses Volk geschaffen und angeeignet. Er hat sich dieses Volk zusammensuchen müssen: «Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und zu retten, was verloren ist.» Dies «grosse Volk» besteht somit aus lauter verloren gewesenen und nun geretteten Menschen. Ja es sind nicht nur die schon Hinzugefügten, sondern zum grossen Volk gehören auch sämtliche, die er sich vorgemerkt hat und die er noch retten wird. Alle diese Menschen, deren Name im Buch des Lebens steht, die mit Christus verbunden sind wie Glieder mit dem Leib, die das Zeichen der Taufe an der Stirn und den Jesusnamen im Herzen tragen, die auf den Ruf des Hirten hören und seinem Befehl unterstellt sind, alle diese Gott allein Bekannten gehören zu seinem Volk. Und dieses Volk ist gross.

Das glauben wir wohl im Blick auf den Himmel und auf die Erde als ganze; aber wie steht es damit im Blick auf einen bestimmten Ort? Hat Gott in jeder Stadt, in jedem Dorf, in jedem Land, gleichsam selbstverständlich, ein grosses Volk? Ist Gott sozusagen gebunden und verpflichtet an jeden beliebigen Ort? Seine erwählende Gnade ist frei, freier als der Wind, er kann sie einem Ort zuwenden oder von einem Orte wegnehmen. Wiederum ganz vorn in der Bibel steht ein Mann. Und wiederum ist es Nacht und die Sterne scheinen. Abraham ringt mit Gott um Sodom und Gomorra, er möchte die Städte verschonen, wenn noch fünfzig, wenn noch zehn Gerechte darin sich befinden. Und Gott findet die zehn Gerechten nicht. Es hat somit kein Gottesvolk in diesen beiden Städten. Aber auch das Neue Testament weiss von Orten, über welche der Herr sein dreifaches Wehe spricht; ja die Leidensgeschichte weiss sogar von einer Stadt, über die er weint. Etwas von diesem Wehe und von solchem Weinen ist auch Paulus, dem Knecht dieses Herrn, nicht fremd. So kurz seine praktische Erfahrung als Missionar erst ist, das hat er allerdings bereits gemerkt: Es ist mit dem Gottesvolk nicht an jedem Ort genau gleich. Christus hat in einer Stadt weniger, in einer anderen mehr davon. Wie es in Athen war, haben wir gesehen. Wie wird es in Korinth damit sein?

Würde der Apostel sich dazu verleiten lassen, für Korinth eine Prognose zu stellen, dann fiele diese höchstwahrscheinlich nicht rosig aus. Korinth ist ausgesprochene Geschäfts- und Handelsstadt. An diesem Ort verdient und vertut man Geld. Korinth ist eine regelrecht verrufene Stadt. Hafenviertel sind auf der ganzen Welt und zu allen Zeiten Stätten des Lasters und des Verbrechens. Korinth hat gleich zwei Häfen, Lechäum und Kenchreä. Horaz nennt es darum das «bimaris», das zweimeerige Korinth. Im berühmten Aphroditetempel, so berichtet der zeitgenössische Geograph Strabo (gest. 24 n. Chr.), droben auf der Burg, erwarten über 1000 Tempeldirnen die fremden Besucher. Vom selben guten Kenner

der Verhältnisse stammt das warnende Wort: «Nicht jedermanns Sache ist eine Reise nach Korinth.» Wenn Paulus im Brief an die Römer, den er in Korinth abgefasst hat, jene 16 Laster aufzählt (Kap. 1), dann hat er während seines Aufenthalts in dieser Stadt das für dieses Sittenbild geeignete Anschauungsmaterial täglich vor Augen gehabt. «Korinthiazein», das heisst, «korinthisch leben», das war damals ums ganze Mittelmeer herum sprichwörtlich für ein Säufer- und Hurerleben. Und nun sagt Christus, man traut seinen Ohren nicht recht, von diesem neutestamentlichen Sodom, ausgerechnet von Korinth, er habe ein grosses Volk in dieser Stadt.

«Ein Volk», sagt er. So wie im Alten Testament die Gläubigen ein Volk sind, so nun auch hier. Es ist ein neues Gottesvolk, das hier nun auf den Plan tritt. Tatsächlich sind wir in dieser Stadt in hervorragender Weise vor das Geheimnis dessen gestellt, was eine christliche Gemeinde heisst. Über dieses Wunder der Gemeinde in Korinth sind wir denkbar gut orientiert. Paulus hat 18 Monate (14) hier zugebracht. Von hier aus hat er sicher den ersten Brief an die Thessalonicher und später den Brief an die Römer geschrieben. Die zwei grossen Korintherbriefe sind Sendschreiben an die Gemeinde in Korinth. Eindeutig geht aus ihnen hervor, dass diese Gemeinde ein wirkliches Volk ist, ein bunt zusammen gewürfelter Haufe aus Juden und Heiden, Sklaven und Freien, Frauen und Männern; aber trotz dieser Mannigfaltigkeit ein Christusvolk von Brüdern und Schwestern, die alle «eine Hoffnung haben, einen Herrn, einen Glauben, eine Taufe, einen Gott und Vater aller» (Eph. 4). Und an diesem Grossstadtvolk, ja an diesen Hafenviertelleuten zeigt nun Christus für alle Zeiten und sozusagen ein für allemal, was er als Retter von Verlorenen vermag. Hier wird es offenbar, dass «die Christusbotschaft eine Gotteskraft ist, zu retten alle Glaubenden» (Röm. 1). Die Korinther Christen erinnert er später mehr als einmal daran, aus welchem Sumpf und

Abgrund sie herkommen: «Das Unedle vor der Welt hat Gott erwählt, und das da nichts ist, dass er zunichte mache, was etwas ist; auf dass sich vor ihm kein Fleisch rühme» (1.Kor. 1). Ja noch deutlicher spiegelt sich die korinthische Vergangenheit in den Worten wider: «Weder die Hurer noch die Götzendiener noch die Ehebrecher noch die Weichlinge noch die Knabenschänder noch die Diebe noch die Geizigen noch die Trunkenbolde noch die Lästerer noch die Räuber werden das Reich Gottes erben. Und solche sind euer etliche gewesen; aber», fährt er gleich fort, «ihr seid gewaschen, ihr seid geheiligt, ihr seid gerecht geworden durch den Namen des Herrn Jesu und durch den Geist unseres Gottes» (1. Kor. 6,9-11).

Weithin sichtbar ist somit das Wunder der Menschenrettung, das hier in Korinth sich ereignet. Freilich sind die Korinther Christen auch weit davon entfernt, etwa eine ideale oder gar in jeder Hinsicht vorbildliche Gesellschaft zu sein. Wer das Gottesvolk von Korinth mit dem Lineal, mit pharisäerhaft-heuchlerischer Selbstgerechtigkeit begutachtet, der wird bis hinein in die korinthische Abendmahlsfeier allerlei Spuren der üblen Vergangenheit dieser Christen entdecken. Aber Eines muss man dieser Gemeinde lassen: Sie ist ein wirkliches Volk, nicht nur eine gottesdienstliche Veranstaltung und kultische Aufmachung, sondern eine Lebens- und Arbeitsgemeinschaft. Wenn jeweilen dieses Gottesvolk «an jedem ersten Tag der Woche» (1.Kor. 16) abends zusammenkommt, dann ist es zunächst zu einer gemeinsamen Mahlzeit. Im Anschluss an dieses Essen wird dann das von Christus gestiftete heilige Abendmahl gefeiert (1.Kor. 11). Wie müssen da Aussenstehende, die zufällig vorübergingen, aufgehorcht haben, wenn vom Versammlungsort dieses neuen Gottesvolkes «Psalmen und Lobgesänge und geistliche Lieder» in die stille Nacht hinaustönten! Ein neues Volk singt hier ein neues Lied. Es ist das Lob- und Danklied der Geretteten. Die Engel singen es im Himmel mit.

Dabei fällt auf, wie scharf, fast überdeutlich gerade hier in Korinth offenbar wird, dass es Christus allein ist, der dies Wunder der Gemeinde schafft. Paulus, sein Knecht und Handlanger, ist, solange wir ihn auf seinen Dienstreisen zu begleiten vermögen, nirgends derart reduziert und auf dem Nullpunkt wie gerade an diesem Ort. Wir würden heute etwa von Erschöpfungszuständen, wenn nicht gar von Nervenzusammenbruch reden. Dieser Tiefpunkt im Leben des Apostels kommt schon im Bericht der Apostelgeschichte unverkennbar zum Ausdruck, wird aber durch allerlei beiläufige Bemerkungen aus den Briefen noch unterstrichen. Schon rein äusserlich sind bei seiner Ankunft in Korinth seine Geldmittel erschöpft. Er hat in den Anfangszeiten in Korinth regelrecht Hunger gelitten. «Da ich bei euch war und Mangel hatte, war ich niemandem beschwerlich» (2.Kor. 11,7-9). Er sah sich jedenfalls genötigt, unverzüglich Arbeit und Brot zu suchen. Dabei tat er einen Fund, nicht etwa eine Tausendernote, wie es im Märlein und in der frommen Geschichte stünde, nein, grösser als Sachen sind Menschen; Paulus findet Menschen. Der Apostel begegnet Aquila und Priscilla, einem Flüchtlingsehepaar, die anlässlich einer allgemeinen Judenverfolgung aus Rom ausgewiesen wurden. Der Geschichtsschreiber Sueton (geb. 70 n. Chr.) berichtet, Kaiser Klaudius habe die Juden aus Rom vertrieben, «weil sie, von Christus aufgehetzt, fortwährend Unruhe stifteten». Aquila ist gleichen Handwerks wie Paulus. Sie sind Zeltmacher. Man hat früher gemeint, sie seien Weber gewesen; die neuere Forschung tippt eher auf ein Lederhandwerk. Sie verfertigten Lederzelte. Im Hause des Aquila und der Priscilla findet Paulus Kost und Obdach und, was mehr ist, Glaubensbruderschaft. Am Sabbat besuchen sie miteinander die Synagoge. Man hat bei Ausgrabungen im Schutt der Altstadt einen Türsturz gefunden mit der schwer beschädigten Aufschrift: «Synagoge der Hebräer». Es ist fast sicher anzunehmen, dass Paulus zu dieser Türe eingegangen ist. Im Reden

muss er damals zunächst eher zurückhaltend gewesen sein, schreibt er doch später den Korinthern im Rückblick auf den Anfang in Korinth, er sei «in Schwäche, in Furcht und mit viel Beben» (1.Kor. 2,3) zu ihnen gekommen. Die spätere Ankunft seiner zwei Gefährten Silas und Timotheus, wir wissen nicht nach wie langer Zeit, bedeutet für den Apostel ein wahres Labsal. Sie bringen Geld mit, und was ihm wichtiger ist, gute Post von Thessalonich: «Wir sind in unserer Trübsal gestärkt worden an euch durch die Brüder» (1.Thess. 3,7).

Einige Zeit nach der Ankunft der beiden Brüder und Gehilfen kommt es zum Bruch mit der Judenschaft, die in Korinth besonders zahlreich und nicht ohne Einfluss ist. Diese Trennung von der Synagoge muss an diesem Ort besonders heftig und für den Apostel schmerzlicher gewesen sein als anderswo. Von Seiten der Juden kommt es zu grässlichen Lästerungen gegen Christus, so dass der Apostel den Staub aus den Kleidern schüttelt und spricht: «Euer Blut komme über euer Haupt! Rein gehe ich von euch weg zu den Heiden» (4-6). Einer mit Namen Titus Justus nimmt die ausgebootete Christenversammlung zu sich. Seine Liegenschaft befindet sich ungünstigerweise in der Nachbarschaft der Synagoge, so dass die Besucher der beiden nunmehr getrennten Lokale sich sehen und beobachten müssen, ein Umstand, der die ohnehin gespannte Lage verschärft und vergiftet, worunter Paulus nicht wenig gelitten hat. Dazu kommt, dass der Synagogenvorsteher Krispus Christ wird und mit ihm eine ganze Menge von Korinthern (7.8). Diese benachbarten Doppelversammlungen, die täglich den Riss zwischen Israel und Christus so offenkundig sichtbar machen, bringen schliesslich für Paulus das Mass des Unerträglichen zum Überlaufen. Der Apostel ist regelrecht krank. Er schreibt den Thessalonichern: «Ich wollte unter zweien Malen nach Thessalonich kommen, aber Satan hat es verhindert.» Wir denken an jenes Geschlagenwerden mit Satansfäusten

(2.Kor. 12). Es kommt schliesslich sogar dazu, dass der Apostel, der diese Feindschaft und zugleich Nachbarschaft mit den Juden einfach nicht mehr aushält, dass er anfängt, sich mit Fluchtgedanken zu tragen. In dieser Zeit nun geschieht es, dass Christus persönlich und direkt eingreift. In einer dieser furchtbaren Korinthernächte hat Paulus ein Gesicht. Christus erscheint ihm und sagt ihm wie einst dem Elia und so manchem Gottesmann, der aufgeben wollte: «Fürchte dich nicht, sondern rede und schweige nicht! Denn ich bin mit dir, und niemand soll sich unterstehen, dir zu schaden; denn ich habe ein grosses Volk in dieser Stadt» (10).

Ein grosses Volk. Und nun harrt der so unsäglich angefochtene Gottesknecht weiter aus. Wir wissen aus einer im Jahre 1909 in Delphi aufgefundenen Inschrift, dass anfangs Juli des Jahres 51 ein neuer römischer Statthalter, namens Gallio, ein fein gebildeter Herr und einer der beiden Brüder des Philosophen Seneca, in Korinth sein Amt antritt. Diesen Regierungswechsel benützen nun offenbar die Juden, um gegen Paulus und die Christen gerichtlich vorzugehen. Der festgesetzte Gerichtstag kommt heran. Die Anklage ist so, dass Gallio auf Feindschaft gegen den Kaiser schliessen müsste. Der Römer ist aber gescheit genug zu merken, dass es sich hier um einen Lehrstreit unter den Juden handelt. Mit diesem Streit um Namen und um Worte, wie er sich ausdrückt, will er nichts zu tun haben. Höflich sagt er, in rein inner jüdische Angelegenheiten mische er sich nicht ein. Und weniger höflich schickt er die jüdische Klägerschaft nach Hause. Sosthenes, der Nachfolger jenes bekehrten Krispus, hat als nunmehriger Synagogenvorsteher das Wort vor dem Statthalter geführt. Wie dieser wieder unters Volk kommt, wird er verprügelt. Von wem, ob vom Heidenpöbel oder von den enttäuschten Juden, steht nicht hier. Sicher nicht von den Christen. Für Paulus und die Christen ist dieser ganze Vorgang entsetzlich. Weil die Juden nach wie vor seine Brüder sind und bleiben, kann sich Paulus auch über das offensichtlich

antisemitische Gewährenlassen durch Gallio nicht freuen. Zuschauen, wenn der Jude geprügelt wird, ist nie eine gute Sache. Der Jude ist gerade dann doppelt unser Bruder, wenn er verhauen wird.

Was Paulus während dieser 18 Monate in Korinth sonst noch gelitten hat, wissen wir nicht. Der Bericht der Apostelgeschichte ist hier eher mangelhaft. Wir sind hier auf einzelne gelegentliche Äusserungen des Apostels angewiesen. Einmal schreibt er über Aquila und Priscilla von Korinth aus den Römern, die beiden wackeren Eheleute hätten «für sein Leben ihren Hals dargehalten» (Röm. 16,4). Bei welcher uns nicht bekannten Todesgefahr das geschehen ist, wissen wir nicht. Und noch ein anderes Zeichen deutet auf persönliche Not hin. Paulus muss, wie wir das ja aus unserem Leben auch kennen, einmal in äusserster Bedrängtheit ein Gelübde getan haben. Solche Gelöbnisse waren üblich bei Genesung von schwerer Krankheit und bei Errettung vom Tod. Ein Fastengelübde, mit dem im Zusammenhang man sich bis zu einem gewissen Zeitpunkt die Haare nicht schor. Was man immer über dieses Gelübde vermuten und rätseln mag, das ist sicher, dass auch diese Notiz auf Sturm schliessen lässt. Wir wissen auch, dass aufs Ganze gesehen Paulus von seinem Aufenthalt her später vielen Korinthern als ein Leidender, als ein Schwacher und Angefochtener in Erinnerung geblieben ist. Nicht wenige Glieder der Korinther Gemeinde haben an der Niedrigkeit des Apostels dauernd Anstoss genommen. Seine Kritiker in Korinth fällen über seinen seinerzeitigen Aufenthalt das harte Urteil: «Seine Briefe sind schwer und stark, aber die Gegenwart seines Leibes ist schwach, und seine Rede verächtlich» (2.Kor. 10,10). Und nun ist es erstaunlich und bedeutsam, dass Paulus in diesem reduzierten Zustand gesegnet ist wie in seinem Leben nie zuvor. Der Apostel konnte in diesen 18 Monaten nichts als in grosser Schwachheit und unter Furcht und Zittern den Gekreuzigten verkündigen, so dass «sein Reden verächtlich

war». Aber ausgerechnet da in Korinth hat Christus dem Apostel Glaubenskinder erweckt wie Tau aus der Morgenröte. «Gottes Kraft ist in den Schwachen mächtig» (2.Kor. 12).

Nach anderthalb Jahren erst erhält Paulus von dem Herrn, dem er dient, die Freiheit und Erlaubnis, Korinth zu verlassen. Paulus will zur Sendegemeinde Antiochien zurück, von wo er vor einigen Jahren «von den Brüdern der Gnade Gottes anbefohlen» worden war (Kap. 16). In Kenchreä, wo er erstmalig sein Haupt wieder scheren lässt, gehen sie an Bord. Das Flüchtlingsehepaar bricht, zusammen mit dem Apostel, in Korinth seinen Aufenthalt ab. Das Schiff nimmt Kurs auf Ephesus, dies längstgeplante Ziel des Apostels. Dort nehmen vorläufig Aquila und Priscilla Arbeit und Domizil. Dort treffen die beiden den begabten Redner und Schriftgelehrten Apollos, einen Juden aus Alexandrien. Dieser ist zwar bereits Christ, muss sich aber durch die beiden schlichten Handwerkerleute noch besser «im Weg Gottes» unterweisen lassen. Drauf senden Aquila und Priscilla den Apollos nach Korinth, wo durch den Wegzug des Paulus eine Lücke entstanden ist. Paulus selber hat dann nach kurzer Zwischenlandung Ephesus verlassen. Noch ist seine Stunde für Ephesus nicht vorhanden. Auf Umwegen, über Cäsarea und wahrscheinlich sogar über Jerusalem, ist er zu seinem Bestimmungsort Antiochien gelangt. Über das Wirken des Apollos in Korinth hat Paulus später ausdrücklich berichtet, er, Paulus, habe dort gepflanzt, Apollos habe begossen, Gott aber habe das Gedeihen gegeben (1. Kor. 3,6). Wenn Gott das Wachstum nicht gibt, dann ist all unser Pflanzen und Begiessen umsonst. Wo aber Christus will, dass es wachse, da können wir Gärtnersleute arm, schwach und krank sein: Er hat ein grosses Volk an manchem Ort — wer weiss, wenn wir nicht so gesund und stark und rotbackig wären, wer weiss, wenn wir arm und schwach genug wären, auch in dieser unserer Stadt! — Ein grosses Volk!

Also mächtig
wuchs das Wort des Herrn

19,[1] Es geschah aber, da Apollos zu Korinth war, dass Paulus durchwandelte die oberen Länder und kam gen Ephesus und fand etliche Jünger; [2] zu denen sprach er: Habt ihr den heiligen Geist empfangen, da ihr gläubig wurdet? Sie sprachen zu ihm: Wir haben auch nie gehört, ob ein heiliger Geist sei. [3] Und er sprach zu ihnen: Worauf seid ihr denn getauft? Sie sprachen: Auf die Taufe des Johannes. [4] Paulus aber sprach: Johannes hat getauft mit der Taufe der Busse und sagte dem Volk, dass sie sollten glauben an den, der nach ihm kommen sollte, das ist an Jesum, dass der Christus sei. [5] Da sie das hörten, liessen sie sich taufen auf den Namen des Herrn Jesu. [6] Und da Paulus die Hände auf sie legte, kam der heilige Geist auf sie, und sie redeten mit Zungen und weissagten. [7] Und aller der Männer waren bei zwölf.

[8] Er ging aber in die Schule und predigte frei drei Monate lang, lehrte und beredete sie von dem Reich Gottes. [9] Da aber etliche verstockt waren und nicht glaubten und übel redeten von dem Wege vor der Menge, wich er von ihnen und sonderte ab die Jünger und redete täglich in der Schule eines, der hiess Tyrannus. [10] Und das geschah zwei Jahre lang, also dass alle, die in Asien wohnten, das Wort des Herrn Jesu hörten, beide, Juden und Griechen. [11] Und Gott wirkte nicht geringe Taten durch die Hände des Paulus, [12] also dass sie auch von seiner Haut die Schweisstüchlein und Binden über die Kranken hielten und die Seuchen von ihnen wichen und die bösen Geister von ihnen ausfuhren.

[13] Es unterwanden sich aber etliche der umherziehenden Juden, die da Beschwörer waren, den Namen des Herrn Jesu zu nennen über die da böse Geister hatten, und

sprachen: Wir beschwören euch bei dem Jesus, den Paulus predigt. [14] Es waren ihrer aber sieben Söhne eines Juden Skevas, des Hohenpriesters, die solches taten. [15] Aber der böse Geist antwortete und sprach: Jesum kenne ich wohl, und von Paulus weiss ich wohl; wer seid ihr aber? [16] Und der Mensch, in dem der böse Geist war, sprang auf sie und ward ihrer mächtig und warf sie unter sich, also dass sie nackt und verwundet aus demselben Hause entflohen. [17] Das aber ward kund allen, die zu Ephesus wohnten, sowohl Juden als Griechen; und es fiel eine Furcht über sie alle, und der Name des Herrn Jesus ward hoch gelobt. [18] Es kamen auch viele derer, die gläubig waren geworden, und bekannten und verkündigten, was sie getrieben hatten. [19] Viele aber, die da vorwitzige Kunst getrieben hatten, brachten die Bücher zusammen und verbrannten sie öffentlich und überrechneten, was sie wert waren, und fanden des Geldes fünfzigtausend Groschen. [20] Also mächtig wuchs das Wort des Herrn und nahm überhand. [21] Da das ausgerichtet war, setzte sich Paulus vor im Geiste, durch Mazedonien und Achaja zu ziehen und gen Jerusalem zu reisen, und sprach: Nach dem, wenn ich daselbst gewesen bin, muss ich auch Rom sehen. [22] Und sandte zwei, die ihm dienten, Timotheus und Erastus, nach Mazedonien; er aber verzog eine Weile in Asien. *Apostelgeschichte 19,1-22*

Wir stehen jetzt unter dem Eindruck einer Schlacht, die da geschlagen wird, und eines sieghaften Durchbruchs — eine Festung kommt hier zu Fall, und was für eine! Es existiert ein Brief des Paulus an die Gemeinde in Ephesus, worin der Apostel auffällig gehäuft von den gottwidrigen Mächten spricht, vom «Herrscher in der Luft», von den «bösen Geistern unter dem Himmel», oder von den «feurigen Pfeilen des Bösewichts». Kein Zweifel, Paulus sieht in dieser Grossstadt an der Westküste Kleinasiens eine Art Widerstandszentrum, ein Hauptquartier der Finsternis. Beim Betreten dieses längst visierten Ortes ist Paulus sich dessen bewusst. Überhaupt

wird aus dem Gesamtzusammenhang der Apostelgeschichte klar, dass Gott den Angriff auf dieses besondere Bollwerk des Heidentums von langer Hand vorbereitet hat. Die Gedanken und Pläne, und vor allem die Gebete des Apostels kreisten schon seit längerer Zeit um Ephesus. Schon als er mit seinen Gefährten den Start für die zweite Missionsreise unternahm, hatte er im Sinn, nach Ephesus zu kommen und so dem Teufel schnurstracks in die Küche zu fallen. «Aber», heisst es dort, «der Heilige Geist wehrte es ihnen.» Gottes Stunde war damals offenbar noch nicht da. Wir dürfen annehmen, dass jenes Abwehren einer Bewahrung gleichkam. Wenn Paulus vorzeitig nach Ephesus gekommen wäre, hätte er eine Niederlage gewärtigen müssen. So ist Paulus damals um Ephesus herum zunächst nach Mazedonien und Griechenland geführt worden. Erst auf der Rückreise sehen wir ihn in Begleitung des Handwerker-Ehepaars Aquila und Priscilla für ganz kurze Zeit in Ephesus. Man bittet ihn damals dringend, doch länger zu bleiben, aber wie wenn es ihm nur um eine flüchtige Rekognoszierung, um eine erste Besichtigung des Geländes gegangen wäre, war er gleich wieder abgereist. Aquila und Priscilla waren dann in Ephesus geblieben und hatten in aller Stille die bevorstehenden Ereignisse vorbereitet. Jetzt aber hat die Stunde der gnädigen Heimsuchung dieser Stadt geschlagen. Es ist auffällig, dass Paulus Ephesus von hinten angeht, nicht, wie das sonst üblich ist, vom Meer her, sondern aus dem Landesinnern. Er hat die bereits bestehenden Christengemeinden im Hochland Kleinasiens besucht, sicher um sie zu stärken, und ebenso gewiss um sich durch sie stärken zu lassen, um sie für die bevorstehende Entscheidung zur Fürbitte aufzurufen. Wer den Dämonen auf den Leib rückt, hüte sich, das ungewappnet zu tun. Darum ist ihm in dieser Vorbereitungszeit ein besonderes Anliegen die Bitte um den Heiligen Geist. Den Geistern ist nur der Geist gewachsen. Es ist der «Geist des Sohnes», den der Vater erhöht hat und dem sich die Knie

aller derer beugen sollen, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind. Es ist jetzt ganz deutlich nicht Paulus — was wäre Paulus, was wäre ein Mensch! —, es ist jetzt Christus der Herrscher, der entschlossen ist, in der Stadt Ephesus sein Königreich aufzurichten. Der Kampf wird hart sein; aber der Sieg ist gewiss. Jesus ist Sieger.

Paulus wird zunächst in Ephesus mit einem kleinen Kreis, es sind etwa zwölf Gläubige, zusammengeführt. Diese werden «Jünger» genannt. Es handelt sich also um Christen. Diesen stellt er die Frage, die ihm jetzt, wie wir eben hörten, ganz besonders auf der Seele brennt, die Frage nach dem Heiligen Geist: «Habt ihr empfangen — so fragt er sie — die Gabe des Heiligen Geistes, als ihr gläubig wurdet?» Die Leutlein sehen ihn verdutzt an; sie sind seinerzeit von Johannes dem Täufer auf Christus hin getauft worden, haben also an den kommenden Christus geglaubt, haben ihn selber dann wohl auch kennen gelernt. Aber dass es unterdessen Pfingsten geworden ist, dass der Heilige Geist — den Johannes mit den Worten verhiess «nach mir wird kommen, der euch mit dem Heiligen Geist und mit Feuer taufen wird» — unterdessen in Jerusalem ausgegossen worden war, davon haben sie weder etwas gehört noch verspürt. Darum lässt Paulus sie auf den Namen Christi taufen, legt ihnen die Hände auf, und dann, wird ganz schlicht berichtet, «kam der Heilige Geist auf sie, und sie redeten mit Zungen und weissagten» (6). So fängt der Heilige Geist in Ephesus wie ein «stilles sanftes Säuseln» zu wehen an. Bald aber schwillt er an zu einem starken Wind, und schliesslich erhebt er sich zu einem derartigen Pfingststurm, dass in Ephesus Dinge geschehen, die hinter dem, was im Anschluss an das erste Pfingsten in Jerusalem geschah, nur wenig zurückstehen. Wir können diesen Ereignissen nicht beiwohnen, ohne dass sich in uns ein heisses Verlangen und Flehen regt, dass doch auch uns, die wir mindestens so armselig dran sind wie jenes geistverlassene Häuflein in Ephesus, einer jetzt die Hand auflegte, dass doch

auch über uns heutige Christen die Geist- und Feuer-Taufe käme, dass doch auch wir ausgerüstet und gebraucht würden dort, wo Christus seine heilige Revolution entfacht. Wir kennen ja heute in der Kirche die Übung des Handauflegens nicht. Aber Gott selber kann seine Hand auf uns legen, wenn es sein soll jetzt, in dieser Morgenstunde. In Basel gab es um die Jahrhundertwende eine Predigerschule. Deren Vorsteher war ein etwas autoritärer, aber kindlich frommer Mann. Von diesem wird erzählt, er sei eines Morgens vor die Klasse der angehenden Diener am Wort getreten und habe sie mit der Frage angeredet: «Haben Sie empfangen die Gabe des Heiligen Geistes?» Ja er habe mit dem Finger auf jeden Einzelnen gezeigt: «und Sie?», «und Sie?», «und Sie?» Der eine der so Angeredeten habe geantwortet, er glaube es, ein anderer, er hoffe es, einem dritten blieb die Sprache weg und ein vierter gestand, darüber habe er noch nie nachgedacht. Darauf schlägt der Fragende seine Bibel auf und liest seinen Schülern direkt auf den Kopf hin die Worte des Römerbriefes vor: «Wer Christi Geist nicht hat, ist nicht sein.» So sind auch wir heute Morgen durch den Apostel Paulus mitgefragt: «Habt ihr empfangen die Gabe des Heiligen Geistes?» «und ihr?», «und ihr?», «und ihr?» Das ist jedenfalls die eine brennende Frage für unsere ganze Kirche. Sie treibt uns jetzt ins Gebet, in die Bitte um die Geistestaufe. Dass doch der Wind und das Feuer vom Himmel über uns kämen!

Die erste Folge dieses anhebenden Geisteswehens dort in Ephesus ist ein derart intensives Werben und Ringen um Israel, wie es bis jetzt, ausser in Jerusalem selber, noch nirgends so mächtig der Fall war. Vielleicht das noch zähere Widerstandszentrum als das Heidentum ist ja die Synagoge. Der Heilige Geist schenkt dem Apostel das Wort in der Synagoge von Ephesus so gnadenvoll, dass die Juden ihm drei Monate lang zuhören. Noch an keinem Ort dauerte die Synagogenpredigt bis jetzt so lang. Sonst erfolgte die Scheidung von der Synagoge immer schon nach Tagen, spätestens

nach Wochen. Die alte Hoffnung des Apostels, Israel doch noch zu gewinnen, muss ihm in der Synagoge von Ephesus besondere Worte eingegeben haben. Erst nachdem dann auch hier die Verstockung eintrat und Christus grässlich gelästert wurde, muss Paulus sich ins Unvermeidliche fügen und auch hier den Trennungsschnitt vollziehen, damit Israel in seiner Verblendung sich nicht noch mehr versündige (8.9).

Von da an führt der Heilige Geist den Apostel erstaunliche Wege. Wir würden heute sagen, er habe dann ein Kino gemietet oder ein Tanzlokal; in Ephesus mietet er den Hörsaal eines heidnischen Philosophen namens Tyrannos. Dieses weltliche Mietslokal macht Christus jetzt zur ersten Kirche in Ephesus, ja mehr, zu seinem Missionszentrum für die ganze Provinz. Zwei volle Jahre lang predigt und lehrt hier der Apostel. Hier wird nun gebetet und gesungen, hier wird wohl auch getauft und Nachtmahl gefeiert. Es gibt zwar damals noch weder Mikrophon noch Radiostation, aber längst vor der Entdeckung und technischen Erschliessung der Ätherwelle kennt der Heilige Geist Mittel und Wege, in die Ferne zu wirken: «Alle, die in Asia wohnten, hörten das Wort des Herrn Jesu, beide, Juden und Griechen» (10).

Und dieses «Wort des Herrn Jesu» wird nun unterstrichen, erhärtet und beglaubigt durch Heilungswunder. Diese nehmen hier, der ausserordentlichen Situation entsprechend, ungewöhnliche, fast möchte man sagen groteske Formen an. Wir erinnern uns in diesem Zusammenhang daran, dass einmal eine kranke Frau von hinten das Gewand Jesu anrührte und genas. Nach Pfingsten in Jerusalem geschah es, dass Kranke, über die der Schatten des vorüber schreitenden Petrus fiel, gesund wurden. Hier in Ephesus kommt es nun sogar vor, dass man Kleidungsstücke des Paulus nimmt, Taschentücher und Handtücher, sie zu den Kranken bringt, ihnen auflegt, so dass sie gesund werden. Aber es ist ja nicht das «Gewand des Erlösers», noch der Schatten des Petrus,

noch sind es die von Paulus gebrauchten Tücher, es ist überhaupt weder Petrus noch Paulus, es ist Jesus, der lebendig gegenwärtige Herrscher, der jetzt hier seine Herrschaft durchbrechen lässt. «Jesus ist Sieger.»

Was jetzt in Ephesus geschieht, könnte man, wenn man nicht im Glauben stünde, verwechseln mit Magie. Es gab damals schon, im Mittelalter, und auch heute, schwarze und weisse Magie. Die schwarze tut in des Teufels Namen Wundertaten, die weisse im Namen Gottes, mit Vorliebe in den drei höchsten Namen der Dreieinigkeit. Nur der Heilige Geist lehrt uns, den Glauben sowohl von der schwarzen wie auch von der weissen Magie zu unterscheiden. Sie sehen sich ähnlich und sind doch so verschieden wie Tag und Nacht, wie Himmel und Hölle. Der Gläubige bittet Gott und stellt es Gottes selbstherrlicher Freiheit anheim, die Bitte zu erhören und zu erfüllen. Der Magier aber gebietet Gott. In der Magie ist Gottes Freiheit angetastet. Gott muss. Der Magier springt mit Gott um wie mit einem Geheimfach, da man nur eine bestimmte Stelle kennen muss, und wenn man darauf tippt, springt es auf. So ist der Magier der Auffassung, dass man nur bestimmte Zauberformeln kennen muss, um Gott zu zwingen, seine Geheimnisse zu öffnen und herzugeben. Magie ist somit nicht nur böser Abfall von Gott, sondern das dummdreiste, wahnwitzige, frevlerische Unterfangen, Gott zu nötigen. Der Gläubige dient Gott in Ehrfurcht, der Magier aber bedient sich Gottes. Über Gott verfügen ist Magie. Und nun haben die Aufsehen erregenden Vorgänge dort im Hörsaal des Tyrannos begreiflicherweise all die Magier und Zauberer, von denen es in Ephesus wimmelte, mächtig interessiert. Der Berichterstatter greift eine einzelne der zahlreichen Magiergruppen heraus. Es sind sieben ehemals gläubige Juden, Söhne eines Priesters höheren Ranges, welche die Zeichen und Wunder des Paulus mit ihrer eigenen Kunst verwechseln. Diese sagen sich, der Jesusname, den sie Paulus aussprechen hören, müsse, abgesehen davon, ob man an

ihn glaube oder nicht, als Zauberformel auch aus ihrem Munde wirken. Sie machen sich an einen Besessenen heran und rufen den Geistern zu: «Wir beschwören euch in dem Namen Jesu, den Paulus predigt» (13). Durch diesen Anruf lassen sich die Dämonen zwar aus dem Busch klopfen. Aber sie antworten, es schreit aus dem Besessenen heraus: «Jesus kenne ich wohl, und von Paulus weiss ich auch; wer seid aber ihr?» (15). Den Jesus, den Paulus predigt, fürchten sie, aber blosse Magier, die nicht im Schutze und unter der Herrschaft Christi stehen, fürchten sie nicht. Schliesslich stürzt sich der Besessene auf die Beschwörer, reisst ihnen die Kleider vom Leib, so dass sie nackt und verwundet gerade noch zu fliehen vermögen. Die Teufel wissen also genau, mit wem sie es zu tun haben. So sehr sie vor Jesus, dem Sieger, erzittern, über die Missbraucher seines heiligen Namens fallen sie her.

Wir wohnen hier einem Vorgang bei, der ein stark offenbarendes Licht auf unsere heutige europäische Situation wirft. Das ist doch eines der Kennzeichen unserer abendländischen Christlichkeit dieser letzten Generationen, dass wir über Gott verfügten, ihn für unsere persönlichen und nationalen Zwecke dienstbar machten. Und war es denn nicht so, dass wir den Namen Jesu Christi mehr und mehr nur noch formelhaft aussprachen, etwa wenn es galt, ein Kind zu taufen oder die Grossmutter zu beerdigen? Dachten nicht auch unsere Staatsmänner, um das Volk in Ordnung zu halten, sei Religion gut und nützlich? So haben wir mit dem Christentum gespielt. Aber die Teufel haben unser Spiel durchschaut, die Geister haben sich gegen unser «Herr-Herr-Sagen» gewendet. Seit etwa zwei Menschenaltern haben wir einen Aufstand der Dämonen erlebt, die unserem Scheinchristentum die Gewänder, die frommen Mäntelein herunterrissen; nackt und zerbeult steht heute die Kirche Christi da vor aller Welt. Wenn in diesen Jahrzehnten seit der Jahrhundertwende eines klar geworden ist, dann ist es die Tatsache, dass

alles Scheinchristentum endgültig abgewirtschaftet hat. Mit dem kann man die Dämonen nicht täuschen. Sie fürchten ihresgleichen, sie fürchten Nichtse nicht; der einzige, den sie wirklich fürchten, ist Jesus, der Sieger. Und wenn jetzt etwas klar geworden ist, dann die Dringlichkeit der Frage an unser Geschlecht, vorab an die Kirche: «Habt ihr empfangen die Gabe des Heiligen Geistes, als ihr gläubig wurdet?»

Diese handgreifliche Entlarvung der scheinfrommen Zauberer löst in Ephesus ein ungeheures Aufsehen aus. Gottesfurcht, ein Geist der Reinigung fällt nun machtvoll auf Juden, Heiden und vor allem auf die Christen. Ja, es ist überraschenderweise vorab die Christengemeinde, die nun in der Tiefe erschüttert wird. Die Epheser Christen fangen nun an zu merken, wie sehr sie alle heimlich noch mit Zauberei verknüpft sind. Das Merkmal der Zaubereisünde ist ja die Heimlichkeit. Sie ist halb oder ganz unbewusst und bei uns Gläubigen viel verbreiteter als wir meinen. Ist das Verfügen über Gott, ist das Sichbedienen Gottes zu irgendwelchen Zwecken nicht unser aller grosse und ständige Versuchung? Und nun fällt es den Christen in Ephesus wie Schuppen von den Augen. Unerwartet geschieht es, dass, ohne dass jemand es ihnen befiehlt, viele Gläubige hingehen und daheim Bücher holen, deren sie sich heimlich neben der Bibel noch bedient hatten. Solche Bücher mit angeblichem Geheimwissen pflegen kostspielig zu sein, es wird damit Geld gemacht. Es sind in ihrer Art «Wertschriften», die da nun ans Tageslicht kommen. Auf öffentlichem Platz werden sie aufgeschichtet und angezündet. Jemand schätzt ihren Verkaufswert auf Zehntausende von Franken. Warum haben sie sie nicht verschenkt oder verkauft und den Erlös der Armenkasse zugewiesen? Dann hätten sich andere damit versündigt. Nein, verbrannt, vernichtet müssen solche Schriften werden. Dieses Verbrennen ist nicht Ausdruck jenes Fanatismus, der bei öffentlichen Verbrennungen sonst in Erscheinung tritt, nein, es geht hier um die Echtheit der Busse und um die

Aufrichtigkeit der Umkehr. Die Revolution Christi ergreift den Menschen im Innersten.

Auch diese Verbrennung der Zauberbücher wirft ein enthüllendes Licht auf unsere christlich-abendländische Situation. In der heutigen Gesundheitspflege ist viel von der Not der Vergiftung unserer Körper die Rede. Infolge jähre- und jahrzehntelanger Ablagerungen tut gründliche Entgiftung unserer körperlichen Organe not. Die Luft sei verpestet, die Erde sei durch die Anleihe der Landwirtschaft bei der Chemie Trägerin winziger Giftpartikelchen, auch macht die fortschreitende Verschmutzung der Gewässer von sich reden. Reinigung, Herstellung von Kläranlagen sind immer häufiger Gegenstand der öffentlichen Diskussion. Und wie wird das erst sein, wenn dazu nun das schleichende Gift der Radioaktivität kommen wird? Diese Vergiftung der Erde, des Wassers und der Atmosphäre, diese Verseuchung unserer Körper aber ist ja letztlich nur der äussere Ausdruck all der gottlosen Vergiftung unserer Seelen, wodurch unser ganzes Zusammenleben in Familie und Ehe, in Wirtschaft und Politik belastet ist. Und nun hören wir, wie Gott hier in Ephesus ein Reinemachen vornimmt, das bis in die Tiefen der Seele hinunter greift. Hier wird nun der Heilige Geist selber zur Kläranlage, und es ist unvorstellbar, was alles an Unrat aus den Seelen dieser Christen ans Tageslicht befördert wird. (Wir werden im nächsten Abschnitt im Theater von Ephesus noch einmal Zeugen dieser Schleusenöffnung der Abgründe sein.) Das ist das Eine, was uns jetzt not tut: Reinigung unserer Seelen. Nur sie kann unserem Abendland zur Genesung werden. Schlagworte helfen nicht. Unser Fassadenchristentum wird wie ein Kartenhaus umgeblasen werden, wenn die Dämonen anmarschieren. Wie vieles wäre jetzt zu verbrennen in unseren Kiosken und Zeitungsdruckereien, Bibliotheken, Filmstudios, in unseren Radio- und Fernsehzentralen, in unseren Schulen, Pfarrhäusern, Kirchen und Kapellen! Und wenn wir es nicht bald selber tun, wenn nicht

bald das reinigende Feuer des Heiligen Geistes über uns kommt, dann wird Gott dafür sorgen in einem Gericht und Weltbrand, von dessen Rauch und Gestank uns die Augen beissen und die Atmungsorgane schmerzen werden.

Da in Ephesus räumt der Pfingststurm mit der verborgenen Sünde auf. Nicht in der ganzen Stadt unterschiedslos, aber bei allen, die in der Stadt selber und in der Landschaft weit herum das Wort von Christus, dem Herrscher und Sieger, vernehmen. Die Christusbotschaft wächst mächtig und nimmt überhand. Der Heilige Geist wirkt wie ein starker milder Föhn, der im Frühling binnen weniger Tage und Nächte das Land vom Eis befreit. Es war, wie wenn sich über jener Gegend ein Loch im Himmel auftäte. Die Schleusen der Erlösungskräfte waren weit geöffnet. Es war Segenszeit, Gottes grosser Regen fiel. Lebendig und kräftig wurde sein Wort, und schärfer denn kein zweischneidig Schwert. Wer sollte dieser durchgreifenden Revolution widerstehen?

Im letzten Buch der Heiligen Schrift, in der Offenbarung des Johannes, kommt Ephesus noch einmal vor. Eines der sieben Sendschreiben ist dort an die Christengemeinde von Ephesus gerichtet. Darin heisst es: «Ich habe wider dich, dass du die erste Liebe verlässest.» Hier, wo der Geist Gottes mächtig weht, hier, wo das Wort des Herrn überhand nahm, hier, wo die Dämonen zitterten, weil Christus, der Erlöser von aller Sünde, seine Herrschaft aufrichtet, hier ist «Zeit der ersten Liebe». Hier ist «die Liebe Gottes ausgegossen in ihre Herzen», hier wird es von Christi Kreuz her rein und licht in den Seelen.

Diese ganzen Vorgänge in Ephesus sind von einer solchen Geistesgegenwart und Herrlichkeit, dass Paulus schon jetzt im Geiste die ganze Welt vom Feuer der Christusliebe erfüllt sieht. Er schaut die Herrschaft Christi schon jetzt am Werk «bis an das Ende der Erde». «Also mächtig wuchs das Wort des Herrn und nahm überhand» (21). «Und da das

ausgerichtet war, setzte sich Paulus im Geist vor, durch Achaja und Mazedonien zu ziehen und gen Jerusalem zu reisen, und sprach: Nach dem, wenn ich da gewesen bin, muss ich auch Rom sehen» (21). Damit kommt Rom, die Hauptstadt der Welt, zum ersten Mal in Sicht. Ist es hier nicht fast wie damals am Jakobsbrunnen, als Christus in der einen Samaritanerin einen Erstling der kommenden Reichsgottesernte erkennen durfte? Damals sprach er zu den Jüngern: «Hebet eure Augen auf und sehet in das Feld, denn es ist schon reif zur Ernte» (Joh. 4).

Aber nicht nur in Ephesus sind jene Tage die «Zeit der ersten Liebe»; sooft man die Apostelgeschichte aufschlägt, wird man an diese erste Liebe erinnert. Es ist die Christusliebe, die rein macht von aller Sünde. Diese Liebe ist am Kreuz vollbracht. Seither haben die Teufel die Schlacht verloren. Und «erste Liebe» vermag der Welt zu helfen.

Gross ist die Diana der Epheser

19,[23] Es erhob sich aber um diese Zeit eine nicht kleine Bewegung über diesem Wege. [24] Denn einer mit Namen Demetrius, ein Goldschmied, der machte silberne Tempel der Diana und wandte denen vom Handwerk nicht geringen Gewinst zu. [25] Dieselben und die Beiarbeiter des Handwerks versammelte er und sprach: Liebe Männer, ihr wisset, dass wir grossen Gewinn von diesem Gewerbe haben; [26] und ihr sehet und höret, dass nicht allein zu Ephesus, sondern auch fast in ganz Asien dieser Paulus viel Volks abfällig macht, überredet und spricht: Es sind nicht Götter, welche von Händen gemacht sind. [27] Aber es will nicht allein unserm Handel dahin geraten, dass er nichts gelte, sondern auch der Tempel der grossen Göttin Diana wird für nichts geachtet werden, und wird dazu ihre Majestät untergehen, welcher doch ganz Asien und der Weltkreis Gottesdienst erzeigt. [28] Als sie das hörten, wurden sie voll Zorns, schrieen und sprachen: Gross ist die Diana der Epheser! [29] Und die ganze Stadt ward voll Getümmels; sie stürmten aber einmütig zu dem Schauplatz und ergriffen Gajus und Aristarchus aus Mazedonien, des Paulus Gefährten. [30] Da aber Paulus wollte unter das Volk gehen, liessen's ihm die Jünger nicht zu. [31] Auch etliche der Obersten in Asien, die des Paulus gute Freunde waren, sandten zu ihm und ermahnten ihn, dass er sich nicht begäbe auf den Schauplatz. [32] Etliche schrieen so, etliche ein anderes, und die Gemeinde war irre, und die meisten wussten nicht, warum sie zusammengekommen waren. [33] Etliche aber vom Volk zogen Alexander hervor, da ihn die Juden hervorstiessen. Alexander aber winkte mit der Hand und wollte sich vor dem Volk verantworten. [34] Da sie aber innewurden, dass er ein Jude war, erhob sich eine Stimme von allen, und schrieen bei zwei Stunden: Gross ist die Diana der Epheser! [35] Da aber der Kanzler das Volk gestillt

hatte, sprach er: Ihr Männer von Ephesus, welcher Mensch ist, der nicht wisse, dass die Stadt Ephesus sei eine Pflegerin der grossen Göttin Diana und des himmlischen Bildes? [36] Weil nun das unwidersprechlich ist, so sollt ihr ja stille sein und nichts Unbedächtiges handeln. [37] Ihr habt diese Menschen hergeführt, die weder Tempelräuber noch Lästerer eurer Göttin sind. [38] Hat aber Demetrius und die mit ihm sind vom Handwerk, an jemand einen Anspruch, so hält man Gericht und sind Landvögte da; lasset sie sich untereinander verklagen. [39] Wollt ihr aber etwas anderes handeln, so mag man es ausrichten in einer ordentlichen Gemeinde. [40] Denn wir stehen in der Gefahr, dass wir um diese heutige Empörung verklagt möchten werden, da doch keine Sache vorhanden ist, womit wir uns solches Aufruhrs entschuldigen könnten. Und da er solches gesagt, liess er die Gemeinde gehen.
Apostelgeschichte 19,23-40

So widerlich einem dieser Demetrius, der da nun gegen Paulus agitiert, sein mag, in einem Punkt vermag er uns sogar ein klein wenig Sympathie abzugewinnen: Demetrius ist Geschäftsmann und steht dazu, dass er es ist. Er gibt sich nicht die geringste Mühe, das zu vertuschen. Was immer wir ihm ankreiden müssen, und es ist etliches, Heuchelei wenigstens soll man ihm nicht vorwerfen. Hingegen die Besitzer jener Sklavin in Philippi, die sich in ihren Geschäftsinteressen dadurch beeinträchtigt sahen, dass Paulus die arme Person von ihrem Wahrsagergeist befreite, die klagten seinerzeit den Apostel nicht wegen Geschäftsschädigung an, sondern weil er die Religion zerstöre. Die waren also Heuchler. Aber Heuchler ist unser Demetrius nicht. Er legt seine Karten auf den Tisch; man weiss, woran man mit ihm ist, das wollen wir ihm zugute halten.

Demetrius ist Fabrikant. Das Grossunternehmen, das er besitzt und betreibt, ist etwas eigenartig, was ein Minimum von Erklärungen nötig macht, wenn wir diese ganzen Vorgänge

einigermassen verstehen wollen. Die Fremdenindustrie, die es schon damals gab, zählte sieben so genannte Weltwunder, die im Leben einmal gesehen zu haben der Traum jedes Zeitgenossen, der sich den Luxus von Auslandreisen leisten konnte, war. Ephesus war der Sitz eines dieser Weltwunder. Das war in dieser religiösen Stadt ein Tempel, ein uraltes Heiligtum, das schon vierhundert Jahre, bevor Paulus nach Ephesus kam, einmal durch einen Mann mit Namen Herostratus durch Brandstiftung eingeäschert worden war. Als man diesen hernach ins Verhör nahm, erklärte er vor dem Untersuchungsrichter, er sei Brandstifter geworden, um sich in der Weltgeschichte einen Namen zu machen. Also Weltbrandstifter aus Ehrgeiz! Auch eine Art, berühmt zu werden, und nicht einmal eine so seltene, wie man meinen könnte! — Aber gleich darauf hat man den Tempel wieder aufgebaut. Das ist nun derjenige, den Paulus in Ephesus antrifft. Seine Länge beträgt 133 Meter, seine Breite 69 Meter, er steht auf 128 je 19 Meter hohen Säulen, zehn Stufen führen zu ihm empor. Im Innern dieses Tempels, auf einer Art Hochaltar, sitzt eine Diana-Figur, die einst direkt vom Himmel gefallen und an dieser Stelle aufgefunden worden sei. Das Abbild entspricht in seinem Aussehen ja nicht gerade unserem Geschmack. Der untere Teil ist eingebunden wie bei einem Wickelkind. In den Händen trägt sie Kornähren. Der Oberkörper weist zwölf Brüste auf. Das Haupt schmückt eine Mauerkrone — Diana ist Stadtgöttin —. Eine Scheibe, wahrscheinlich den Mond oder die Sonne darstellend, bildet den Hintergrund ihres Hauptes. Es gibt auch Darstellungen der Diana von Ephesus, nach denen sie von der Rehgeiss und von der Hirschkuh begleitet erscheint, beide mit prallen Eutern, lauter Symbole der Fruchtbarkeit und gesegneter Mutterschaft.

Diese Diana wird nun in Ephesus und weit in der Umgebung als Göttermutter verehrt. Was der Staatsschreiber am Schluss dieses Abschnittes sagt, ist keineswegs übertrieben,

wenn er sich dahin äussert, der Kult dieser stark orientalisch empfundenen Fruchtbarkeitsgöttin sei «über den ganzen Erdkreis verbreitet». Man hat tatsächlich bis jetzt an 32 rings ums Mittelmeer herum verstreuten Orten Kultstätten der grossen Diana von Ephesus festgestellt. Ephesus aber ist das Zentrum, eine Art Wallfahrtsort. Fremdenindustrie pflegt zum Wallfahrtswesen zu gehören. Ein ununterbrochener Fremden- und Pilgerstrom ergiesst sich jahraus, jahrein in diese Stadt. Solche Gebilde sind uns auch heute nicht unbekannt. Und wie es in Rom einen «Banco di Spirito Santo» gibt, eine Bank zum Heiligen Geist, so war auch das Diana-Heiligtum in Ephesus gleichzeitig eine Grossbank von internationaler Bedeutung. Mit diesem religiösen Kapitalismus war nun unser Demetrius verhängt. Er betrieb die Herstellung und den Engros-Verkauf von Reiseandenken und Wunder wirkenden Amuletten, vor allem waren es kleine silberne Nachbildungen des heiligen Tempels. Dabei beschäftigte er Scharen von Handwerkern, Arbeitern und Wiederverkäufern seiner Fabrikate.

Seit geraumer Zeit aber stellt Demetrius einen stetigen Rückgang seines Betriebes fest. Die sorgfältige Erforschung der Ursachen dieses betrüblichen Schwundes bringt es einwandfrei an den Tag, dass der rückläufige Geschäftsgang vor ungefähr zwei Jahren einsetzte. Damals begann ein Jude, ein gewisser Paulus von Tarsus, in der Stadt seine Predigttätigkeit. Dieser Paulus lehrt die Leute, Gott wohne nicht in Tempeln, von Menschenhand gemacht. Da haben wir's!

Wenn diese Lehre weiter Schule macht, wer kauft dann schliesslich noch silberne Artemistempelchen? Demetrius ruft eines Tages, tief bekümmert, die Belegschaft seiner Arbeiter und Wiederverkäufer zusammen und legt ihnen den Sachverhalt auseinander. Für die Zukunft sieht Demetrius schwarz. Bereits gehen auch schon aus den Filialen in der Provinz alarmierende Nachrichten über Absatzstockung ein. Wenn der Glaube an die wundertätige Diana von Ephesus

weiterhin so untergraben wird, dann wird bald der Pilger- und Geldstrom aus aller Welt nachlassen… Dann gute Nacht, Ephesus. Jener Herostrat, der einst den alten Tempel anzündete, war jedenfalls ein Waisenknabe im Vergleich zu diesem kleinen unheimlichen Juden, der ohne einen Finger zu rühren, lediglich mit seinem Wort, die grosse Diana von Ephesus und damit den Wohlstand der Bürgerschaft zum Wanken bringt.

Uns aber fängt langsam an zu schwanen, dass wir in dieser alten Göttergeschichte viel weniger nur Zuschauer und Zuhörer sind, als wir es beim ersten Anhören vielleicht noch meinten. Wenn wir ganz ehrlich sein wollen, müssen wir doch zugeben, dass die Darlegungen dieses bekümmerten Geschäftsherrn für uns etwas menschlich überaus Einleuchtendes an sich haben. Ich möchte jedenfalls den unter uns sehen, der, wenn es ihm so direkt an den Brotkorb, an die nackte Existenz geht wie den Leuten zu Ephesus, sich nicht auch auf die Hinterbeine stellte und anfinge, auf Gegenmassnahmen zu sinnen. Es ist tatsächlich unangenehm, wie einem das Predigen des Wortes Gottes dreinfunken kann. Gegenmassnahmen müssten nämlich gegen das Predigen, gegen das Wort Gottes, gegen Gott ins Auge gefasst werden. Dem Paulus wird hier von unverdächtiger Seite bescheinigt, dass von der Predigt eine Wirkung ausgehen kann, die unter Umständen bis in die Geschäftsbücher hinein, gleichsam buchhalterisch, feststellbar ist. Es ist dort in Ephesus wirklich so, wie es unmittelbar vorher heisst: «Also mächtig wuchs das Wort des Herrn und nahm überhand» (20). Denke man doch, wie das wäre, wenn man eines Tages auch von unserem heutigen kirchlichen Predigen sagen könnte: «Also mächtig wuchs das Wort des Herrn und nahm überhand!» Was würde wohl unsere Fremdenindustrie dazu sagen? und unsere Vergnügungsindustrie? und gar unsere Rüstungsindustrie? Wenn unser Nationalrat in seiner nächsten Sitzung den 600-Millionen-Rüstungs-kredit unter der Wirkung der

vollmächtigen Predigt der Kirche herabsetzte? Und wenn der Deutsche Bundestag nicht mehr zwei Milliarden (man spricht bereits von acht Milliarden) an Rüstungsausgaben beschliessen würde? Wenn das Wort Gottes anfinge, derartige Wirkungen zu zeitigen, da würde es manch einem Arbeitgeber und Arbeitnehmer anfangen ungemütlich zu werden. Mit andern Worten, nicht wahr, wir wollen uns doch darüber klar sein, dass es nicht nur eine Diana der Epheser gibt, sondern auch eine Diana der Berner. Wie wohl diese aussehen mag? Und eine Diana der Schweizer, und eine Diana der Deutschen, und eine Kolossal-Diana der Russen, und eine Super-Diana der Amerikaner. Diese moderne Diana ist sicher auch, wie jene von Ephesus, gross. Diana kann offenbar immer nur gross sein. Etwas weniger poetisch mag sie aussehen. Vielleicht hält sie in den Händen statt Kornähren Aktienbündel. Anstelle ihrer zwölf Brüste träten vielleicht zwölf Kapitalanlagen in zwölf verschiedenen Ländern. Vielleicht auf dem Haupt nicht eine Mauerkrone und Mondscheibe, sondern das Modell einer kleinen H-Bombe. Umschwärmt wäre sie nicht von Rehgeiss und Hirschkuh, sondern von Wagen neuesten Modells direkt aus dem Automobilsalon. Und hier ginge es auch nicht nur um silberne Tempelchen und fromme Reiseandenken, sondern um Kohle und Eisen, um Gummi und Petrol, um Kolonien alten Stils und Absatzmärkte neuen Stils. Und es sind nicht nur grosse, es sind auch mittlere und kleine Demetriusse, die heute darüber wachen, dass der Diana, und obendrein erst noch von kirchlicher Seite, kein Abbruch geschieht und dass sie gross bleibt. Alle diese Dianas aber haben mit derjenigen von Ephesus eines gemeinsam: Ihrer aller Füsse sind umwickelt. Im Reiche der Diana geht es mit den Menschen nie vorwärts, da geht es immer zurück, trotz Glanz und Grösse. Diana hat gefesselte Füsse. Und auch das ist doch klar, dass wenn es heute um die Predigt des Gottesworts recht stünde, dass dann auch heute eine Erschütterung der Welt von ihm ausgehen

müsste, ist es doch wie ein Feuer und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeisst. Was seinerzeit schon die Leute von Thessalonich dem Apostel und seinen Begleitern vorwarfen, steht doch auch heute in Geltung: «Diese sind's, die den ganzen Erdkreis erregen.» Das Evangelium von Christus und seinem Reich ist tatsächlich *das* Salz der Erde, *der* Gärstoff, *die* grosse Störung und gleichzeitig die grosse Segnung. Es müsste doch auch jetzt und hier eine wirksame Veränderung von unserem Predigen und Predigthören ausgehen. Oder hat unser Predigtwort den Salzgehalt, den Gärstoff verloren? Müssten wir jetzt nicht alle miteinander darum beten — und möchte es ein ernstliches Beten sein! —, dass unser christliches Predigtwort wieder Salzgehalt und Gärstoff Wirkung bekäme? Wäre es nicht besser, die vorhandenen Spannungen zwischen den verschiedenen Dianen könnten durch Gottes Wort behoben werden, anstatt durch die H-Bombe? Solche Gedanken und Überlegungen melden sich, wenn man ein Kapitel wie dieses neunzehnte der Apostelgeschichte aufgeschlagen hat. Da regt sich ein Hunger nach dem Wort, nach jenem Wort, das wir Menschen nicht nur sprechen, sondern das geschieht. Und nun wollen wir die Wirkung, die Gottes Wort in Ephesus hat, noch etwas genauer ansehen.

Die Ausführungen des Demetrius lösen in Ephesus eine regelrechte Revolution aus, das heisst, genau genommen ist es eine Gegenrevolution gegen die Auswirkungen des gepredigten Evangeliums. Wie bei Feueralarm rennen die Leute durch die Strassen. Es geht Richtung Theater. Zwei Begleiter des Paulus, Gajus und Aristarch, werden unterwegs erkannt, mitgeschleppt und wahrscheinlich wenig rücksichtsvoll behandelt. Das Theater füllt sich. Dieses besteht aus 66 kreisförmig übereinander liegenden Sitzreihen und hat gegen 25'000 Sitzplätze. Es ist also doppelt so gross wie das Hallenstadion in Zürich-Oerlikon mit seinen 12'000 Sitzgelegenheiten, 5000 Sitzplätze mehr als die unterirdische Hallenkirche von Lourdes. Was sich nun an diesem Ort ereignet,

kann man nur zum Teil verstandesmässig und psychologisch erklären. Sonderbar erscheint uns vorab die Tatsache, dass vom eigentlichen Veranstalter dieser Volksversammlung, von Demetrius, während deren ganzem Verlauf keine Spur mehr zu finden ist. Er ist wie von der Bildfläche verschwunden. Es ist also eine Veranstaltung, die wohl einberufen wurde, aber die nun keinen Leiter und Vorsitzenden hat. Höchst seltsam, dieses Riesentheater voll Volks, ohne dass jemand da ist, der die Leute dirigiert! — Die meisten Anwesenden wissen nicht, um was es geht und warum sie überhaupt da sind. In dieser allgemeinen Unsicherheit spricht sich's herum, es sei etwas mit den Juden. Natürlich, die Juden werden wieder einmal dahinter stecken! Die Verantwortlichen von der Leitung der Synagoge erkennen, dass die Gefahr eines ausbrechenden Judenpogroms besteht. Es gelingt ihnen, einen ihrer Vertreter, er trägt den Namen Alexander, bis zur Rednertribüne vorzuschieben. Dieser soll die Erklärung abgeben, dass es sich diesmal nun wirklich nicht um die Juden handelt, was ja bis zu einem gewissen Grad auch zutrifft. Hämische Randbemerkungen zu diesem mehr als gerechtfertigten Versuch der Judenschaft sind überflüssig. Aber die Masse erkennt Alexander als Juden und schreit ihn nieder, bevor es ihm gelingt, auch nur ein Wort zu sagen.

Daraufhin ereignet sich etwas schlechthin Unheimliches. Ja, unheimlich wäre es, wenn es keinen Christus gäbe. Aus dieser Volksversammlung ohne sichtbaren Leiter bricht nun, ausgelöst durchs Auftreten des Alexander, der Ruf auf: «Gross ist die Diana der Epheser.» So schreit es eine Viertelstunde lang, eine halbe Stunde lang, eine Stunde lang, anderthalb Stunden sind schon vorbei; es geht gegen zwei Stunden, und immer noch ertönt der Schrei wie aus einem Mund zum Himmel: «Gross ist die Diana der Epheser.» Dass eine politische oder eine Sportversammlung, die etwas sieht und hört, in minutenlangen Applaus oder etwa auch in minutenlanges Pfeifen und Gröhlen ausbrechen kann, ist

bekannt. Aber dass man, ohne eine Rede anzuhören und ein Schauspiel zu sehen, zwei volle Stunden ununterbrochen schreien kann, dieser Vorgang trägt deutlich den Stempel des Teuflischen an sich. In diesem Zusammenhang fällt auf, wie oft in den Evangelien berichtet wird, dass es hauptsächlich Dämonische sind, die in lautes und grässliches Schreien ausbrechen. Es handelt sich dabei um ein Schreien der Angst und der Klage, um ein Wehgeheul über die Nähe des Herrn. Etwas von diesem Schreien aus dem Abgrund ist in Jerusalem dabei, am Karfreitagmorgen, vor Pilatus. Auch das letzte Buch der Heiligen Schrift beschreibt ein solches Wehgeschrei im Anschluss an den Fall der grossen Hure Babylon. Ja Christus selber stellt in Aussicht, dass, wenn er einst sichtbar kommen wird in den Wolken des Himmels, dann «werden heulen alle Geschlechter der Erde». Etwas von diesem Schreien und Heulen der bedrohten und geplagten Dämonen bricht nun hier im Theater von Ephesus los. Man nennt den Vorgang «Aufstand der Silberschmiede». Das ist es, aber nur was den Vordergrund anbetrifft. Dahinter ereignet sich hier ein ohnmächtiger Aufstand der Dämonen, die sich durch die Nähe des Herrn, durch die Wirkung des Heiligen Geistes, durch die Kraft und Überhandnahme des Wortes, gequält und bedroht fühlen. Dieses zweistündige Schreien kommt uns vor wie der Ausbruch eines Vulkans aus der Hölle herauf, es steigt zum Himmel wie ein riesiger Pilz der Finsternis. Aber es ist ein ohnmächtiges Geschrei. Etwas anderes als ein Schreien der Ohnmacht vermag die Hölle schlussendlich nicht, darum nicht, weil sie besiegt ist: «Der Fürst dieser Welt, / wie sauer er sich stellt, / tut er uns doch nicht, / das macht, er ist gericht, / ein Wörtlein kann ihn fällen.»

Zum Seltsamen gehört hier auch, was von Paulus berichtet wird. Dass dieser «Hauptmissetäter» nicht dabei ist! Warum haben sie ihn nicht geholt? Waren sie mit Blindheit geschlagen, so dass sie ihn nicht fanden? Lag eine Verwechslung

vor, so dass man einen der beiden Mitgeschleppten für Paulus hielt? Oder wagte man nicht, Hand an Paulus zu legen, an diesen Paulus von Tarsus, von dem man sagt, dass schon von seinen Kleidungsgegenständen Kraftwirkungen ausgehen? Wie dem auch sei, Paulus befindet sich in Sicherheit. Sowie er vernimmt, was los ist, will er sich ins Theater begeben. Es ist doch selbstverständlich, dass er dort sein muss, wo er seine zwei Mitarbeiter in Gefahr weiss! Die Gläubigen aber halten ihn zurück. Auch einige befreundete einflussreiche Persönlichkeiten bewegen ihn, fernzubleiben. Diese denken wahrscheinlich nicht nur an die Sicherheit des Apostels, sondern ans öffentliche Wohl überhaupt, weil sie wissen, dass das Erscheinen des Apostels in diesem Augenblick Öl ins Feuer bedeutete; das Ganze könnte in einem allgemeinen Blutbad enden. So lässt sich Paulus überreden und verhält sich still. Das heisst, der Apostel ist zwar fern vom Tumult, aber nicht fern vom Kampf. Wenn auch unsichtbar, befindet er sich dennoch an der Front, und zwar zuvorderst. Wir wissen, dass diese Stunden für den Mann aus Tarsus zu den schrecklichsten seines Lebens gehörten. Wenn er den Korinthern von Ephesus aus schreibt, er habe hier im Theater «mit wilden Tieren gekämpft», dann kann das nur eine Anspielung auf diese zwei Stunden sein, da der Apostel dem Leibe nach wohl in der Wohnung des Aquila und der Priscilla war, im Geist aber im Gebetskampf in der Arena.

Nachdem die Menge sich zwei Stunden lang heiser und matt geschrieen hatte, gelang es dem Staatsschreiber, einer der einflussreichsten Magistratspersonen von Ephesus, das Wort zu bekommen. Er beginnt seine Rede damit, dass er der Menge eine Schmeichelei hinwirft. Er selber, das spürt man, gehört zu den Aufgeklärten, die in der damaligen Oberschicht nicht selten waren, die nicht an den Zauber der grossen Diana glaubten. Dem Volk sagt er, das wisse doch die ganze Welt, dass die Diana von Ephesus gross sei, sie sollten sich doch nicht um ihren Ruhm sorgen. Auch sei es

jedermann bekannt, welch treue Söhne der Diana die Bürger von Ephesus seien. Dann aber fährt er fort mit einer freundlichen, aber immerhin deutlichen Ermahnung, die genau besehen nun schon eine Drohung enthält: Geht jetzt lieber still auseinander und nach Hause, es könnte sonst passieren, dass man euch in Rom aufrührerischer Umtriebe wegen verklagt, und darauf reagiert Rom bekanntlich sauer. Das könnte die Bürgerschaft von Ephesus teuer zu stehen kommen. Ist irgendein wirkliches Unrecht geschehen, nun, dafür gibt es im Römerreich ordentliche Gerichte, die jedem anständigen Bürger zur Verfügung stehen. Im übrigen, Tempelschänder und gar Räuber seien die Angeklagten nicht. Damit sagt er die Wahrheit. Die Christen haben im Kampf gegen das Heidentum keine solch gemeinen Machenschaften nötig. Der schlichte Glaube an die Existenz und an den Sieg des Auferstandenen genügt, und die Säulen der Göttertempel kommen ins Wanken. Dianen, antike und moderne, haben nicht nur umwickelte Beine, sondern sie stehen überhaupt auf tönernen Füssen. Gross ist die Diana der Epheser, kolossal die Diana der Russen, riesengross die Diana der Amerikaner. Diana kann nie anders als gross sein. «Gross Macht und viel List —.» Aber wer an Christus den Auferstandenen glaubt, der soll nur aus einer gewissen Gelassenheit heraus, froh und getrost einstimmen in jenes Lied, das wir fast zu gut kennen, so dass es uns zur Gewohnheit verblasst ist: «Grosser Gott, wir loben dich, / Herr, wir preisen deine Stärke. / Vor dir beugt der Erdkreis sich / und bewundert deine Werke. / Wie du warst vor aller Zeit, / so bleibst du in Ewigkeit.»

Von Milet sandte er gen Ephesus

20,[1] Da nun die Empörung aufgehört, rief Paulus die Jünger zu sich und segnete sie und ging aus, 2u reisen nach Mazedonien. [2] Und da er diese Länder durchzogen und sie ermahnt hatte mit vielen Worten, kam er nach Griechenland und verzog allda drei Monate. [3] Da aber ihm die Juden nachstellten, als er nach Syrien wollte fahren, beschloss er wieder umzuwenden durch Mazedonien. [4] Es zogen aber mit ihm bis nach Asien Sopater von Beröa, von Thessalonich aber Aristarchus und Sekundus, und Gajus von Derbe und Timotheus, aus Asien aber Tychikus und Trophimus. [5] Diese gingen voran und harrten unser zu Troas. [6] Wir aber schifften nach den Ostertagen von Philippi an bis an den fünften Tag und kamen zu ihnen gen Troas und hatten da unser Wesen sieben Tage.

[7] Am ersten Tage der Woche aber, da die Jünger zusammenkamen, das Brot zu brechen, predigte ihnen Paulus, und wollte des andern Tages Weiterreisen und zog die Rede hin bis zu Mitternacht. [8] Und es waren viele Lampen auf dem Söller, da sie versammelt waren. [9] Es sass aber ein Jüngling mit Namen Eutychus in einem Fenster und sank in einen tiefen Schlaf, dieweil Paulus so lange redete, und ward vom Schlaf überwältigt und fiel hinunter vom dritten Söller und ward tot aufgehoben. [10] Paulus aber ging hinab und legte sich auf ihn, umfing ihn und sprach: Machet kein Getümmel; denn seine Seele ist in ihm. [11] Da ging er hinauf und brach das Brot und ass und redete viel mit ihnen, bis der Tag anbrach; und also zog er aus. [12] Sie brachten aber den Knaben lebendig und wurden nicht wenig getröstet. [13] Wir aber zogen voran auf dem Schiff und fuhren gen Assos und wollten daselbst Paulus zu uns nehmen; denn er hatte es also befohlen, und er wollte zu Fusse gehen. [14] Als er nun zu uns traf zu Assos, nahmen wir ihn zu uns und kamen gen Mitylene. [15] Und von da schifften

wir und kamen des andern Tages hin gegen Chios; und des folgenden Tages stiessen wir an Samos und blieben in Trogyllion; und des nächsten Tages kamen wir gen Milet.
16 Denn Paulus hatte beschlossen, an Ephesus vorüberzuschiffen, dass er nicht müsste in Asien Zeit zubringen; denn er eilte, auf den Pfingsttag zu Jerusalem zu sein, so es ihm möglich wäre.

17 Aber von Milet sandte er gen Ephesus und liess fordern die Ältesten von der Gemeinde. 18 Als aber die zu ihm kamen, sprach er zu ihnen: Ihr wisset, von dem ersten Tage an, da ich bin nach Asien gekommen, wie ich allezeit bin bei euch gewesen 19 und dem Herrn gedient habe mit aller Demut und mit viel Tränen und Anfechtungen, die mir sind widerfahren von den Juden, so mir nachstellten; 20 wie ich nichts verhalten habe, das da nützlich ist, dass ich's euch nicht verkündigt hätte und euch gelehrt öffentlich und sonderlich; 21 und habe bezeugt, beiden, den Juden und Griechen, die Busse zu Gott und den Glauben an unsern Herrn Jesus Christus. 22 Und nun siehe, ich, im Geiste gebunden, fahre hin gen Jerusalem, weiss nicht, was mir daselbst begegnen wird, 23 nur dass der heilige Geist in allen Städten bezeugt und spricht, Bande und Trübsale warten mein daselbst. 24 Aber ich achte der keines, ich halte mein Leben auch nicht selbst teuer, auf dass ich vollende meinen Lauf mit Freuden und das Amt, das ich empfangen habe von dem Herrn Jesus, zu bezeugen das Evangelium von der Gnade Gottes. 25 Und nun siehe, ich weiss, dass ihr mein Angesicht nicht mehr sehen werdet, alle die, bei welchen ich durchgekommen bin und gepredigt habe das Reich Gottes. 26 Darum bezeuge ich euch an diesem heutigen Tage, dass ich rein bin von aller Blut; 27 denn ich habe euch nichts verhalten, dass ich nicht verkündigt hätte all den Rat Gottes. 28 So habt nun acht auf euch selbst und auf die ganze Herde, unter welche euch der heilige Geist gesetzt hat zu Bischöfen, zu weiden die Gemeinde Gottes,

welche er durch sein eigen Blut erworben hat. [29] Denn das weiss ich, dass nach meinem Abschied werden unter euch kommen greuliche Wölfe, die die Herde nicht verschonen werden. [30] Auch aus euch selbst werden aufstehen Männer, die da verkehrte Lehren reden, die Jünger an sich zu ziehen. [31] Darum seid wach und denket daran, dass ich nicht abgelassen habe drei Jahre, Tag und Nacht, einen jeglichen mit Tränen zu vermahnen. [32] Und nun, liebe Brüder, ich befehle euch Gott und dem Wort seiner Gnade, der da mächtig ist, euch zu erbauen und zu geben das Erbe unter allen, die geheiligt werden. [33] Ich habe euer keines Silber noch Gold noch Kleid begehrt. [34] Denn ihr wisset selber, dass mir diese Hände zu meiner Notdurft und derer, die mit mir gewesen sind, gedient haben. [35] Ich habe es euch alles gezeigt, dass man also arbeiten müsse und die Schwachen aufnehmen und gedenken an das Wort des Herrn Jesu, dass er gesagt hat: «Geben ist seliger denn Nehmen.» [36] Und als er solches gesagt, kniete er nieder und betete mit ihnen allen. [37] Es ward aber viel Weinen unter ihnen allen, und sie fielen Paulus um den Hals und küssten ihn, [38] am allermeisten betrübt über das Wort, das er sagte, sie würden sein Angesicht nicht mehr sehen; und geleiteten ihn in das Schiff.

Apostelgeschichte 20,1-38

Wir haben gestern einen alten Dorfschmied aus der Metzgergasse zu Grabe getragen. Er war nicht nur ein treues Kind unserer Münstergemeinde, sondern ein stiller Knecht im Reiche Gottes. Die Welt wird sein Fehlen nicht vermissen; aber in den Reihen jener Stillen im Land, bei denen das Geheimnis des Gebetes und der Fürbitte lebt, ist eine Lücke entstanden. In seinen alten Tagen hat er am Bahnhof das Tagblatt verkauft. Er war schwer invalid, Opfer seines Berufes. Einmal hat er durch einen sprühenden Funken eines seiner Augen verloren. So hat sein Beruf Spuren in sein Leben eingekerbt. Und dieser Umstand ist es nun, warum wir

an dieser Stelle auf ihn zu sprechen kommen; er erinnert uns, wenigstens in dieser Hinsicht, an jenen andern Knecht Gottes, der auch von seiner Arbeit gezeichnet und noch ganz anders ein Opfer seines Berufes geworden ist. Dabei denken wir nicht in erster Linie an Paulus als Teppichweber und Zeltmacher, was er ja im Nebenamt immer auch war, wir denken jetzt vorab an Paulus als Prediger und Botschafter Christi. Aus diesem zwanzigsten Kapitel geht doch in unverkennbarer Deutlichkeit das Eine hervor, dass man nicht ungestraft und ungeschoren Jahre und Jahrzehnte lang Gottes Wort predigen kann. Nicht nur das Hantieren mit Hammer und Amboss, mit Feuer und Eisen hinterlässt Spuren im Leben eines Schmieds, sondern auch und noch viel mehr der Umgang mit dem Wort Gottes im Leben jedes Christen, zumal im Leben eines wirklichen Dieners am Wort, heisst es doch auch vom Wort Gottes, es sei ein Feuer und es sei ein Hammer, der Felsen zerschmeisst.

Und nun lasst uns diesen Spuren, die der weltweite Dienst am Wort im Leben des Apostels hinterlassen hat, gleich etwas nachgehen. Wir haben letztes Mal vernommen, wie es Paulus in Ephesus vergönnt war, einem gewaltigen Einbruch des Auferstandenen in die Bollwerke der Finsternis beizuwohnen. Nach solch einem Ereignis, so möchte man erwarten, müsste der Apostel jetzt besonders guter Dinge sein, ja es wäre ihm jetzt menschlicherweise ein bisschen Hochmut und Selbstsicherheit keineswegs zu verargen. Hochmut nach Siegen, vor allem geistlicher Art, ist uns jedenfalls nicht unbekannt. Aber weil Paulus in der Bewahrung und Zucht des Heiligen Geistes steht, beobachten wir jetzt an ihm genau das Verhalten, das die Situation erfordert. Der Apostel weiss, dass ihm jetzt «aufgezogen ist», denn die Teufel lassen sich solche Schlappen in der Regel nicht gefallen, ohne zum Gegenschlag auszuholen. Paulus ist hier, ohne dass wir uns entfernt mit dem Apostel zusammenzählen, ein wenig so dran wie wir, wenn wir in unserer Jugendzeit in ein

Wespennest stachen und wussten: Jetzt geht dann etwas los, dem gegenüber höchste Alarmbereitschaft ratsam ist. Die Griechen und die Juden, vor allem letztere, sind aufs äusserste gereizt. In Jerusalem, wo sich gleichsam der «Vatikan des Judentums» befindet, hat man die Beseitigung des Paulus beschlossen. Bei der viel verzweigten Judenschaft ist er auf der schwarzen Liste. Wo immer er nun hinkommen mag, wird er wie ein Schwerverbrecher gleichsam steckbrieflich gesucht und verfolgt. Wo immer er auftaucht, wird man ihm nach dem Leben trachten. Christus hat einmal seinen Jüngern prophezeit: «Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe.» Das Wort fängt nun an, an Paulus wörtlich in Erfüllung zu gehen.

Und nun vernehmen wir hier — eine weitere Überraschung —, dass Paulus im Sinn hat, nach Jerusalem zu gehen. Es sind zwei Städtenamen, die ihm in jenen Tagen im Sinn und auf dem Herzen liegen: Rom und Jerusalem. Rom ist sein Fernziel — aber vorher muss er noch Jerusalem besuchen. Das ist sonderbar. Es dünkt uns, Paulus könnte jetzt in der weiten Welt an keinen dümmeren Ort sich begeben. Das hat ihm seine eigene Vernunft natürlich längst auch gesagt. Aber es liegt etwas wie eine Nötigung auf ihm: «Im Geiste gebunden fahre ich hin gen Jerusalem, weiss nicht, was mir daselbst begegnen wird» (22). Man nimmt an, dass es zwei tiefere Gründe sind, die dem Apostel den Weg nach Jerusalem auferlegen.

Einmal ist es die Einheit der christlichen Gemeinde, die dem Apostel brennend auf dem Herzen liegt. Die Kirche darf nicht auseinander wachsen, darf nicht zweistämmig werden. Ein Auseinanderbrechen in ein Paulus-Christentum und in ein Petrus-Christentum, in eine östliche und in eine westliche Hälfte, in Juden-Christen und Heiden-Christen muss unter allen Umständen vermieden werden. Um ein äusseres Zeichen dieser Einheit der Kirche aufzurichten, hat Paulus in allen heidenchristlichen Gemeinden eine Kollekte für die

verarmten «Heiligen in Jerusalem» angeordnet. Paulus weiss sich als Treuhänder für dieses gesammelte Geld verantwortlich und ist nun daran, das Sammlungsergebnis nach Jerusalem zu transportieren. Dieses unbedingte Festhalten an der Einheit der Kirche ist es, das ihn jetzt nach Jerusalem nötigt.

Aber ein vielleicht noch brennenderes Anliegen ist dem Apostel die Einheit von Kirche und Synagoge, zwischen Christen und Juden, zwischen dem alten und dem neuen Gottesvolk. Von den Juden aus gesehen ist ja die Trennung jetzt endgültig, aber nicht von Gott aus gesehen. Auch im Moment, da die Todfeindschaft der Juden so klar am Tage liegt, hält Paulus fest an der Hoffnung für Alt-Israel. Ungefähr zu dieser Zeit ist es, dass er an die Römer schreibt: «Ich sage die Wahrheit und lüge nicht, wie mir Zeugnis gibt mein Gewissen in dem Heiligen Geist, dass ich grosse Traurigkeit und Schmerzen ohne Unterlass in meinem Herzen habe. Ich habe gewünscht, verdammt zu sein von Christo für meine Brüder, die meine Gefreundeten sind nach dem Fleisch; die da sind von Israel, welchen gehört die Kindschaft und die Herrlichkeit und der Bund und das Gesetz und der Gottesdienst und die Verheissungen; welcher auch sind die Väter, und aus welchen Christus herkommt nach dem Fleisch» (Röm. 9). Er möchte nicht nur sein physisches Leben, er wäre bereit, sein Heil dranzugeben, wenn er dadurch Kirche und Israel zusammenhalten könnte. Das sind die Gründe, warum Paulus nach Jerusalem muss, auch jetzt noch, jetzt erst recht.

Zunächst reist er von Ephesus über Troas nach Mazedonien und dann nach Südgriechenland. Hier bringt er, hauptsächlich in Korinth, den Winter zu. Es ist sehr wahrscheinlich, dass in dieser Zeit der Brief an die Römer entstand. Während der Monate Dezember, Januar und Februar liegt die Schifffahrt still, im März geht sie wieder auf. Paulus hat sich bereits nach Schiffsplätzen umgesehen, um wenn möglich aufs

Passahfest hin in Jerusalem zu sein. Wir wissen nicht, von wem ihm da die Mitteilung zukommt, es sei ein Attentat auf sein Leben geplant; ob der Anschlag beim Einschiffen im Hafen von Korinth ausgeführt werden soll, oder während der Überfahrt aus den Reihen der zahlreichen jüdischen Jerusalempilger, sei dahingestellt. Paulus aber zieht sofort die Konsequenzen, ändert im letzten Augenblick geistesgegenwärtig seinen Reiseplan, und anstatt sich in Korinth einzuschiffen, wählt er den Landweg nordwärts, in Richtung Mazedonien. Er wandert in Begleitung von sieben namhaft aufgeführten Männern, welche sieben Gemeinden vertreten, wahrscheinlich im Zusammenhang mit jener Kollekte. Eine angenehme Reisegesellschaft; aber deswegen unter den jetzigen Umständen nicht ganz ungefährlich, weil sie auffällt. Das wird denn auch der Hauptgrund sein, warum sich Paulus auf dieser Rückreise so rätselhaft mehrere Male von seiner Siebenerbegleitung trennt. Zuerst wendet er sich allein Philippi zu, um, wenn das nun nicht in Jerusalem möglich ist, wenigstens dort bei seiner Lieblingsgemeinde das Fest der süssen Brote zu begehen. Unterdessen fahren die Sieben voraus nach Troas hinüber. Dort vereinigt sich Paulus später wieder mit ihnen. Lukas, der Verfasser der Apostelgeschichte, begleitet ihn von Philippi her. Die Überfahrt nach Troas muss stürmisch gewesen sein, dauert sie doch fünf Tage lang. In Troas hält sich Paulus sieben Tage auf.

Eingehend erzählt Lukas uns die Ereignisse der letzten Nacht vor der Weiterfahrt, ein denkwürdiges Ereignis, diese nächtlichen Abschiedsstunden in Troas. Man hat sich im dritten Stock eines Hauses versammelt, es ist nicht ausgeschlossen, dass dabei Gründe der Sicherheit mitspielen. Der Raum, so berichtet Lukas, ist mit Lampen hell erleuchtet, vielleicht, um aller üblen Nachrede vorzubeugen; jedermann soll wissen, dass es sich hier um Leute handelt, die sich wohl vor den Juden hüten müssen, die aber das Licht und die Polizei der Besetzungsmacht nicht zu scheuen haben. Paulus

fasst die Unterweisung der sieben hier verbrachten Tage zusammen. Die Rede zieht sich bis gegen Mitternacht in die Länge. Ein Jüngling, der sich, sei es wegen Raummangels, sei es wegen der frischen Luft, auf ein Fensterbrett gesetzt hat, schläft über der langen Rede des Apostels ein und stürzt zu Tode. Paulus, sofort in Sorge um die noch so junge Gemeinde, denkt an die verheerende Wirkung des Unglücksfalls. Die Wortverkündigung des siebentägigen Aufenthaltes, das Wort dieser letzten Nacht des Beisammenseins, droht einen schmerzlichen Dämpfer zu erhalten. Darum ringt der Apostel ums Leben des Verunfallten. Wenn Christus, der Herr über Leben und Tod, es ihm schenkt, den Jüngling ins Leben zurückzurufen, dann wird das ein machtvolles Zeichen sein und das vorausgegangene Wort mit Nachdruck bestätigen. Und übrigens, nicht nur die junge Gemeinde, auch Paulus selber kann in diesen Tagen solch eine besondere Freundlichkeit und Ermunterung seines Herrn gar wohl gebrauchen. Das Nachtmahl, das dann, nach der Auferweckung des Verunglückten, dort im dritten Stock beim Schein der vielen Fackeln gefeiert wird, ist von unvorstellbarer Herrlichkeit. Ob man dem Jüngling erst von dieser Nacht an den Namen Eutychus, das heisst, der Glückliche, beigelegt hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Aber das ist sicher: Da war nun eine Schar von Glücklichen beisammen; sie sind mehr als nur glücklich, diese Zeugen der Herrlichkeit Gottes sind selig. Und das ist auch sicher: Als dann der Apostel in der zweiten Hälfte dieser Nacht bis zum Morgengrauen weiterredete, da ist bestimmt keiner mehr darüber eingeschlafen. Wir heutigen Predigtgänger aber wollen froh sein, dass unsere Gottesdienste nicht im dritten Stock, sondern zu ebener Erde stattfinden. — Wir wollen uns hüten, was die Rededauer anbetrifft, einen Paulus nachahmen zu wollen. Es wäre vermessen; aber wie erbärmlich und dumm kommt einem doch im Gedanken an jene Nacht in Troas das Sprüchlein vor, das man in letzter Zeit etwa hören kann: Man dürfe

in einer evangelischen Predigt über alles reden, nur nicht über zwanzig Minuten! Der Heilige Geist hat sein eigenes Zeitmass.

Am Morgen nach dieser Nacht, während der man in Troas etwas von der Nähe des lieben Jüngsten Tages hat spüren können, reist die Gesellschaft weiter. Es geschieht in der Weise, dass die Gefährten zur See weiterfahren, während Paulus 40 km zu Fuss die Landroute wählt. Warum diese neuerliche Trennung? Will Paulus nach dieser Nacht mit Christus allein sein? Das wäre begreiflich. Es können aber auch hier wieder Gründe der Sicherheit mitbestimmend sein. Nach der Wiedervereinigung im nächstgelegenen Hafen und nach einer mehrtägigen Fahrt südwärts der kleinasiatischen Küste entlang kommen sie schliesslich, hart an Ephesus vorbei, nach Milet. Dass sie Ephesus umfahren, es heisst hier, aus Zeitgründen, um wenigstens nun auf Pfingsten nach Jerusalem zu gelangen, ist trotz allem schwer verständlich. Vielleicht spielen auch da die Nachstellungen der Juden eine Rolle. Immerhin benützt Paulus einen längern Aufenthalt in Milet dazu, um nach Ephesus zu berichten, dass er da sei. So kommt es zu jener bemerkenswerten Begegnung der Ältesten von Ephesus mit Paulus in Milet.

Dieser Abschied von den Ältesten aus Ephesus gestaltet sich zu einem unvergleichlichen, wahrhaft herrlichen Zeugnis der Christusgnade. Um die Macht der Gnade geht es hier ja vom ersten bis zum letzten Wort der berühmt gewordenen Abschiedsrede. Es ist uns ja nicht unbekannt, mit welch befreiender Einseitigkeit der Apostel Paulus die Gnade Christi verkündet. Keine noch so ehrwürdige jüdische Tradition, kein noch so edles Menschentum der Heiden, es gibt schlechterdings nichts, das uns zu retten vermag, ausser Christus allein. Diese Einseitigkeit der Gnadenbotschaft hat da und dort zur Besorgnis Anlass gegeben, unser menschliches Tun und Verhalten, unser Einsatz und unsere Hingabe könnten dadurch beeinträchtigt werden. Diese Besorgnis

wird uns hier weggenommen, und zwar gründlich. Der Prediger der alleinwirkenden Gnade steht hier vor uns als weithin leuchtendes Beispiel der Hingabe und der Aufopferung. Die christliche Gnadenbotschaft schliesst unser menschliches Tun nicht nur nicht aus, sondern zeitigt als Frucht eine Hingabe ohnegleichen. Paulus steht hier vor den Ältesten von Ephesus in einem solchen Glanz der Hingabe, dass sogar schon der Verdacht ausgesprochen wurde, als machte der Apostel sich hier des Selbstruhms schuldig. Aber wenn ein Botschafter sich der Gnade rühmt, dann gilt sein Ruhm Christus. Wenn hier etwas gerühmt wird, dann ist es die Wirkung und die Allgewalt der Gnade. Solche Früchte sind es, will Paulus hier sagen, die an einem Baum wachsen, der gepflanzt ist an den Wasserbächen der Gnade, und der im Sonnenlicht der Gnade steht.

Paulus, der von dieser Gnade lebt und von Christus ergriffen ist, wird dadurch in beispielloser Weise frei. Wer je einen freien Mann sehen will, der sehe sich diesen Begnadeten an. Er ist frei zur Hingabe an einen bestimmten Dienst, zur Hingabe an den Dienst am Wort. «Ihr wisset, von dem ersten Tage an, da ich bin nach Asien gekommen, wie ich alle Zeit bei euch gewesen bin» (18), so hebt er seine Rede an. Beneidenswerter Paulus, der nach fast dreijähriger Wirksamkeit in einer Gemeinde beim Abschied schlicht auf sein Beispiel hinweisen und sagen kann: «Ihr wisset…!» Ihr wisset, unter welchen Schwierigkeiten und Anfechtungen ich unter euch am Wort gedient habe, ihr wisset, wie oft das unter Tränen geschah (19). Es ist in diesem Kapitel auffällig oft von Tränen die Rede. Das mag manch einen heutigen Leser peinlich berühren. Dass wir Männertränen nicht mögen, ist aber nicht etwa ein Zeichen unserer Mannhaftigkeit, sondern eher ein Beweis dafür, dass wir von einem abnormalen, degenerierten Männerideal befangen sind. Die Männer in Gottes Reich kennen Tränen, Männertränen, Tränen der heiligen Kümmernis um die Sache, um die es ihnen geht, Tränen der

kämpferischen Hingabe an Christi Wort und Reich: «Ihr wisset, wie ich dem Herrn gedient habe mit aller Demut und mit viel Tränen und Anfechtungen, die mir sind widerfahren von den Juden, so mir nachstellen» (19).

Der Apostel weiss und verschweigt es den Ältesten von Ephesus nicht, dass sie einander nach menschlichem Ermessen jetzt zum letzten Mal sehen. Das nächste Wiedersehen wird am Jüngsten Tag, vor dem ewigen Richterstuhl sein. Dort wird es vor Gott an den Tag kommen, wie er seinen Dienst getan hat. Dann wird Gott selber es bestätigen, was die Epheser wissen, dass Paulus nichts vom Wort unterschlagen hat. Unterschlagung am Wort, die von keiner irdischen Polizei geahndet wird, ist ja die folgenschwerste von allen Unterschlagungen. Alles hat Paulus ihnen kundgetan, was zu ihrem Heil nötig ist, Busse und Gnade, Gnade und Gericht, ohne Menschenfurcht und ohne Rücksicht auf das Urteil der Hörer. Den ganzen Ratschluss Gottes, die ganze Gnade hat er ihnen verkündet: «Darum bezeuge ich euch an diesem heutigen Tage, dass ich rein bin von aller Blut» (26). Ihr werdet mich am Jüngsten Tag keines Versäumnisses bezichtigen können. Wer es mit dem Wort Gottes zu tun hat, und das haben wir alle, auf und unter der Kanzel, der ahnt hier etwas vom Gewicht der Verantwortlichkeit dieses Unterfangens. Der Umgang mit Gottes Wort hat es nicht nur, wie beim Dorfschmied, mit dem Feuer der Esse zu tun, sondern mit dem Feuer der Hölle und des Himmels.

Und keiner komme und versuche sich damit zu entschuldigen, dass Paulus eine Ausnahmeerscheinung ist, für den eben andere Massstäbe gelten als für uns gewöhnliche Gemeindeglieder und Diener am Wort. Überhaupt nicht Menschenleistung ist es ja, hören wir hier weiter, was dieser Apostel verkündigt, sondern Gnade. Und die Gnade ist auch, ist gerade in schwachen Gefässen mächtig. «Gott und dem Wort seiner Gnade» (32) befiehlt er darum die Gemeinde. Er weiss, warum er auf Gott und auf das Wort seiner Gnade

baut und nicht auf menschliche Widerstandskraft. Er weint und macht den Ältesten von Ephesus kein Hehl daraus, dass die Gemeinde einen schweren Weg vor sich hat, auf dem jeder umkommen wird, der nicht vom Wort der Gnade lebt. Es werden «greuliche Wölfe» von aussen her in die Herde einbrechen, und aus der Mitte der Gemeinde selber werden Irrlehrer aufstehen, «Männer, die falsch lehren und die Jünger an sich ziehen» (29.30). «Darum habt acht auf euch selbst und auf die ganze Herde» (28). Auf sich selbst achten, kann das etwas anderes sein, als in der Gnade bleiben, nicht nebenaus, von der Gnade weggehen? In der Gnade allein ist Geborgenheit. Und auf die Herde achten, die Herde weiden, das heisst doch, ihr nicht Steine geben statt Brot, nicht Zucker statt Salz. Die Herde weiden heisst, ihr die Botschaft der Gnade verkündigen, sie auf der grünen Aue weiden und zum frischen Wasser führen. Das tat Paulus, und das sollen auch die Ältesten tun, kühn stellt er sich ihnen als Beispiel hin, das sie nachahmen sollen. «Bischöfe» nennt er sie hier zum ersten Male. Das waren damals noch nicht die Herrschaften, die sie heute sind. Das waren damals noch Menschen, die selber ganz und gar auf die Gnade geworfen sind. Schafe in der Herde, Brüder unter Brüdern, die es nötig haben, vorab acht zu haben auf sich selber.

Schliesslich steht hier über die Herde noch ein Wort, das einen zittern macht. Es erinnert die Ältesten von Ephesus an den hohen Wert der Herde. Es gibt keine Herde, auf keinem der stolzen Bauernhöfe unseres Bernerlandes, die auch nur annähernd von solchem Wert ist. Sie hat ihren Wert nicht aus sich selber, nicht dank ihres edlen Stammbaums. Die Herde, um die es hier geht, verdankt ihren Wert dem Umstand, dass Gott sie angekauft hat. Hoch ist der Preis, den Gott für sie bezahlte. Er hat das Blut seines Sohnes geopfert, Paulus sagt es in diesem erregenden Augenblick abgekürzt «welche er durch sein eigen Blut erworben hat». So kostspielig ist sie.

Es lohnt sich, im Dienst an dieser Herde seine Zeit, seinen Taglohn, sein Leben hinzugeben. Tag und Nacht hat der Apostel gearbeitet, um diese Gottesherde richtig weiden zu können. Er hat dafür weder Silber, noch Gold, noch Kleider angenommen. Ja, wenn es um den Dienst an dieser Herde ging, dann hat er sein Leben für nichts geachtet. Er streckt den Ältesten seine Hände hin. Es sind zwei zerarbeitete Handwerkerhände. Mit ihnen hat er gearbeitet. Und vor allem auf die Lämmer der Herde hat er geachtet, auf die Kleinen und Geringen. So hat Paulus sein Leben hingegeben im Dienst am Wort, eingedenk jenes Jesus-Wortes, das nur an dieser Stelle der Bibel vorkommt: «Geben ist seliger denn nehmen» (35). Solche Hingabe und solche Aufopferung vermag die Christusgnade zu wirken.

Und darauf erfolgt der Abschied. Die Ältesten geleiten den Apostel und seine Gefährten zur Landungsstelle hinaus. Der Abschied vollzieht sich unter Tränen, Küssen und Umarmungen. Wem dieser Vorgang sentimental zu sein scheint, der weiss nicht, oder hat vergessen, was in der Bibel Bruderschaft heisst, Kampfbruderschaft im Glauben. Die Männer, die da auf der Kaimauer sich umarmen und weinen, erinnern einen lebhaft an das Verhalten von Kriegskameraden oder von alten Revolutionären, die manches Mal Seite an Seite im Feuer gestanden. Das ist das Geheimnis der christlichen Kampfbrüderschaft. Dieses Geheimnis lebt überall dort, wo Christus der Hauptmann ist. Gott und dem Wort seiner Gnade sei seine Kirche befohlen.

4. Teil:
Rom,
die Stadt
des Caesars

Sie sagten Paulus, er solle nicht hinauf gen Jerusalem ziehen

21,[1] Als nun geschah, dass wir, von ihnen gewandt, dahin-
fuhren, kamen wir geradewegs gen Kos und am folgenden
Tage nach Rhodus und von da gen Patara. [2] Und da wir
ein Schiff fanden, das nach Phönizien fuhr, traten wir hin-
ein und fuhren hin. [3] Als wir aber Zypern ansichtig wur-
den, liessen wir es zur linken Hand und schifften nach Sy-
rien und kamen an zu Tyrus; denn daselbst sollte das
Schiff die Ware niederlegen. [4] Und als wir Jünger fanden,
blieben wir daselbst sieben Tage. Die sagten Paulus durch
den Geist, er sollte nicht hinauf gen Jerusalem ziehen.
[5] Und es geschah, da wir die Tage zugebracht hatten, zogen
wir aus und reisten weiter. Und sie geleiteten uns alle mit
Weib und Kindern bis hinaus vor die Stadt, und wir knieten
nieder am Ufer und beteten. [6] Und als wir einander gesegnet, traten wir ins Schiff; jene aber wandten sich wieder zu
dem Ihren. [7] Wir aber vollzogen die Schifffahrt von Tyrus
und kamen gen Ptolemais und grüssten die Brüder und
blieben einen Tag bei ihnen. [8] Des andern Tages zogen wir
aus, die wir um Paulus waren, und kamen gen Cäsarea
und gingen in das Haus Philippus des Evangelisten, der
einer von den Sieben war, und blieben bei ihm. [9] Der hatte
vier Töchter, die waren Jungfrauen und weissagten. [10] Und
als wir mehrere Tage dablieben, reiste herab ein Prophet
aus Judäa, mit Namen Agabus, und kam zu uns. [11] Der
nahm den Gürtel des Paulus und band sich die Hände und
Füsse und sprach: Das sagt der heilige Geist: Den Mann,
des der Gürtel ist, werden die Juden also binden zu Jerusalem und überantworten in der Heiden Hände. [12] Als wir
aber solches hörten, baten wir und die desselben Orts wa-
ren, dass er nicht hinauf gen Jerusalem zöge. [13] Paulus
aber antwortete: Was macht ihr, dass ihr weinet und bre-
chet mir mein Herz? Denn ich bin bereit, nicht allein mich

binden zu lassen, sondern auch zu sterben zu Jerusalem
um des Namens willen des Herrn Jesu. [14] Da er aber sich
nicht überreden liess, schwiegen wir und sprachen: Des
Herrn Wille geschehe.

[15] Und nach diesen Tagen machten wir uns fertig und zo-
gen hinauf gen Jerusalem. [16] Es kamen aber mit uns auch
etliche Jünger von Cäsarea und führten uns zu einem mit
Namen Mnason aus Zypern, der ein alter Jünger war, bei
dem wir herbergen sollten. [17] Da wir nun gen Jerusalem
kamen, nahmen uns die Brüder gern auf. [18] Des andern
Tages aber ging Paulus mit uns ein zu Jakobus, und es ka-
men die Ältesten alle dahin. [19] Und als er sie gegrüsst hatte,
erzählte er eines nach dem andern, was Gott getan hatte
unter den Heiden durch sein Amt. [20] Da sie aber das hör-
ten, lobten sie den Herrn und sprachen zu ihm: Bruder, du
siehst, wie viel tausend Juden sind, die gläubig geworden
sind, und alle sind Eiferer für das Gesetz; [21] sie sind aber
berichtet worden wider dich, dass du lehrest von Mose ab-
fallen alle Juden, die unter den Heiden sind, und sagest,
sie sollen ihre Kinder nicht beschneiden, auch nicht nach
desselben Weise wandeln. [22] Was denn nun? Allerdinge
muss die Menge zusammenkommen; denn sie werden's
hören, dass du gekommen bist. [23] So tue nun dies, was wir
dir sagen. [24] Wir haben vier Männer, die haben ein Ge-
lübde auf sich; die nimm zu dir und heilige dich mit ihnen
und wage die Kosten an sie, dass sie ihr Haupt scheren, so
werden alle vernehmen, dass es nicht sei, wie sie wider dich
berichtet sind, sondern dass du auch einhergehst und
hältst das Gesetz. [25] Denn den Gläubigen aus den Heiden
haben wir geschrieben und beschlossen, dass sie der keines
halten sollen, sondern nur sich bewahren vor dem Götzen-
opfer, vor Blut, vor Ersticktem und vor Hurerei. [26] Da
nahm Paulus die Männer zu sich und heiligte sich des an-
dern Tages mit ihnen und ging in den Tempel und liess
sich sehen, wie er aushielte die Tage, auf welche er sich

heiligte, bis dass für einen jeglichen unter ihnen das Opfer gebracht ward.

[27] Als aber die sieben Tage sollten vollendet werden, sahen ihn die Juden aus Asien im Tempel und erregten das ganze Volk, legten die Hände an ihn und schrieen: [28] Ihr Männer von Israel, helft! Dies ist der Mensch, der alle Menschen an allen Enden lehrt wider dies Volk, wider das Gesetz und wider diese Stätte; dazu hat er auch Griechen in den Tempel geführt und diese heilige Stätte gemein gemacht. [29] (Denn sie hatten mit ihm in der Stadt Trophimus, den Epheser, gesehen; den, meinten sie, hätte Paulus in den Tempel geführt.) [30] Und die ganze Stadt ward bewegt, und ward ein Zulauf des Volks. Sie griffen aber Paulus und zogen ihn zum Tempel hinaus; und alsbald wurden die Türen zugeschlossen. [31] Da sie ihn aber töten wollten, kam das Geschrei hinauf vor den obersten Hauptmann der Schar, wie das ganze Jerusalem sich empörte. [32] Der nahm von Stund an die Kriegsknechte und Hauptleute zu sich und lief unter sie. Da sie aber den Hauptmann und die Kriegsknechte sahen, hörten sie auf, Paulus zu schlagen. [33] Als aber der Hauptmann nahe herzu kam, nahm er ihn an sich und hiess ihn binden mit zwei Ketten und fragte, wer er wäre und was er getan hätte. [34] Einer aber rief dies, der andere das im Volk. Da er aber nichts Gewisses erfahren konnte um des Getümmels willen, hiess er ihn in das Lager führen. [35] Und als er an die Stufen kam, mussten ihn die Kriegsknechte tragen vor Gewalt des Volks; [36] denn es folgte viel Volks nach und schrie: Weg mit ihm! [37] Als aber Paulus jetzt zum Lager eingeführt ward, sprach er zu dem Hauptmann: Darf ich mit dir reden? Er aber sprach: Kannst du Griechisch? [38] Bist du nicht der Ägypter, der vor diesen Tagen einen Aufruhr gemacht hat und führte in die Wüste hinaus viertausend Meuchelmörder? [39] Paulus aber sprach: Ich bin ein jüdischer Mann von Tarsus, ein Bürger einer namhaften Stadt in Zilizien. Ich bitte dich, erlaube

mir, zu reden zu dem Volk. [40] Als er aber es ihm erlaubte, trat Paulus auf die Stufen und winkte dem Volk mit der Hand. Da nun eine grosse Stille ward, redete er zu ihnen auf hebräisch und sprach:
Apostelgeschichte 21,1-40

Paulus muss jetzt nach Jerusalem. Dieses Eine steht hier fest. Daran gibt es nichts zu rütteln. Christus will es so haben. Der Marschbefehl ist von Anfang an klar umrissen und lautet: «Bis an das Ende der Erde.» Das hören wir nicht ungern; aber das andere überhören wir leicht: Nicht an Jerusalem vorbei! «Ihr werdet meine Zeugen sein in *Jerusalem*... und bis an das Ende der Erde» (1,8). Diese gebundene Marschroute, für die gesamte Christenheit verbindlich, wurde dem Apostel ja dann später, anlässlich seiner Berufung, persönlich und speziell noch einmal vorgeschrieben, indem Christus ihm dort sagen liess: «Dieser ist mein auserwähltes Rüstzeug, zu tragen meinen Namen vor Königen und vor den Völkern und» — fügt Christus dort ausdrücklich hinzu — «vor dem Volk von Israel» (9,15).

Christus breitet zwar seinen Retterwillen wie ein Netz über alle Völker der Erde aus, aber unter Einschluss — unter keinen Umständen unter Ausschluss — der Juden. Gott hat sein Volk auch nachdem es seinen rechtmässigen König gekreuzigt hat, nicht verstossen. So treu ist er seinem einmal gegebenen Wort. Wohl uns, dass er ein solcher Gott ist, dass sein Wort so unerschütterlich feststeht, durch alle menschliche Verschuldung hindurch! Davon leben nämlich nicht allein die Juden, davon leben alle Völker, auch wir Christen; von Gottes Bundestreue lebt ein jeglicher von uns. Wir haben uns im Verlauf der 2000 Jahre christlicher Zeitrechnung gefährlich von den Juden entfernt, haben uns gefährlich an den Gedanken gewöhnt, dass uns die Juden, seitdem sie eigene Wege gingen, wenig und nichts mehr angehen. Aber sie sind und sie bleiben zusammen mit uns Gottes nächste Hausgenossen, unsere Mitanteilhaber der Verheissung und unsere

Miterben Gottes. Ihre Bibel ist auch unsere Bibel, unser Gott ist auch ihr Gott, und wir beide haben ein und denselben Erlöser, Christus. So wahr Gott die Welt liebt — und er liebt sie —, so wahr Gott uns liebt — und er liebt uns —, so wahr liebt Gott die Juden. Kurze zehn Jahre nach den hier erzählten Ereignissen wird zwar Jerusalem dem Erdboden gleichgemacht, so dass kein Stein auf dem andern bleibt. Aber keine Trümmer vermögen Gottes Verheissungswort zu erdrücken, auch unter Schutt und Asche bleibt Jerusalem Jerusalem. Mag der Schwerpunkt der christlichen Kirche von da an sich gegen Westen verlagern und sich um die Welthauptstadt am Tiber konzentrieren, nach der Heiligen Schrift ist nicht Rom die «Ewige Stadt», sondern Jerusalem. Der Glanz der ewigen Verheissungen bleibt über Jerusalem, denn Gott ist treu, Gott hält Wort. Nach Jerusalem werden alle Blicke schauen, alle Schritte sich lenken und alle Wege führen. Das ist der Grund, warum Paulus, bevor er sich endgültig dem Westen und Rom zuwendet, nun noch einmal in den Osten gehen muss, nach Jerusalem. Mit dieser denkwürdigen Fahrt soll ein weithin sichtbares Zeichen der unwandelbaren Treue Gottes zu seinem alten Eigentumsvolk aufgerichtet werden. Es war nie gut, wenn die Christenheit dieses Zeichen übersah. —

Und nun ist diese Fahrt nach Jerusalem vom menschlichen Standpunkt aus glasklare Unvernunft. Jerusalem ist jetzt für den Apostel Paulus ein unmöglicher Aufenthaltsort. Wir wissen, dass im Zeitraum zwischen der Kreuzigung Christi, ums Jahr 30, und der Zerstörung Jerusalems, ums Jahr 70, die Judenschaft in Palästina charakterisiert ist dadurch, dass sie — ich möchte sagen — erhöhte Temperatur hat. Eine rätselhafte Unrast ist nach der Kreuzigung Christi in die Juden gefahren, ein Suchen und Ausschauhalten nach dem Messias, ein aufgeregtes Fragen schüttelt wie ein Fieber den Leib des Volkes. In diesem schwülen Klima gedeihen die Schwärmer und falschen Propheten wie die Pilze im

Hochsommer. Genau das ist jetzt eingetroffen, was Christus angekündigt hat: Nachdem der echte umgebracht worden ist, treten die falschen Messiasse auf. Zeloten, religiös-nationale Eiferer, hat es schon immer gegeben; aber nun nimmt das Zelotentum in Palästina handgreifliche Formen an. In jenen Tagen bildet sich eine neue Partei, die so genannten Sikarier, so genannt nach der Waffe, die sie tragen; es ist ein kurzer krummer Dolch (sica), den sie im Gewand mitführen. Als eine Art religiöser Partisanen mischen sie sich bei frommen Anlässen und nationalen Kundgebungen unter die Volksmenge und erstechen im Volksgewühl ihre Gegner. Unsicherheit und Spannung bemächtigt sich so des ganzen Volkes. Zwei Jahre vor diesem Besuch des Apostels in Jerusalem ist ein Jude aus der ägyptischen Diaspora aufgetreten. Dieser verkündete, der Messias stehe vor der Tür, und damit sei der Untergang der römischen Weltherrschaft besiegelt. Diesem falschen Propheten strömte die Bevölkerung Palästinas massenhaft zu und folgte ihm in die Wüste hinaus. Schliesslich marschierte er an der Spitze von 4000 Mann gegen Jerusalem, besetzte den Ölberg und erklärte, die Römerherrschaft werde vor ihm umfallen wie seinerzeit die Mauern von Jericho. Der Aufstand nahm ein klägliches Ende. Die römische Militärmacht besetzte kurzerhand den Ölberg, zersprengte die Irregeführten, tötete viele von ihnen, aber der Ägypter konnte untertauchen und wurde seither von der Kriminalpolizei gesucht. Diese hochexplosive Stimmung erwartet den Apostel Paulus in Jerusalem. Dabei ist zu bedenken, dass es in dieser Zeit keinen Menschen gibt, der unter den Juden so verhasst ist wie Paulus. Für sie ist er der Apostat, der Abtrünnige. Wenn in diesen letzten Jahren von allen Seiten alarmierende Berichte über Unruhen und Spaltungen in den Synagogen hin und her in Jerusalem eintrafen, steckte dann bei näherer Untersuchung nicht immer wieder dieser Kerl, dieser Paulus von Tarsus, dahinter? Dieser übrigens begreifliche Hass gegen den Abtrünnigen hatte sich

schliesslich so zusammengeballt, dass auf Paulus zwei Monate zurück, als er sich in Korinth zu seiner Reise nach Jerusalem einschiffen wollte, ein Mordanschlag geplant war, dem er damals noch rechtzeitig entrann.

Und nun sendet Christus den Apostel ausgerechnet nach Jerusalem! Das heisst am heiterhellen Tag und mit offenen Augen in die Falle hineinlaufen, wenn kein Wunder der Bewahrung geschieht, in den sicheren Tod. Es ist darum begreiflich, dass sich die Rückkehr des Apostels von dieser seiner dritten Missionsreise hinauf nach Jerusalem äusserst peinlich gestaltet. Nach dem von dunklen Ahnungen überschatteten Abschied von den Ältesten von Ephesus in Milet benutzt die stattliche Reisegesellschaft ein Küstenfahrzeug, das sie nach Patara an der Südwestküste von Kleinasien führt. Dort bietet sich Fahrgelegenheit auf einem Überseefrachter, der sie auf direkter Fahrt an der Insel Zypern vorbei nach Tyrus in Syrien bringt. Während der sieben Tage, da das Schiff dort seine Ladung löscht und neue an Bord nimmt, weilt Paulus bei den Christen von Tyrus. Es heisst bedeutsam: «als wir dort Jünger fanden». Von einer Gemeindegründung in Tyrus haben wir nie etwas gehört. Aber man findet jetzt allenthalben, wo immer man im Bereich des östlichen Mittelmeeres den Fuss hinsetzt, Jünger. Das Jüngerfinden in dieser Welt gehört zum Geheimnis der heiligen, allgemeinen, apostolischen Kirche und ist ein Gnadengeschenk. Bei diesen Brüdern wird Paulus, ich denke während ihrer Zusammenkünfte zum Gebet, unter Berufung auf den Heiligen Geist eindringlich gebeten, die Reise doch nicht fortzusetzen. Aus dieser brüderlichen Bedrängnis muss sich der Apostel regelrecht losreissen. Der Abschied gestaltet sich herzbewegend. Der Frauen und Kinder wird dabei extra Erwähnung getan. Es ist nicht selbstverständlich, dass sie dabei sind. Draussen am Strand knien sie nieder zum Gebet, Männer neben Frauen und auch Kinder. Männergebete haben vor Gott offenbar kein grösseres Gewicht als

Kindergebete. Bringt doch die Kinder mit in den Gottesdienst, sobald sie imstand sind, sich eine Stunde lang stillzuhalten! Drauf segnen sie sich gegenseitig und verabschieden sich.

Die nächste wichtige Station ist Cäsarea. Dort treffen wir einen alten Bekannten nicht mehr, während wir einen anderen noch vorfinden. Der Platzkommandant Kornelius ist nicht mehr da, offenbar gestorben oder versetzt worden. Hingegen ein anderer wohnt jetzt hier, jener Philippus, einer von den sieben urchristlichen Diakonen, der nach dem Martyrium des Stephanus in Samarien dienen und dann dem Kämmerer aus dem Mohrenland das Heil bringen durfte. Es heisst von diesem Philippus, er sei Vater von vier ledigen, weissagenden Töchtern gewesen. Diese vier Jungfrauen gehören neben dem Apostel Paulus zu den wenigen neutestamentlichen Beispielen begnadeter Ehelosigkeit; in der Regel sind die Apostel und die Diener am Wort zur Zeit der Urkirche verheiratet. Seit Paulus und diesen vier weissagenden Töchtern des Philippus gibt es in der christlichen Gemeinde begnadete Ehelosigkeit. Es müsste seltsam zugehen, wenn es nicht auch heute Morgen unter uns begnadete Ehelose gäbe. An diesem Ort erfolgt nun ein wahres Trommelfeuer auf den Apostel. Zu guter Letzt taucht auch noch jener schweifende Prophet Agabus in Cäsarea auf, der schon einmal eine nahe Hungersnot vorausgesagt hatte, die dann tatsächlich eintraf. Dieser nimmt dem Apostel die Leinwandschärpe weg, mit der man das Gewand raffte, und wickelt sie sich um Arme und Beine, wobei er die Erklärung abgibt: So wahr ich hier vor euch stehe, so wahr wird der Mann, dem dieses Kleidungsstück gehört, in Jerusalem gefangen und gefesselt werden. Aber Paulus hat jetzt, so ist es der Wille Christi, sich nach Jerusalem zu begeben. Dabei ist er für all die wohlgemeinten Warnungen aus dem Bruderkreis durchaus nicht etwa unempfindlich. Sie wollen ihm, er spricht es offen aus, das Herz erweichen und beschweren, und werden ihm zur

Versuchung. Es ist auch durchaus nicht ungewöhnlich, dass einem Gottesknecht seine Nächsten und Liebsten unter Berufung auf den Heiligen Geist zu Versuchern werden können. Lukas sagt das hier nicht, denn er möchte den Apostel nicht zu nah neben Christus stellen, aber schon einmal gab es eine Situation, da einer seinem nächsten und liebsten Mitarbeiter sagen musste: «Du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist, weiche von mir, Satan!» (Matth. 16).

Schliesslich fügen sie sich und lassen den Apostel in Gottes Namen ziehen: «Des Herrn Wille geschehe», obschon sie diesen Willen jetzt ganz und gar nicht begreifen. Der Deutsche Helmut Gollwitzer hat über seine fünfjährige Gefangenschaft in Russland ein Buch geschrieben und ihm den Titel gegeben: «Und führen, wohin du nicht willst». Dabei hat er offenbar an jenes andere Wort gedacht, das der Herr einmal dem Petrus zurief: «Da du jünger warst, gürtetest du dich selbst und wandeltest, wohin du wolltest; wenn du aber älter wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürten und führen, wohin du nicht willst» (Joh. 21). Genau so ist hier nun Paulus dran. Er wird jetzt geführt, wohin er nicht will. Weil Gott treu ist, muss er nach Jerusalem. Christus hat einmal gesagt: «Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei» (Joh. 8). Paulus ist jetzt «recht frei», Christus hat ihn in die Nachfolge hinein frei gemacht, frei zum unbedingten Gehorsam. Beneidenswerter Paulus! Ganz heimlich möchte man ihn beneiden. Ja heimlich möchte man jene Jünger von Cäsarea beneiden, die schliesslich sich dem Herrn fügen und sagen: «Des Herrn Wille geschehe.» Es ist eine sehr ernste Gegenwartsfrage an die Christenheit, ob sie bereit sei, wie jene Jünger in Cäsarea, die eigenen Wünsche, auch die berechtigten Wünsche, ja auch die frommen Wünsche Christus hinzulegen. Wer beten darf: «Des Herrn Wille — dein Wille geschehe», der ist ein freier Christ, frei zum Gehorsam in der Nachfolge.

Die hundert Kilometer von Cäsarea nach Jerusalem hinauf geht es zu Fuss. Es wird aus dem Text nicht genau ersichtlich, ob unterwegs oder erst am Ziel in Jerusalem selbst, dass sie bei einem alten aus Zypern gebürtigen Jünger mit Namen Mnason Quartier finden. Wir sehen aus dieser beiläufigen Notiz lediglich, welch offene Tür die Christenhäuser damals hatten, welch herzliche Gastfreundschaft unter den Brüdern, wo immer sie hinkommen, geübt wird. Sie tun das gewiss in der Erinnerung an das bekannte Herrnwort: «Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan» (Matth. 25). Daher auch die apostolische Mahnung, die bis zum heutigen Tag für uns wegleitend ist: «Herberget gern!» (Röm. 12).

Leider ist es für uns heute fast nicht möglich, den Vorgängen, die sich nun in Jerusalem Schlag auf Schlag bis zur Gefangennahme folgen, im Urteil gerecht zu werden. Wir vergegenwärtigen uns, dass es ein knappes Vierteljahrhundert nach der pfingstlichen Ausgiessung des Heiligen Geistes ist. Von den Uraposteln ist keiner mehr zugegen. Seit der Hinrichtung des Jüngers Jakobus und seit dem Verschwinden des Petrus liegt die Leitung der Urgemeinde in der Hand des leiblichen Herrnbruders, der den Namen Jakobus trägt. Und nun, wie sieht diese Urkirche zu diesem Zeitpunkt aus? So frei von den jüdischen Religionsübungen sich die aus den Heiden entstandenen Christengemeinden draussen in der weiten Welt aufbauen und entwickeln können, so sehr ist die Urkirche in Jerusalem unterdessen in den jüdischen Kultus eingebettet geblieben. Beschneidung der Kinder, Teilnahme an den grossen jüdischen Festen und täglicher Gang zum Tempel ist für die in Jerusalem ansässigen Christen eine Selbstverständlichkeit. Aussenstehende Heiden konnten zu jener Zeit Christen und Juden nur schwer voneinander unterscheiden. Viele damalige Juden sehen in den Christen eine jüdische Abart und Sonderrichtung, wie es viele gab. Die Judenchristen aber lebten in einer Art Koexistenz mit

der jüdischen Tempelgemeinde. Ganz unbeschadet ihres Christenglaubens, betonten sie nur ungern die Unterschiede zwischen Kirche und Synagoge. Kam ein Heidenchrist nach Jerusalem, mochte es damals fast so aussehen, wie wenn die von Paulus begründeten heidenchristlichen Gemeinden und die judenchristliche Urgemeinde in Jerusalem zwei verschiedene Kirchen geworden wären. Seien wir aber nicht zu schnellfertig in unserem Urteil über die Urkirche in Jerusalem! Sehen wir in diesem Zustand der Urkirche nicht zu hurtig etwas Negatives! Reden wir nicht zu rasch abschätzig von «Steckenbleiben auf halbem Weg», oder gar von «gesetzlicher Verknöcherung»! In zwei Punkten besteht zwischen Paulus und der Jerusalemer Urkirche nach wie vor vollkommene Einigkeit: Einmal, dass die Kirche aus den Heiden und die Kirche aus den Juden eine Einheit bleiben müssen. Aber auch im anderen Punkt herrscht völliges Übereinstimmen: Israel darf nicht preisgegeben werden. An der Verbundenheit mit den Juden ist unbedingt festzuhalten. Alt-Israel darf weder aus der Verheissung, noch aus der Hoffnung, noch aus dem Heil entlassen werden.

Auf diese doppelte Einheit ist das denkwürdige Gespräch, das jetzt zwischen Paulus und seinen Begleitern, den Delegierten der heidenchristlichen Gemeinden einerseits, und Jakobus und den Vertretern der jerusalemischen Urgemeinde andererseits, stattfindet. Zuerst ergreift Paulus das Wort. Er gibt einen eingehenden Bericht über die Gemeinden, die Christus draussen in der Völkerwelt erweckt und gesammelt hat. Wie sie hören, dass das Wort läuft und wie machtvoll die Christusbewegung durch die Länder und Städte vorwärts schreitet, sind sie des Lobens und des Dankens voll. Die Ereignisse von Philippi, Thessalonich, Korinth und Ephesus erstehen unter den Darlegungen des Paulus vor ihren Augen. Darauf ergreifen die Jerusalemchristen das Wort. Was sie zu sagen haben, ist dem Sinne nach folgendes: Wir hören mit Genugtuung, mit Dank und Freude, dass du draussen unter

den Heiden ein erwähltes Werkzeug Christi bist. Aber jetzt, «siehe, lieber Bruder» — so reden sie ihn an —, jetzt befindest du dich eben in Jerusalem. Und hier hat es unter den Christen viele «Eiferer um das Gesetz». Und sie alle sind falsch über dich berichtet. Sie halten dich für einen Feind der Zehn Gebote, für einen bösen Gegner des Tempels, für einen Hasser des Volkes Israel. So ist die Lage. Was ist gegen diese allgemeine Verhetzung zu tun? Reden kannst du nicht mit jedem Einzelnen von diesen Tausenden von Glaubensbrüdern und ihn von seiner falschen Meinung überzeugen. Weisst du was? Tu du etwas weithin Sichtbares. Wir haben da vier arme Christenbrüder, die ein Gelübde getan haben und dieses im Tempel nach geltender Vorschrift lösen müssen. Geh du mit diesen vier Brüdern in den Tempel, mach die heiligen Zeremonien mit und bezahle für sie die nicht geringen Opferspesen. So triffst du zwei Fliegen auf einen Streich: Die Juden, die Tempel Verwalter merken, dass du nicht entfernt daran denkst, den Tempel zu unterminieren, die Christen aber können mit ihren Augen sehen und mit Händen greifen, dass du weit davon entfernt bist, ein Feind Israels zu sein. Ein fein gesponnener Rat. «Klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.» —

Aber Paulus? Wird er darauf eingehen? Die Frage, die den Apostel in diesem Augenblick bewegt, ist nicht, ob ihn die Brüder in den Tempel senden, sondern die andere: Will mich Christus dort haben? War das der Sinn, warum ich nach Jerusalem musste? Soll ich hinein? Schickt er mich ganz hinein? Will er mich im Zentrum, im Herzen des Judentums haben? Ohne Zweifel ist das die Absicht des Herrn, und darum für Paulus Befehl. Aber was werden die Leute sagen? Wird es nicht heissen, Paulus habe sich auf den Boden der Nachgiebigkeit, des Anpassens und des Kompromisses begeben? Wird ihn eine steile Grundsätzlichkeit nicht mit dem Lineal schulmeistern und ihm nachreden, Paulus sei grundsatzlos, charakterlos, Träger auf beiden Achseln? Mögen die Leute

nachher sagen was sie wollen! Hier steht ein in die Nachfolge Christi hinein befreiter Knecht, der nicht vor dem Urteil der Menschen bestehen muss, sondern seinem Herrn und Meister steht und fällt. Darum muss er die Formalitäten, die hier zu erfüllen sind, nicht tragisch nehmen. Er, der den Heiden ganz ein Heide geworden ist, warum soll er jetzt nicht auch den Juden ein Jude werden, um ihrer etliche zu gewinnen? Wenn es darum geht, Israel für Christus zu gewinnen, soll man dann nicht mit einigem Humor die im Tempel nun einmal geltenden Vorschriften erfüllen? So geht Paulus nicht nur nach Jerusalem, sondern schliesslich geht er in den Tempel. Es ist hier schwer zu übersehen, wie Christus damit noch einmal seine beiden Hände ganz Jerusalem und den Juden entgegenstreckt. So treu ist Gott.

Eine anderthalb Meter hohe Steinschranke schliesst den eigentlichen Tempelbezirk vom Vorhof der Heiden ab. Zehn Durchgänge führen durch diese Mauer hinein in den heiligen Hof der Juden. An jedem dieser zehn Eingänge steht eine Warnungstafel, ähnlich wie etwa heute bei Starkstromleitungen. Man hat anno 1871 bei Ausgrabungen eine dieser Tafeln aufgefunden, sie ist heute in Istambul aufbewahrt. Darauf steht, wer als Nichtjude in den heiligen Bezirk der Juden vordringe, der tue das auf eigene Verantwortung und bezahle die Tempelschändung mit dem sicheren Tod. Juden aus Ephesus, die ihn glühend hassen, sind längst heimlich hinter Paulus her. Am siebenten Tag nach seiner Ankunft, er befindet sich eben im heiligen Hof der Juden, wohin er als Beschnittener jederzeit Zutritt hat, der Platz ist voll Gläubiger, ertönen auf einmal dicht neben Paulus weithin gellende Hilferufe, man hört sie bis zur Burg Antonia am Rande des Tempelplatzes, von wo aus römische Wachen Tag und Nacht die Vorgänge im Tempel unter schärfster Kontrolle halten. Paulus wird angefallen und der Tempelschändung bezichtigt. Er habe griechische Heiden mit in den Tempel genommen. Es entsteht ein Tumult, Paulus wird in den

Vorhof der Heiden hinausgezerrt, weil man ihm im Inneren kein Leid antun darf, das Heiligtum darf nicht durch Blutvergiessen entweiht werden, die Türen hinter ihm werden geschlossen, damit er nicht etwa vom heiligen Asylrecht Gebrauch machen und im Tempel Schutz suchen kann; schon sieht man den Augenblick kommen, da der Apostel totgeprügelt, totgetreten am Boden liegt… da fällt eine stattliche Abteilung römischer Soldaten unter der persönlichen Leitung des Platzkommandanten herein und entreisst Paulus den Fäusten der rasenden Menge. Auf den Schultern tragen stämmige Legionäre den Misshandelten aus dem Tumult die Burgtreppe empor in Sicherheit. Der Festungskommandant, wir vernehmen später, dass er Klaudius Lysias heisst, meint nichts anderes, als dass ihm damit ein äusserst wertvoller Fang gelungen sei; er ist Sinnes, Paulus sei jener längst gesuchte Partisanenführer, der Ägypter, und ist nicht wenig überrascht und wohl eher etwas enttäuscht darüber, dass er bald erkennen muss, es hier mit einem ganz manierlichen Menschen zu tun zu haben, der ihn höflich und auf griechisch um Erlaubnis fragt, zur aufgeregten Menge reden zu dürfen. Er stellt sich ihm sogar in aller Form vor: «Ich bin ein jüdischer Mann von Tarsus, ein Bürger einer namhaften Stadt in Zilizien.» So kommt es dazu, dass Paulus, eben erst bei einem Haar dem Tod entronnen, bedeckt mit Körperverletzungen, Schrammen im Gesicht, mit zwiefacher Kette gefesselt, unter Bewachung römischer Legionäre, das Wort bekommt, das Wort zum Christuszeugnis an Jerusalem, ans Tempelvolk, an die Juden. An diesem Ort wollte ihn Christus haben und zu diesem Zweck. So geht Gottes Wort durch allen Tumult, durch alle Arglist, durch alles Drunter und Drüber in der Welt- und Kirchengeschichte und auch in unserem persönlichen Erleben hindurch in Erfüllung. Zwingli hat einmal den Gedanken ausgesprochen, eher könnte man den Rheinstrom daran verhindern, sich mit dem Meer zu vereinigen, als dass Gottes Verheissungswort daran gehindert

werden könnte, sein Ziel zu erreichen. Darum Gott sei Dank, dass Paulus nach Jerusalem musste! Wir aber gehen jetzt in diesen Sonntag hinein und morgen an unsere Arbeit mit der Gewissheit im Herzen, dass Christus Wort hält. Ja, Gott sei Dank ist er einer, dessen Wort gilt.

Hinweg mit einem solchen von der Erde!

22,[1] Ihr Männer, liebe Brüder und Väter, höret mein Verantworten an euch. [2] Da sie aber hörten, dass er auf hebräisch zu ihnen redete, wurden sie noch stiller. Und er sprach:

[3] Ich bin ein jüdischer Mann, geboren zu Tarsus in Zilizien und erzogen in dieser Stadt zu den Füssen Gamaliels, gelehrt mit allem Fleiss im väterlichen Gesetz, und war ein Eiferer um Gott, gleichwie ihr heute alle seid, [4] und habe diesen Weg verfolgt bis an den Tod. Ich band sie und überantwortete sie ins Gefängnis, Männer und Weiber; [5] wie mir auch der Hohepriester und der ganze Haufe der Ältesten Zeugnis gibt, von welchen ich Briefe nahm an die Brüder und reiste gen Damaskus, dass ich, die daselbst waren, gebunden führte gen Jerusalem, dass sie bestraft würden. [6] Es geschah aber, da ich hinzog und nahe an Damaskus kam, um den Mittag, umleuchtete mich schnell ein grosses Licht vom Himmel. [7] Und ich fiel zum Erdboden und hörte eine Stimme, die sprach zu mir: Saul, Saul, was verfolgst du mich? [8] Ich antwortete aber: Herr, wer bist du? Und er sprach zu mir: Ich bin Jesus von Nazareth, den du verfolgst. [9] Die aber mit mir waren, sahen das Licht und erschraken; die Stimme aber des, der mit mir redete, hörten sie nicht. [10] Ich sprach aber: Herr, was soll ich tun? Der Herr aber sprach zu mir: Stehe auf und gehe gen Damaskus; da wird man dir sagen von allem, was dir zu tun verordnet ist. [11] Als ich aber vor Klarheit dieses Lichtes nicht sehen konnte, ward ich bei der Hand geleitet von denen, die mit mir waren, und kam gen Damaskus. [12] Es war aber ein gottesfürchtiger Mann nach dem Gesetz, Ananias, der ein gut Gerücht hatte bei allen Juden, die daselbst wohnten; [13] der kam zu mir und trat her und sprach zu mir: Saul, lieber Bruder, siehe auf! Und ich sah ihn an zu derselben

Stunde. [14] Er aber sprach: Der Gott unsrer Väter hat dich verordnet, dass du seinen Willen erkennen solltest und sehen den Gerechten und hören die Stimme aus seinem Munde; [15] denn du wirst sein Zeuge zu allen Menschen sein von dem, das du gesehen und gehört hast. [16] Und nun, was verziehest du? Stehe auf und lass dich taufen und abwaschen deine Sünden und rufe an den Namen des Herrn! [17] Es geschah aber, da ich wieder gen Jerusalem kam und betete im Tempel, dass ich entzückt ward und sah ihn. [18] Da sprach er zu mir: Eile und mache dich behend von Jerusalem hinaus; denn sie werden nicht aufnehmen dein Zeugnis von mir. [19] Und ich sprach: Herr, sie wissen selbst, dass ich gefangen legte und stäupte die, so an dich glaubten, in den Schulen hin und her; [20] und da das Blut des Stephanus, deines Zeugen, vergossen ward, stand ich auch dabei und hatte Wohlgefallen an seinem Tode und verwahrte denen die Kleider, die ihn töteten. [21] Und er sprach zu mir: Gehe hin; denn ich will dich ferne unter die Heiden senden!

[22] Sie hörten aber ihm zu bis auf dies Wort und hoben ihre Stimme auf und sprachen: Hinweg mit diesem von der Erde! Denn es ist nicht billig, dass er leben soll. [23] Da sie aber schrieen und ihre Kleider abwarfen und den Staub in die Luft warfen, [24] hiess ihn der Hauptmann in das Lager führen und sagte, dass man ihn stäupen und befragen sollte, dass er erführe, um welcher Ursache willen sie also über ihn riefen. [25] Als man ihn aber mit Riemen anband, sprach Paulus zu dem Unterhauptmann, der dabeistand: Ist's auch recht bei euch, einen römischen Menschen ohne Urteil und Recht zu geisseln? [26] Da das der Unterhauptmann hörte, ging er zu dem Oberhauptmann und verkündigte ihm und sprach: Was willst du machen? Dieser Mensch ist römisch. [27] Da kam zu ihm der Oberhauptmann und sprach zu ihm: Sage mir, bist du römisch? Er aber sprach: Ja. [28] Und der Oberhauptmann antwortete: Ich

habe dies Bürgerrecht mit grosser Summe zuwege gebracht. Paulus aber sprach: Ich aber bin auch römisch geboren. [29] Da traten alsobald von ihm ab, die ihn befragen sollten. Und der Oberhauptmann fürchtete sich, da er vernahm, dass er römisch war, und er ihn gebunden hatte. [30] Des andern Tages wollte er gewiss erkunden, warum er verklagt würde von den Juden, und löste ihn von den Banden und hiess die Hohenpriester und ihren ganzen Rat kommen und führte Paulus hervor und stellte ihn unter sie. *Apostelgeschichte 22,1-30*

Eine «grosse Stille» (21,40) sei eingetreten, als Paulus mit der Hand winkte, dass er reden wolle; und wie er dann die ersten Worte spricht, heisst es noch einmal ausdrücklich, «da wurden sie noch stiller» (22,2). Das ist bestimmt nicht nur die Stille der befriedigten Neugierde, die darin besteht, dass seine Zuhörer endlich das Ungeheuer von einem Menschen, von dem ihnen schon so manche Schauergeschichte zu Ohren gekommen ist, leibhaftig vor Augen haben. Diese «grosse Stille» ist auch nicht nur das Prickeln der Erwartung, was dieser Mensch nun wohl vorzubringen habe. Es kann auch nicht nur die Überraschung darüber sein, dass sie sich jetzt durch Paulus als «Väter» und als «Brüder» angeredet hören, und das sogar in der Muttersprache (1.2). Paulus redet nun, wir würden etwa sagen, berndeutsch mit ihnen. Es handelt sich hier um die gefüllte Stille der Gegenwart Gottes. «Gott ist gegenwärtig, Gott ist in der Mitte.» Kein Zweifel, wir sind hier Ohren- und Augenzeugen einer Gottesstunde. Eine Verteidigungsrede des Paulus, um die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen zu widerlegen und zu entkräften? Das auch! Die Predigt eines jüdischen Mannes an seine Juden? Das auch! Wie 25 Jahre vorher anlässlich der Ausgiessung des Heiligen Geistes der Apostel Petrus, so spricht jetzt Paulus am selben Ort, zu dem auf dem Tempelplatz versammelten Volk der Juden aus aller Welt. Sein Christuszeugnis ist ein heiliges Werben Gottes um sein Volk, ein vom

Himmel her aufs Herz der Judenschaft gezielter Pfeil, wie damals beim ersten Pfingsten, als «es ihnen durchs Herz ging». Zehn Jahre vor der totalen Zerstörung dieses Tempels ruft Christus jetzt durch den Mund seines Apostels sein Volk noch einmal zu sich. Es ist für dieses Volk noch einmal eine Stunde der gnädigen Heimsuchung, eine Art letzte Chance. Israels nächste Gnadenstunde heisst dann: Jüngstes Gericht. Das ist die «grosse Stille» jener Gottesstunden, da die Engel im Himmel den Atem anhalten in Erwartung der Dinge, die jetzt entweder sich ereignen, oder ausbleiben. Es ist einem, als hörte man hier zwischendurch den Ruf des 95. Psalmes: «Heute, so ihr seine Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht.» — Wie aber ist das, wenn wir jeweilen hier in diesem «Tempel» hoch über der vorbei fliessenden Aare zusammenkommen? wenn dann die Orgel schweigt und das Lied verhallt? wenn dieses Buch da vor uns aufgeht und jene Stille eintritt? Darf und soll das dann nicht auch für uns eine mit Gottes Gegenwart gesegnete Stille sein? ein heiliges Werben Gottes um einen jeden von uns? ein vom Himmel her gezielter Angriff auf unser Herz? eine entweder genutzte oder verpasste Gelegenheit? Ist nicht jeder Gottesdienst noch einmal und noch einmal eine gnädige Heimsuchung? Wer unter uns weiss, ob sein heutiger Predigtgang für ihn eine letzte Chance ist, und nachher das Gericht? und ob dieser «Tempel» da über der Aare in zehn Jahren noch steht? Und gilt nicht auch uns der Mahnruf: «Heute, so ihr seine Stimme höret…»?

Und jetzt nimmt Paulus sein Herz gleichsam in beide Hände und legt die Geschichte seines Lebens offen vor sein Volk und vor uns hin. Nicht etwa, weil dieses Leben selber etwa von besonderem Interesse wäre, o nein, ein anderer als Paulus ist hier wichtig und interessant. Der Apostel ist jetzt dieser Zuhörerschaft gegenüber ja nur ein Fleisch und Blut gewordenes Exempel dafür, was Christus getan hat und was der Auferstandene vermag. Wenn es eines Beweises

bedürfte dafür, dass der Leichnam des Karfreitags nicht im Grab liegen geblieben ist, dann wäre Paulus dieser Beweis. «Ich bin ein jüdischer Mann» (3). Mit dieser grundlegenden Feststellung beginnt er seine jüdische Vorgeschichte zu erzählen. Vater und Mutter wohnten bei seiner Geburt in Tarsus. Früh, er war noch ein Kind, ist er nach Jerusalem gekommen, ob mit seinen Eltern oder, wie man auch vermuten kann, mit einer älteren Schwester, ist nicht bekannt. In Jerusalem ist er dann nach allen Regeln des Judentums erzogen worden. Er braucht nur den Namen seines Lehrers, Gamaliel, auszusprechen, und jedermann weiss, in welchem Geiste der exaktesten Schriftgelehrsamkeit der Jüngling geschult worden ist. In pharisäischer Zucht herangewachsen, wurde er später einer der Hauptbeteiligten anlässlich der ersten Christenverfolgung. Die hier unter seinen jetzigen Zuhörern anwesenden Ältesten und Hohenpriester, die sich entweder persönlich noch entsinnen oder aber den Zugang zu den Tempelarchiven besitzen, können bezeugen, welche Rolle Paulus damals spielte. Er hat die Christen verfolgt, entschlossen, sie auszurotten (4). Und sollten sich die Herren wider Erwarten nicht mehr persönlich erinnern können, dann ruft Paulus jetzt das Blut des Stephanus zum Zeugen (20) auf, an dessen Steinigung er aktiv beteiligt war. Mit hohepriesterlichen Empfehlungsbriefen machte er sich damals auf den Weg, um in Damaskus die dorthin entronnenen Christen unschädlich zu machen. Ich habe kürzlich Einblick in eine Publikation bekommen, aus der hervorgeht, wie in den Jahren 1941-42 in Jugoslawien die griechisch-orthodoxen Serben und die dortigen Juden durch die römisch-katholischen Kroaten unvorstellbar blutig verfolgt worden sind. Eine Vernehmlassung des Ökumenischen Rates der Kirchen bestätigt es, dass in jenen Jahren dort über eine halbe Million Andersgläubige zu Tode gemartert wurden. Ausgerechnet ein Franziskanerkloster war einer der Herde, aus denen der religiösnationalistische Fanatismus immer neu wieder

geschürt wurde. Das Buch trägt den Titel: «Assassins au nom de Dieu», «Mörder im Namen Gottes». Exakt das ist Paulus einst gewesen, ein «Assassin au nom de Dieu», ein «Mörder im Namen Gottes». Kurz, Paulus war damals, was seine Zuhörer jetzt noch sind, «gelehrt mit allem Fleiss im väterlichen Gesetz», ein «Eiferer um Gott» (3). Wenn es je auf Gottes Erdboden einen überzeugten Israeliten gab, das will er damit sagen, dann ist es Paulus in seinen jungen Jahren gewesen. Jüdischer als Paulus konnte man gar nicht sein. «Ich bin ein jüdischer Mann.» Und jetzt ist er selber einer von denen, die er damals bis aufs Blut hasste, jetzt ist er Christ. Wie ist das menschenmöglich? Eben, menschenmöglich ist es nicht; aber solches ist möglich geworden bei Gott. So erzählt er. Und sie hören ihm zu. Seltsamerweise hält die «grosse Stille» an. Sie lassen ihn weiterreden.

Nachdem er so seine stockjüdische Vergangenheit geschildert hat, fährt er nun in einem zweiten Teil seiner Ansprache fort und erzählt, wie er Christ wurde. Es kam völlig unvorbereitet, mit grosser Plötzlichkeit, überfallartig. Wie wenn ein Eilzug in voller Fahrt entgleist. Aber es ist nicht menschliche Fahrlässigkeit, die ihn zum Entgleisen bringt, es ist Gott. Ich habe einst einen Arzt gekannt, er ist vor 15 Jahren gestorben, der war im Geist des bewussten Materialismus und des Atheismus aufgewachsen und ist in reiferen Jahren Christ geworden. Wenn der von seiner Bekehrung sprach, auch er tat es sparsam genug, dann pflegte er in der Sprache seines Berufes etwa zu sagen, es sei bei ihm «ein Eingriff vorgenommen worden». Solches geschieht bis auf den heutigen Tag: Es werden Eingriffe vorgenommen. Wir fragen: Wird man anders Christ als jener Mediziner und Paulus, an denen ein Eingriff vorgenommen wurde? Wo wären wir, die jetzt hier beisammen sind, alle miteinander, wenn Christus aufhörte, Eingriffe vorzunehmen? Ist Christ sein etwas anderes als verloren sein, gesucht, gefunden, aufgegriffen und gehalten sein? Kann man anders gläubig werden und vor

allem gläubig bleiben als der Mann des 73. Psalmes, wenn er sagt: «Dennoch bleibe ich stets an dir, denn du hältst mich bei meiner rechten Hand —»? Kann man, einmal Christ, anders als einfach danken, danken und noch einmal danken dafür, dass es diese treue Hand gibt, die je und je in verlorene Menschenleben eingreift?

Und dieser Eingriff wurde damals nicht etwa unter Narkose vorgenommen. Es geschah bei hellichtem Bewusstsein, Paulus erinnert sich, dass es Mittag war (6). Sinnestäuschung ist ausgeschlossen, denn auch seine Assistenten, seine Begleiter, nahmen gewisse untrügliche Zeichen des Vorgangs wahr. Und es handelte sich nicht nur um einen kurz dauernden, der Täuschung unterworfenen Augenblick. Paulus hat sogar dabei einen Körperschaden davongetragen, einen Denkzettel, war er doch zunächst für drei Tage blind geworden. So empfindlich, so handgreiflich war der Eingriff, der da stattfand. Erblindet wird er nach Damaskus geführt. Dort findet jene Begegnung mit einem Manne statt, von dem wir hier vernehmen, dass er ein frommer Jude war, ein «Mann nach dem Gesetz, der ein gut Gerücht hatte bei allen Juden, die daselbst wohnten», Ananias mit Namen (12). Dieser gesetzestreue Jude kommt dem Erblindeten mit dem erstaunlichen Zuspruch entgegen: «Der Gott unserer Väter hat dich verordnet, dass du seinen Willen erkennen solltest und sehen den Gerechten und hören die Stimme aus seinem Munde» (14). Es war also nicht ein Geist oder Teufel, der hier eingegriffen hat. Der Vater Jesu Christi ist der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, es ist ein und derselbe, der «Gott unserer Väter». In Wirklichkeit ist Paulus also damals nicht aus der Bahn geworfen worden und entgleist, sondern aus der Entgleisung auf die Bahn zurückgeworfen worden durch Gottes Hand. Und dann hat der Jude Ananias ihn auf den Namen Jesu getauft: «Lass dich taufen und abwaschen deine Sünden und rufe an den Namen des Herrn» (16). Paulus erinnert sich genau an seinen damaligen Zustand: Er fühlte sich

hoffnungslos beschmutzt, so sehr, dass es für ihn nur eines gab: Abwaschen. «Abwaschen deine Sünden», diese Aufforderung ist ihm offenbar besonders deutlich im Gedächtnis haften geblieben. Aber gab es das für ihn? Es war ja nicht Schmutz, mit dem er sich verunreinigt hatte, es war ja Blut! Es klebte ja Menschenblut an seinen Händen. Er war ja ein «Assassin au nom de Dieu», ein «Mörder im Namen Gottes». Gibt es da ein Abwaschen? Ja, hat es nicht vom Himmel her gerufen: «Saul, Saul, was verfolgst du *mich?»* (7). So war es der Auferstandene selber und damit der «Gott unserer Väter», den er verfolgt hat? Er war also nicht nur Menschenmörder im Namen Gottes, sondern Gottesmörder im Namen der Menschen? Abwaschen? gibt es das in diesem seinem mehr als verzweifelten Fall? Jener seltsame Judenbruder spricht es ihm zu, und Ananias tut es offenbar als Beauftragter, «taufen und abwaschen deine Sünden». Das gibt es also. Wenn es das für Paulus den Menschen- und Gottesmörder gibt, sollte es das für uns *nicht* geben? Wer aus der verflossenen Woche beschmutzt hierher gekommen ist, und wer ist es nicht(?), der mag es jetzt zur Kenntnis nehmen: Es gibt ein Abwaschen. Es ist «das Blut Jesu Christi, das uns rein macht von aller Sünde». Und «wenn eure Sünde gleich blutrot wäre, so soll sie doch schneeweiss werden». Gewiss, wir waren damals Kinder, als man uns taufte und abwusch von unseren Sünden. Aber diejenigen, die uns tauften, taten es im Glauben. Darum steht unser Getauftsein in Kraft und Wirkung. «Lass dich taufen und abwaschen deine Sünde und rufe an den Namen des Herrn.» So erzählt Paulus, wie er ein Christ wurde. Immer noch schweigt die Menge und lässt ihn weiterreden. Was bedeutet dieses Schweigen? Ja oder Nein? Zustimmung oder Stille vor dem Sturm? Das werden wir gleich erfahren. Wie er ein Jude war, wie er ein Christ wurde, und nun holt der Sprecher aus zu einem dritten Teil seiner Rede, wie es dazu kam, dass er Apostel ward. War schon der Schritt vom Juden zum Christen durch einen

direkten Eingriff des Himmels erfolgt, so ist es nun der zweite Schritt vom Christ zum Apostel erst recht. Es handelt sich um ein Erlebnis von solcher Intimität und Zartheit, dass Paulus sonst darüber schweigt. Einzig an dieser Stelle, offenbar in Anbetracht der besonderen Gottesstunde, überwindet er alle sonst gebotene Scheu und redet öffentlich davon. Es war einige Zeit nach seiner Bekehrung, dass Paulus Jerusalem aufsuchte. Als nunmehriger Christ ging er damals unter anderem auch in den Tempel, um dort zu beten. Im Gebet bewegte er die Frage, was nun aus ihm werden solle. Es ist dem Neugetauften selbstverständlich, dass er sich als Judenmissionar betätigen wird, und zwar kommt dafür kein anderer Platz in Frage als eben Jerusalem. Hier am Ort seiner Verbrechen wird er an den Christen nach Möglichkeit gutmachen, was er an ihnen gefehlt hat. Für den Missionsdienst an Israel weiss er sich als ehemaliger Musterjude überdies glänzender vorgebildet als jeder andere. Ja schon sein blosses Dasein wird für Christus eine Propagandanummer ersten Ranges sein. Berühmte Konvertiten sind zu allen Zeiten zügige Nummern. So denkt sich's Paulus. Nur etwas bedenkt er dabei nicht: Werden die Juden Jerusalems in der eigenen Zentrale sich eine solche Missionskanone vor die Nase setzen lassen? Wird es da nicht schon beim ersten Wort, das aus dem Munde des Abtrünnigen kommt, Kurzschluss geben? Wie Paulus, ins Gebet versunken, im Tempel diese Frage bewegt, geschieht an ihm während des Betens das, was dem Apostel in besonderen Augenblicken und Wendepunkten seines Lebens zu widerfahren pflegt und was er «Entzückung» nennt. In diesem Zustand hat er den Herrn gesehen und gehört, nicht so wie vor Damaskus, diesmal ist es visionär. Und was er da im Tempel aus dem Mund Christi hört, ist für ihn schlechthin unbegreiflich; ist es doch ein Ausweisungsbefehl, sofort soll er Jerusalem verlassen. Er traut seinen Ohren nicht und erlaubt sich eine Einrede. Er meint Christus bewegen zu müssen, er möge doch das

unmögliche Ansinnen in Wiedererwägung ziehen und bedenken, wie wichtig und unentbehrlich Paulus gerade in Jerusalem ist (17-19). Aber er vernimmt den Befehl ein zweites Mal und jetzt sogar präzisiert: «Sie werden nicht annehmen dein Zeugnis von mir.» «Gehe hin, denn ich will dich ferne unter die Heiden senden.» Also nicht Juden-, sondern Heidenapostel soll er werden?

Und nun geschieht es, sowie er das Wort «Heiden» ausspricht, dass es vorbei ist mit der Stille. Und so gross diese Stille eben noch war, so gross ist jetzt der Tumult. Die Menge auf dem Tempelplatz gerät in Raserei. Sie schreien: «Hinweg mit solchem von der Erde.» Dabei werfen sie die Kleider ab und wirbeln den Staub in die Luft, deutliche Vorbereitungen, wie sie sonst zur Steinigung getroffen werden. Der gute Oberst Klaudius Lysias, der offenbar das Aramäisch nicht verstanden hat, ist ratlos. Wie oft ist doch eine Obrigkeit in geistlichen Belangen in Verlegenheit! Er stellt jetzt nur fest, dass das, was er so gut gemeint hat, ins Gegenteil umgeschlagen hat. Befrieden wollte er die Menge durch die Redeerlaubnis an den kleinen Juden, und nun ist erst recht der Teufel los. Es muss mit diesem Paulus etwas nicht stimmen. Um dem Mann hinter seine Schliche zu kommen, übergibt er ihn den Gerichtsdienern. Man hat schon damals, obschon Rom Rechtsstaat war, durch Foltern Geständnisse erpresst. Wie Paulus bereits angeschnallt ist, bemerkt er beiläufig zum Centurio, seit wann es im Römerreich Mode sei, einen römischen Vollbürger, dazu noch ohne Urteil, zu foltern? Erschrocken lässt man die Hände von ihm. Durch Geltendmachung seines römischen Bürgerbriefes, den er vom Vater her besitzt, wendet er im letzten Augenblick die Folter ab, die er vielleicht nach den eben vorausgegangenen Misshandlungen nicht überstanden hätte.

Schliesslich ist noch die Frage unbeantwortet, warum die Menge bei der Erwähnung seines Heidenapostolates derart jäh, fast möchte man sagen, hysterisch reagierte. Wenn wir

versuchen, uns diese gewaltsame Reaktion psychologisch zu erklären, sind wir uns bewusst, dass Aussagen psychologischer Art im günstigsten Fall immer nur Teilerklärungen zu sein vermögen. Ich denke hier an die allgemein bekannte Erscheinung dessen, was in der Familie das erste Kind heisst, das zwei Eltern haben und das erst drei, vier Jahre später ein Brüderchen oder Schwesterchen bekommt. Es ist dann bekanntlich für das erste, das bis jetzt allein «Hahn im Korb» war, keine leichte Aufgabe, sich in der neuen Situation zurechtzufinden, was bekanntermassen nicht selten mehr oder weniger kräftige Eifersuchtsszenen zur Folge hat. Und nun war ja tatsächlich Israel das «erste Kind» Gottes, und zwar nicht nur drei, vier, auch nicht dreissig, vierzig, dreihundert, vierhundert, sondern seit zweitausend Jahren. Und nun soll ein zweites kommen. Heidenmission kannten die Juden zwar bisher auch schon, aber nur als Proselytenmacherei, die Heiden mussten Juden werden. Jetzt aber sollen Heiden, ohne vorher Juden zu werden, ebenbürtig und vollberechtigt als Kinder Gottes an ihre Seite rücken? Da bleibt einem Juden der Atem weg. Ja nicht nur als erstes Kind, im Verlauf dieser 2000 Jahre fühlten sie sich immer ausgesprochener als einzig Kind und vor allem als Alleinerben. Und nun soll ein anderer Anspruch erheben dürfen, Miterbe zu sein? Es ist also nicht nur eine kollektive Eifersuchtsszene, die da auf dem Tempelplatz aufbricht, hier geht es Israel an den Lebensnerv. Israel sieht sich hier als Israel in Frage gestellt. Darum der ohnmächtige Wutausbruch, sowie sie das Wort «Heiden» vernehmen. An Nichtjuden soll die Kindschaft und Erbschaft — und was für eine Erbschaft! — weggeworfen werden! Wir hörten eben, wie hoch ein Römer sein Bürgerrecht einschätzt, und wie tief unter sich er alle Nichtinhaber dieses Weltadelstitels sieht. Aber noch viel tiefer als der Römer auf die Barbaren und Juden, schaut der Jude auf die Nichtjuden hinunter. Und nun soll dieses Erstgeburtsrecht Israels sozusagen auf die Gassen der Welt hinausgeschüttet,

Krethi und Plethi angeboten werden und dem erstbesten Hans oder Heiri zugute kommen? Wer so etwas auch nur denkt, geschweige denn ausspricht, den soll der Erdboden nicht mehr tragen, da kann man nur schreien: «Hinweg mit ihm!»

Aber damit haben wir ja das Entscheidende am Geheimnis Israels und der Nationen noch keineswegs erklärt. Es bleibt ein uneröffnetes Rätsel, ja ich möchte geradezu sagen, es bleibt uns eine Anfechtung, dass die Juden trotz dieses heilig-heissen Werbens von Seiten Gottes Christus dann doch nicht annehmen. Es bleibt uns eine persönliche Not, dass die Geschichte der Juden und der Heiden, die Weltgeschichte, die Kirchen- und Synagogen-Geschichte seit nunmehr abermals 2000 Jahren den Verlauf nahm, den wir kennen und beklagen. So gibt es im Leben der Einzelnen und der Völker Fragen, auf die wir jetzt die Antwort noch nicht haben. Aber wir dürfen uns jetzt schon, wie Kinder auf den Weihnachtsbaum, darauf freuen, dann einst im Himmel zu erfahren, was wir jetzt nur stückweise zu beurteilen vermögen. Gewiss ist immerhin jetzt schon das Eine: Mag die Botschaft vom Gekreuzigten dem Juden ein Ärger und dem Heiden ein Spott sein, mag der Bote des Auferstandenen auf dem heiligen Berg in Athen ausgepfiffen und auf dem Tempelberg in Jerusalem niedergeschrieen werden, Christus ist und bleibt dennoch der Heiland der Juden und der Heiden. «Nun komm, der Heiden Heiland» — dieses Lied können wir jetzt anstimmen.

Sei getrost, Paulus!

23,[1] Paulus aber sah den Rat an und sprach: Ihr Männer, liebe Brüder, ich habe mit allem guten Gewissen gewandelt vor Gott bis auf diesen Tag. [2] Der Hohepriester aber, Ananias, befahl denen, die um ihn standen, dass sie ihn aufs Maul schlügen. [3] Da sprach Paulus zu ihm: Gott wird dich schlagen, du getünchte Wand! Sitzest du, mich zu richten nach dem Gesetz, und heissest mich schlagen wider das Gesetz? [4] Die aber umherstanden, sprachen: Schiltst du den Hohenpriester Gottes? [5] Und Paulus sprach: Liebe Brüder, ich wusste es nicht, dass er der Hohepriester ist. Denn es steht geschrieben: «Dem Obersten deines Volks sollst du nicht fluchen.» [6] Da aber Paulus wusste, dass ein Teil Sadduzäer war und der andere Teil Pharisäer, rief er im Rat: Ihr Männer, liebe Brüder, ich bin ein Pharisäer und eines Pharisäers Sohn; ich werde angeklagt um der Hoffnung und Auferstehung willen der Toten. [7] Da er aber das sagte, ward ein Aufruhr unter den Pharisäern und Sadduzäern, und die Menge zerspaltete sich. 8. (Denn die Sadduzäer sagen, es sei keine Auferstehung noch Engel noch Geist; die Pharisäer aber bekennen beides.) [9] Es ward aber ein grosses Geschrei; und die Schriftgelehrten von der Pharisäer Teil standen auf, stritten und sprachen: Wir finden nichts Arges an diesem Menschen; hat aber ein Geist oder ein Engel mit ihm geredet, so können wir mit Gott nicht streiten. [10] Da aber der Aufruhr gross ward, besorgte sich der oberste Hauptmann, sie möchten Paulus zerreissen, und hiess das Kriegsvolk hinab gehen und ihn von ihnen reissen und in das Lager führen. [11] Des andern Tages aber in der Nacht stand der Herr bei ihm und sprach: Sei getrost, Paulus! Denn wie du von mir zu Jerusalem gezeugt hast, also musst du auch zu Rom zeugen.

[12] Da es aber Tag ward, schlugen sich etliche Juden zusammen und verschworen sich, weder zu essen noch zu

trinken, bis dass sie Paulus getötet hätten. [13] Ihrer aber waren mehr denn vierzig, die solchen Bund machten. [14] Die traten zu den Hohepriestern und Ältesten und sprachen: Wir haben uns hart verschworen, nichts zu essen, bis wir Paulus getötet haben. [15] So tut nun kund dem Oberhauptmann und dem Rat, dass er ihn morgen zu euch führe, als wolltet ihr ihn besser verhören; wir aber sind bereit, ihn zu töten, ehe denn er vor euch kommt. [16] Da aber des Paulus Schwestersohn den Anschlag hörte, ging er hin und kam in das Lager und verkündigte es Paulus. [17] Paulus aber rief zu sich einen von den Unterhauptleuten und sprach: Diesen Jüngling führe hin zu dem Oberhauptmann; denn er hat ihm etwas zu sagen. [18] Der nahm ihn und führte ihn zum Oberhauptmann und sprach: Der gebundene Paulus rief mich zu sich und bat mich, diesen Jüngling zu dir zu führen, der dir etwas zu sagen habe. [19] Da nahm ihn der Oberhauptmann bei der Hand und wich an einen besondern Ort und fragte ihn: Was ist's, das du mir zu sagen hast? [20] Er aber sprach: Die Juden sind eins geworden, dich zu bitten, dass du morgen Paulus vor den Rat bringen lassest, als wollten sie ihn besser verhören. [21] Du aber traue ihnen nicht; denn es lauern auf ihn mehr als vierzig Männer unter ihnen, die haben sich verschworen, weder zu essen noch zu trinken, bis sie Paulus töten; und sind jetzt bereit und warten auf deine Verheissung.

[22] Da liess der Oberhauptmann den Jüngling von sich und gebot ihm, dass er niemand sagte, dass er ihm solches eröffnet hätte, [23] und rief zu sich zwei Unterhauptleute und sprach: Rüstet zweihundert Kriegsknechte, dass sie gen Cäsarea ziehen, und siebzig Reiter und zweihundert Schützen auf die dritte Stunde der Nacht; [24] und die Tiere richtet zu, dass sie Paulus draufsetzen und bringen ihn bewahrt zu Felix, dem Landpfleger. [25] Und schrieb einen Brief, der lautete also: [26] Klaudius Lysias dem teuren Landpfleger Felix Freude zuvor! [27] Diesen Mann hatten die Juden

gegriffen und wollten ihn getötet haben. Da kam ich mit dem Kriegsvolk dazu und riss ihn von ihnen und erfuhr, dass er ein Römer ist. [28] Da ich aber erkunden wollte die Ursache, darum sie ihn beschuldigten, führte ich ihn in ihren Rat. [29] Da befand ich, dass er beschuldigt ward von wegen Fragen ihres Gesetzes, aber keine Anklage hatte, des Todes oder der Bande wert. [30] Und da vor mich kam, dass etliche Juden auf ihn lauerten, sandte ich ihn von Stund an zu dir und entbot den Klägern auch, dass sie vor dir sagten, was sie wider ihn hätten. Gehab dich wohl! [31] Die Kriegsknechte, wie ihnen befohlen war, nahmen Paulus und führten ihn bei der Nacht gen Antipatris. [32] Des andern Tages aber liessen sie die Reiter mit ihm ziehen und wandten wieder um zum Lager. [33] Da die gen Cäsarea kamen, überantworteten sie den Brief dem Landpfleger und stellten ihm Paulus auch dar. [34] Da der Landpfleger den Brief las, fragte er, aus welchem Lande er wäre. Und da er erkundet, dass er aus Zilizien wäre, sprach er: [35] Ich will dich verhören, wenn deine Verkläger auch da sind. Und hiess ihn verwahren in dem Richthause des Herodes. *Apostelgeschichte 23,1-35*

Der Apostel ist hier wieder einmal dermassen «fertig», dass Christus wieder, wie schon damals in Korinth, es für nötig hält, persönlich einzugreifen. Er richtet seinen zusammengeknickten Knecht auf mit dem Zuruf: «Sei getrost, Paulus!» Die Gottesmänner, die uns die Bibel zeigt, sind ausnahmslos trostbedürftige Menschen. Wer unter uns heute zur Predigt gekommen ist, um hier Stärkung zu suchen, befindet sich also in guter Gesellschaft und steht nicht allein da, es ist schon einer zugegen, der gleich dran ist wie er. Überhaupt, wo immer einer mühselig und beladen dieses Buch da auftut, der findet seinesgleichen und darf damit rechnen, hier menschliches Mitfühlen und Verständnis zu finden, und das ist immer schon ein wenig tröstlich.

Aber was ist es denn, das hier Paulus so über die Massen

trostbedürftig sein lässt? Macht er einem doch durchaus nicht den Eindruck eines Niedergeschlagenen! Im Gegenteil, rein äusserlich beurteilt, will einem scheinen, er sei hier in Form, sei vollkommen Herr der Situation. Mit einer fast aufreizenden Überlegenheit sehen wir ihn vor seinen Richtern stehen. Er benimmt sich auch gar nicht etwa wie ein Angeklagter. Umgekehrt scheint uns eher der Hohe Rat hier nicht in besonders guter Verfassung zu sein. Schon die Art, wie diese jüdische Ratssitzung einberufen wurde, passt ihnen nicht. Es geschah auf ausdrücklichen Wunsch — und Wunsch ist hier Befehl! — des römischen Platzkommandanten. Und nun sitzt dieser Römer und Heide höchst persönlich da, ein Fremdkörper inmitten der heiligen Synode, und das passt ihnen noch viel weniger. Wenn Klaudius Lysias auch nicht gerade den Vorsitz führt, so hat er doch jetzt ein entscheidendes Wort mitzureden. Das alles ist Grund zu gereizter Stimmung. Sie wären alle lieber dem Aufgebot nicht gefolgt. Wenn der Römer immer noch dabei ist, den für ihn mysteriösen Fall behördlich abzuklären, für die hohe Geistlichkeit und für die jüdischen Ältesten gibt's da längst nichts mehr abzuklären. Für sie ist der Fall klar. Sie sind durchaus der gleichen Meinung wie die Volksmassen, die tags zuvor auf dem Tempelplatz schrieen: «Hinweg mit einem solchen von der Erde!» Sie können nur bedauern, dass Rom sich einmischte und dass infolgedessen dieser Abtrünnige noch unter den Lebenden weilt. So sind hier die Meinungen gemacht und die Standpunkte bezogen. Zu wollen ist da nicht mehr viel.

Gleich am Anfang der Sitzung erfolgt eine Explosion, ein hochpeinlicher Zwischenfall. Wie Paulus die zahlreich versammelten Herren fest ins Auge fasst (wörtlich), sie gleichsam fixiert, wie er unaufgefordert das Wort ergreift, wie er sie nun gar anredet als «Männer, liebe Brüder», und wie er ihnen gleich eingangs erklärt, er habe vor Gott das beste Gewissen, fühle sich somit durch die jüdischen

Verdächtigungen und Anschuldigungen nicht im geringsten betroffen, da muss er bei der ihm feindlich gesinnten Versammlung einen höchst arroganten Eindruck erweckt haben. Man begreift darum den Hohenpriester menschlich ein wenig, wenn er sich nicht zu beherrschen vermag und Paulus eine herunterhauen lässt. Aber die Seelenruhe des Paulus ist ja nicht auf Arroganz und Überheblichkeit zurückzuführen. Es ist ja jenes gewaltige Herrnwort, das in dieser Stunde bei ihm ist, ihn stärkt und ihm beisteht: «Wenn sie euch nun überantworten werden, so sorget nicht, wie oder was ihr reden sollt; denn es soll euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt. Denn ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet» (Matth. 10,19). Diese Verheissung kommt Paulus zu Hilfe. Es ist denn auch nicht etwa sein Temperament, sondern es ist eben «des Vaters Geist», der ihn jetzt auf die erhaltene Ohrfeige hin in göttlicher Vollmacht sagen lässt: «Gott wird dich schlagen, du getünchte Wand. Sitzest du, mich nach dem Gesetz zu richten, und lassest mich gesetzwidrig schlagen?» (3). «Gott wird dich schlagen»; dies Gerichtswort ist in Erfüllung gegangen, als der Hohepriester Ananias zehn Jahre später durch seine eigenen Landsleute ermordet wurde. Und es ist wiederum göttliche Geistesgegenwart, wenn Paulus auf eine nochmalige Zurechtweisung hin erklärt, er wisse schon, dass geschrieben stehe: «Dem Obersten deines Volkes sollst du nicht fluchen» (4.5). Wenn er sie aber als «liebe Brüder» anredet, dann ist das nicht verlogene Höflichkeit oder gar Berechnung, sondern wahr und aufrichtig. Für ihn sind und für ihn bleiben sie «liebe Brüder», auch wenn sie sich ihm gegenüber als Feinde benehmen. Das ist es ja geradezu, warum er überhaupt nach Jerusalem kam, warum er gestern vor dem Volk stand und jetzt vor den verantwortlichen Führern Israels, mögen sie noch so einig sein in ihrem «Hinweg mit einem solchen», von seiner Seite bleibt die Bruderschaft bestehen.

Wenn aber nach diesem bösen Anfang eine Fortsetzung des Gesprächs nun überhaupt noch möglich ist, dann ist das ohne Zweifel der Anwesenheit des Römers zu verdanken. Sie müssen Paulus weiterreden lassen. Er ist sich der Atem beklemmenden und entscheidungsvollen Wichtigkeit des Augenblicks bewusst und seufzt zum Vater im Himmel, er möchte ihm doch jetzt das rechte Wort schenken. Und der Geist ist es, der ihm nun eingibt, zu bedenken, dass ja seine Richter alles andere sind als eine weltanschauliche Einheit; sie sind es so wenig wie etwa unsere Kirchensynoden. Er weiss, Israel ist gespalten bis auf den Grund. Da ist die Mehrheitspartei der Pharisäer, die glauben, dass, wenn einst der Messias kommt, die Auferstehung der Toten erfolgen wird, dass Engel existieren und dass es ein Weiterleben des Menschen nach dem Tode gibt. Die kleine, aber mächtige Minderheitspartei der Sadduzäer aber glaubt das nicht. Und nun darf der Apostel demjenigen Teil der Synode, dem er weltanschaulich nahe steht, von dem er erwarten darf, einigermassen verstanden zu werden, noch einmal, ein letztes Mal, die Hand entgegenstrecken. Es sollte doch, wenn auch nicht völlige Einigung, so doch eine gewisse Annäherung mit den Pharisäern möglich werden; denn auch Paulus hat doch eine Hoffnung der Auferstehung, auch er glaubt an Engel und an ein Leben nach dem Tod! Und für einen kurzen Augenblick scheint es, dass eine gewisse Nachbarschaft zustande kommen könnte. In den Reihen der Pharisäer findet ein Aufhorchen statt. Schon werden einige Stimmen des Einlenkens laut, schon schlägt das hoffende Herz des Apostels höher. Sofort aber trifft die sadduzäische Gegenpartei Anstalten, die Versammlung kurzerhand zu sprengen. Die beiden Parteien geraten so hintereinander, dass es zu Tätlichkeiten kommt. Und der Vertreter des römischen Staates steht da, sieht und hört zu. Was muss hinter der Stirn in diesem Römerkopf vorgegangen sein, als Klaudius Lysias der Balgerei der heiligen Herren beiwohnte! Aber zum blossen

Zuschauen ist nicht lange Zeit. Er muss bald einmal dafür besorgt sein, seinen Schützling in Sicherheit zu bringen vor den Fingernägeln und Fäusten der fanatisierten Klerisei (Klerus), hat es doch den Anschein, als könnte Paulus jeden Augenblick in Stücke gerissen werden. So bietet der Hohe Rat genau dasselbe Bild wie tags zuvor die Volksmasse auf dem Tempelplatz. Die Sitzung ist aufgeflogen wie ein Pulverfass. Klaudius Lysias ist ein wenig klüger geworden. Es geht später aus seinem Geleitbrief hervor, dass er jetzt wenigstens so viel weiss, dass die Schuld dieses Paulus nicht krimineller oder persönlicher Art ist. «Ich finde keine Schuld an diesem Menschen», das hat freilich auch Pontius Pilatus am Karfreitag ausgesprochen, und hat Jesus trotzdem zur Kreuzigung freigegeben.

Die meisten Ausleger meinen, Paulus sei als Sieger, als lachender Dritter, aus dieser Saalschlacht hervorgegangen und könne sich hinterher ins Fäustchen lachen. Wenn er an sich denkt, ja. Er muss sich vor dem Römer nicht schämen, und vor Gott steht er gerechtfertigt da, während seine Gegner den Anblick eines tiefen Zerfalls bieten. Und zudem befindet er sich ja die ganze Zeit über wohlgeborgen in persönlicher Sicherheit. Aber wer sagt uns denn, Paulus denke an sich, sei gar auf sein persönliches Wohlbefinden bedacht? Eben gerade das ja nicht! Wenn er, seit sein Fuss Jerusalem betrat, an Eines denkt, und nur an dies Eine, dann ist es ja Israel. Wie hat er um die Seele dieses Volkes gerungen! Und wie er nun, das heisst, nicht er, sondern Christus, in Jerusalem abgelehnt, und zwar definitiv abgelehnt wird, mit welcher Zähigkeit hält er auch noch im Zurückweichen fest an den Juden, sozusagen Fussbreite um Fussbreite das Gelobte Land verteidigend. Zuerst bezeugt er seinen Herrn dem ganzen Volk, dann dem Hohen Rat, und schliesslich versucht er Israel wenigstens noch an einem Zipfel festzuhalten, indem er um den pharisäischen Teil der Synode ringt und wirbt. Und jetzt hat Jerusalem endgültig nein gesagt. Wahrlich,

diesem Mann ist es jetzt nicht zum Lachen. Er ist weit davon, sich als Triumphator zu fühlen. Geschlagen sieht er sich, und Israel, sein Israel, sein Fleisch und Blut, sieht er verloren. Und in der Nacht nach dieser Begegnung mit dem Hohen Rat bricht Paulus unter der Last seines Kummers um Israel zusammen. Es geht ihm dabei wie einst dem Mose am Sinai, nach dem Abfall des Volkes, wie Elia auf der Flucht in der Wüste, wo er meint, er sei allein übrig geblieben. Ist nun wirklich alles aus? Ist Paulus umsonst gelaufen? Ist das Gottes letztes Wort, Israel betreffend? In dieser Nacht, da die Verzagtheit nach Paulus greift, nimmt sich Christus persönlich seines Knechts an und sagt ihm — es wird wie seinerzeit in Korinth im Traum gewesen sein —: «Sei getrost, Paulus! Denn wie du von mir in Jerusalem gezeugt hast, also musst du auch zu Rom zeugen» (11). Du hast von mir in Jerusalem Zeugnis abgelegt. Ob mit oder ohne Erfolg, das überlass ruhig mir. Du hast es getan, das sei dir genug. Und du wirst auch das andere Ziel erreichen, Rom, «die Enden der Erde». Wie das zugehen soll, auch davon lass dich nicht beschweren: «Sei getrost, Paulus!»

Sehen wir uns diesen Trost, der da dem Apostel zuteil wird, noch etwas näher an; wer weiss, wir könnten dabei vielleicht etwas lernen! Es fällt da vor allem auf, dass es sich nicht um privaten Trost handelt, sondern sozusagen um eine Tröstung dienstlicher Art. Paulus steht in einem Dienst, an einer Sache. Sein Ziel hat nicht er sich gesteckt, sondern der Herr, dem er dient. Wir werden uns zwar hüten, uns nur so zu ebener Erde an die Seite eines Paulus zu stellen. Paulus ist Paulus. Es gibt nur einen solchen. Und doch sehen wir uns jetzt durch die Vorgänge um diesen Mann in Jerusalem gefragt, wie es bei uns stehe eben mit dem Dienst, mit der Sache und mit dem Ziel. Wissen wir uns in Christi Dienst? Stehen wir an seiner Sache? Befinden wir uns unterwegs zum grossen Ziel? Oder sind wir lediglich Privatmenschen, die in ihrem Eigenen geboren sind, leben und sterben? In der

Landwirtschaft kennt man den Begriff des so genannten Selbstversorgers. Das ist jener kleinste unter den Bauern, der auf seinem Grund gerade nur soviel zu produzieren vermag, als er selber für sich und seine Familie verbraucht; aber etwas verkaufen, darüber hinaus, kann er nicht. Solche «Selbstversorger» sind viele von uns Christen. Unser Glaube reicht gerade knapp für den Eigenbedarf; aber darüber hinaus reicht es zu nichts mehr. Es liegt mir fern, die Gestalt dieses christlichen Selbstversorgers zu verachten, sind wir es ja doch, weiss Gott, immer wieder alle. Wir alle kommen sonntags zur Predigt, um ein wenig Kraft zu schöpfen zur notdürftigen Bewältigung unserer persönlichen Widerwärtigkeiten in der Ehe, mit der Familie oder im Beruf. Und doch sind wir hier gefragt, allen Ernstes gefragt: Ist das alles? Haben wir denn noch gar nie daran gedacht, dass Christus uns brauchen könnte? Haben wir denn noch gar nie Ausschau gehalten nach einem Dienst? Sind wir denn noch gar nie darüber unruhig geworden, wie klein unsere eigenen Ziele sind, und dass Gott uns zu grösseren Zielen berufen hätte? Wenn ein Gemeindeglied sich einst dahin äusserte, schon mehr als einmal über unsere Münstergemeinde geweint zu haben, dann horcht man auf. Über wie vieles wird doch geweint, wie manchem nachgetrauert! Aber wenn jemand schon über unsere Münstergemeinde, über die Kirche Christi hier in Bern, oder in Russland, oder in Spanien, oder in Amerika weint, dann ist ja der Ausbruch aus dem Eigenen, der Durchbruch zur Sache, erfolgt, und der Dienst hat schon begonnen. Damit ist nicht jene unmenschliche Sachlichkeit gemeint, die sagt: Das Ganze ist alles, der Teil ist nichts, die Sache ist alles, die Person gilt nichts. Christus meint es anders, Christus ist der Ansicht, dass, wer anfängt, für die Sache zu brennen, wer da mitlacht und mitweint, dass der dann auch persönlich durchaus nicht zu verkümmern braucht: «Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, alles übrige wird euch dann schon

hinzugetan werden.» Wer um das Weinen und Lachen im Reiche Gottes weiss, der ahnt, wenn auch in respektablem Abstand, etwas vom Ausmass der Trauer und von der Herrlichkeit der Tröstung, die sich in jener Nacht ereigneten, als Christus seinem darniederliegenden Knecht mit dem Zuspruch begegnete: «Sei getrost, Paulus! Denn wie du von mir in Jerusalem gezeugt hast, also musst du auch in Rom zeugen.»

Am andern Morgen nach jener Nacht, da es mit dem Apostel durch solche Höhen und Tiefen ging, nehmen die Ereignisse dramatische Formen an. Nachdem es den Juden weder auf dem Tempelplatz noch im Rathaus gelungen ist, Paulus zu beseitigen, treten nun die fanatisierten Dolchmänner in Funktion. Deren mehr als vierzig legen einen feierlichen Eid vor Gott ab, so lange keinen Bissen zu essen und keinen Tropfen zu trinken, als Paulus noch unter den Lebenden weile. Der Mordplan, in den übrigens auch der Hohepriester eingeweiht wird, ist zwar fein gesponnen, rechnet aber nicht mit Gott. Gott bedient sich eines Neffen des Apostels, um den Anschlag zu vereiteln. Es ist etwas Eigenartiges um diesen Neffen. Wir hören sonst weder in der Apostelgeschichte noch in den Paulusbriefen etwas von der Existenz dieses nahen Verwandten. Sein Name wird nicht erwähnt. Ob er an Christus glaubt oder nicht, steht nicht da. Wahrscheinlich nicht, was ein Grund sein könnte, warum er von den Plänen der Juden Wind bekommen hat. Wie ein Gottesbote taucht dieser Neffe auf und nach getanem Dienst auch wieder unter. Es ist eine Art Engelsdienst, der da durch einen Menschen geschieht. Es geschehen viel mehr Engelsdienste durch Menschen, als man so gemeinhin annimmt. Klaudius Lysias ist daraufhin entschlossen, Paulus das Leben zu retten. Ein Aufgebot von 200 Schwerbewaffneten zu Fuss, 200 Leichtbewaffneten und 70 Berittenen wird bereitgestellt, auch für Paulus ist ausdrücklich ein Reittier vorgesehen. Das einzige Mal, da wir von Paulus wissen, dass er zu Pferd ist.

Am gleichen Tag noch, nach Einbruch der Dunkelheit, wird Paulus mit einem Geleitbrief an den Regierungsstatthalter in Cäsarea aus Jerusalem hinausgeführt. Ein seltsamer Aufzug: Paulus, unter Geleit dieser 470 Bewaffneten! seltsamer als damals in Damaskus, wo man ihn in einem Korb über die Stadtmauer hinaus rettete. Das Truppenaufgebot will uns übertrieben scheinen; aber nur so lange, als wir vergessen, in welchem Zustand damals Jerusalem sich befindet. Hier wird ein Funke zur Flamme, die Flamme zum Grossbrand. So tut der Römer nichts als seine Beamtenpflicht, indem er nicht nur Paulus persönlich schützt, sondern darauf bedacht ist, den Ausbruch einer Revolution zu verhindern. Auch Klaudius Lysias, auch die 470 Mann tun Engelsdienst. Ohne dass sie sich's bewusst sind, dienen sie Gott und sind Figuren in der Hand des Allmächtigen. Ein Psalmwort sagt von Gott: «Der du machst Winde zu deinen Engeln und zu deinen Dienern Feuerflammen» (Ps. 104). So macht Gott hier Legionäre zu seinen Engeln und zu seinen Dienern römische Reiterei. Paulus ist zwar hier, ausgerechnet hier, beim Verlassen Jerusalems, beritten; aber «hoch zu Ross» ist er nicht, trägt er doch in seinem Herzen die frische Erinnerung an den selbstmörderischen Ruf seines Volkes: «Hinweg mit einem solchen!» Und doch geht er nicht völlig hoffnungslos zum letzten Mal in seinem Leben von Jerusalem weg, denn er trägt den anderen Ruf in seinem Ohr: «Sei getrost, Paulus!»

Wir aber haben heute Trost zugesprochen bekommen, sachlichen Trost. Es gibt wenig Gewisses. Ja es ist überhaupt nichts gewiss in dieser Welt. Himmel und Erde vergehen. Aber etwas ist gewiss: Das Wort Gottes bleibt, und dieses Wort enthält eine Verheissung an Jerusalem und an Rom, an die Juden und an die Heiden: Die Juden schreien: «Hinweg mit einem solchen», auch die Heiden werden ihn nicht mit offenen Armen empfangen. Aber Gott wird sein Ziel erreichen. Und dieses Ziel ist die Rettung der Juden und der Heiden. Gott hat beide in seinen Heilsplan eingeschlossen:

Jerusalem und Rom.

Die Juden brachten viele und schwere Klagen wider Paulus

24,[1] Über fünf Tage zog hinab der Hohepriester Ananias mit den Ältesten und mit dem Redner Tertullus; die erschienen vor dem Landpfleger wider Paulus. [2] Da er aber berufen ward, fing an Tertullus zu verklagen und sprach: [3] Dass wir in grossem Frieden leben unter dir und viel Wohltaten diesem Volk widerfahren durch deine Fürsichtigkeit, allerteuerster Felix, das nehmen wir an allewege und allenthalben mit aller Dankbarkeit. [4] Auf dass ich aber dich nicht zu lange aufhalte, bitte ich dich, du wollest uns kürzlich hören nach deiner Gelindigkeit. [5] Wir haben diesen Mann gefunden schädlich, und der Aufruhr erregt allen Juden auf dem ganzen Erdboden, und einen Vornehmsten der Sekte der Nazarener, [6] der auch versucht hat, den Tempel zu entweihen; welchen wir auch griffen und wollten ihn gerichtet haben nach unserm Gesetz. [7] Aber Lysias, der Hauptmann, kam dazu und führte ihn mit grosser Gewalt aus unsern Händen [8] und hiess seine Verkläger zu dir kommen; von welchem du kannst, so du es erforschen willst, das alles erkunden, um was wir ihn verklagen. [9] Die Juden aber redeten auch dazu und sprachen, es verhielte sich also.

[10] Paulus aber, da ihm der Landpfleger winkte zu reden, antwortete: Dieweil ich weiss, dass du in diesem Volk nun viele Jahre ein Richter bist, will ich unerschrocken mich verantworten; [11] denn du kannst erkennen, dass es nicht mehr als zwölf Tage sind, dass ich bin hinauf gen Jerusalem gekommen, anzubeten. [12] Auch haben sie mich nicht gefunden im Tempel mit jemand reden oder einen Aufruhr machen im Volk noch in den Schulen noch in der Stadt. [13] Sie können mir auch der keines beweisen, dessen sie mich verklagen. [14] Das bekenne ich aber dir, dass ich nach diesem Wege, den sie eine Sekte heissen, diene also dem

Gott meiner Väter, dass ich glaube allem, was geschrieben
steht im Gesetz und in den Propheten, [15] und habe die Hoff-
nung zu Gott, auf welche auch sie selbst warten, nämlich,
dass zukünftig sei die Auferstehung der Toten, der Gerech-
ten und Ungerechten. [16] Dabei aber übe ich mich, zu haben
ein unverletzt Gewissen allenthalben, gegen Gott und die
Menschen. [17] Aber nach vielen Jahren bin ich gekommen
und habe ein Almosen gebracht meinem Volk, und Opfer.
[18] Darüber fanden sie mich, dass ich mich geheiligt hatte
im Tempel, ohne allen Lärm und Getümmel. [19] Das waren
aber etliche Juden aus Asien, welche sollten hier sein vor
dir und mich verklagen, so sie etwas wider mich hätten.
[20] Oder lass diese selbst sagen, ob sie etwas Unrechtes an
mir gefunden haben, dieweil ich stand vor dem Rat, [21] aus-
ser um des einzigen Wortes willen, da ich unter ihnen stand
und rief: Über die Auferstehung der Toten werde ich von
euch heute angeklagt.

[22] Da aber Felix solches hörte, zog er die Sache hin; denn
er wusste gar wohl um diesen Weg und sprach: Wenn Ly-
sias, der Hauptmann, herabkommt, so will ich eure Sache
erkunden. [23] Er befahl aber dem Unterhauptmann, Paulus
zu behalten und lassen Ruhe haben und dass er niemand
von den Seinen wehrte, ihm zu dienen oder zu ihm zu kom-
men. [24] Nach etlichen Tagen aber kam Felix mit seinem
Weibe Drusilla, die eine Jüdin war, und forderte Paulus
und hörte ihn von dem Glauben an Christum. [25] Da aber
Paulus redete von der Gerechtigkeit und von der Keusch-
heit und von dem zukünftigen Gericht, erschrak Felix und
antwortete: Gehe hin auf diesmal; wenn ich gelegene Zeit
habe, will ich dich herrufen lassen. [26] Er hoffte aber dane-
ben, dass ihm von Paulus sollte Geld gegeben werden, dass
er ihn losgäbe; darum er ihn auch oft fordern liess und
besprach sich mit ihm. [27] Da aber zwei Jahre um waren,
kam Porcius Festus an Felix Statt. Felix aber wollte den
Juden eine Gunst erzeigen und liess Paulus hinter sich

gefangen.

25,[1] Da nun Festus ins Land gekommen war, zog er über drei Tage hinauf von Cäsarea gen Jerusalem. [2] Da erschienen vor ihm die Hohenpriester und die Vornehmsten der Juden wider Paulus und ermahnten ihn [3] und baten um Gunst wider ihn, dass er ihn fordern liesse gen Jerusalem, und stellten ihm nach, dass sie ihn unterwegs umbrächten. [4] Da antwortete Festus, Paulus würde ja behalten zu Cäsarea; aber er würde in kurzem wieder dahin ziehen. [5] Welche nun unter euch (sprach er) können, die lasst mit hinabziehen und den Mann verklagen, so etwas an ihm ist. [6] Da er aber bei ihnen mehr denn zehn Tage gewesen war, zog er hinab gen Cäsarea; und des andern Tages setzte er sich auf den Richtstuhl und hiess Paulus holen. [7] Da der aber vor ihn kam, traten umher die Juden, die von Jerusalem herabgekommen waren, und brachten auf viele und schwere Klagen wider Paulus, welche sie nicht konnten beweisen, [8] dieweil er sich verantwortete: Ich habe weder an der Juden Gesetz noch an dem Tempel noch am Kaiser mich versündigt. [9] Festus aber wollte den Juden eine Gunst erzeigen und antwortete Paulus und sprach: Willst du hinauf gen Jerusalem und daselbst über dieses dich vor mir richten lassen? [10] Paulus aber sprach: Ich stehe vor des Kaisers Gericht, da soll ich mich lassen richten; den Juden habe ich kein Leid getan, wie auch du aufs beste weisst. [11] Habe ich aber jemand Leid getan und des Todes wert gehandelt, so weigere ich mich nicht, zu sterben; ist aber der keines nicht, dessen sie mich verklagen, so kann mich ihnen niemand übergeben. Ich berufe mich auf den Kaiser! [12] Da besprach sich Festus mit dem Rat und antwortete: Auf den Kaiser hast du dich berufen, zum Kaiser sollst du ziehen. *Apostelgeschichte 24,1 - 25,12*

Das ist dann schon ein unseliges Unterfangen! Sogar das Anhören des Berichts über diese beiden weiteren Gerichtsverhandlungen will uns reichlich mühsam vorkommen; wie

muss es erst den direkt daran Beteiligten zumute gewesen sein, den Juden, den armen Juden, die nun vor den beiden Statthaltern Felix und Festus ihre «vielen und schweren Klagen» wider den Angeklagten erheben und meinen, gegen einen Paulus kämpfen zu müssen! Dieser Paulus hat bekanntlich einmal den bedeutsamen Ausspruch getan: «Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel» (Eph. 6). In solch einen Kampf hinein sieht der Apostel uns Christen gestellt. Dieses Ringen mit den Fürsten, Gewaltigen, Herren und Geistern der Finsternis meint Paulus mit dem «guten Kampf». Und nun kämpfen auch diese Streiter aus Israel da, diese Juden, nicht nur mit Fleisch und Blut. Auch sie haben es nicht allein mit dem Menschen Paulus aus Tarsus zu tun. Auch sie sind nicht nur gegen viele Fürsten angetreten, sondern gegen den einen Fürsten des Lebens, gegen den einen Gewaltigen, dem alle Macht übergeben ist im Himmel und auf der Erde, gegen den einen Herrn aller Herren, gegen den einen Geist, nämlich den Heiligen Geist. Das ist kein guter, das ist ein böser Kampf, und obendrein noch ein aussichtsloser.

Ob die Verkläger des Paulus es nicht doch ganz im tiefsten Grunde spüren, wie bös, dumm und unnütz es ist, gegen den Auferstandenen zu kämpfen? Sie hassen Paulus, sie hassen ihn von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüte und aus allen ihren Kräften. Hass macht blind. Sie hassen ihn im ohnmächtigen Gefühl der Unterlegenheit, letztlich also aus Angst. Bei Schiller lesen wir, Tell sei einmal gefragt worden, seit wann Gessler ihn hasse. Darauf antwortet Tell, der Landvogt sei ihm einmal an einer steilen Felswand, auf schmalem Pfad begegnet und sei vor ihm erbleicht. Seit diesem Tag hasse ihn der Tyrann. Menschen, die man fürchtet, hasst man, auch wenn man sie, wie im Fall des Paulus, zu Unrecht fürchtet. Die Wirksamkeit und der

Einfluss dieses Mannes ist ihnen unheimlich. Nicht Paulus zwar, aber der Auferstandene, dem Paulus dient, ist ihnen überlegen.

Sehen wir uns diesen unseligen Kampf ein wenig näher an. In Jerusalem, so haben wir bisher gehört, wollte die fanatische Menge den Apostel auf dem Tempelplatz lynchen. Tags darauf fehlte nicht viel, und die geistlichen Herren hätten den verhassten Konvertiten in der Synode bei lebendigem Leibe zerrissen. Dann verschworen sich deren über vierzig heilig und teuer, weder zu essen noch zu trinken, solange Paulus von Tarsus noch unter den Lebenden sei. Infolgedessen sieht sich der römische Platzkommandant Lysias genötigt, den römischen Bürger Paulus bei Nacht und Nebel unter schwerer Bewachung nach dem 100km entfernten Regierungssitz Cäsarea zu überführen, um ihn dort im Regierungsgebäude in Schutzhaft zu halten. Und seit diesen dramatischen Ereignissen sind jetzt knapp fünf Tage verflossen. Die Juden denken also nicht entfernt daran, nachzugeben. Schon wieder treten sie zur Fortsetzung des Kampfes an. Der Hohepriester in eigener Person steht der Delegation vor. Es braucht schon allerhand, wenn ein Hohepriester auswärts geht, und erst noch über eine heidnische Schwelle, unter ein heidnisches Dach. Paulus aber scheint ihm wichtig, das heisst, gefährlich genug zu sein, um diesen Schritt zu rechtfertigen. Dann sind auch eine Anzahl Älteste mit, geistliche und weltliche Herren, die in Jerusalem Rang und Namen haben. Und schliesslich haben sie einen Anwalt mitgebracht, dem Namen nach zu schliessen, er heisst Tertullus, ist er ein Römer und Heide, offenbar einer, der sich auf dem glatten Parkett einer Gerichtsverhandlung zu bewegen und im Spiel der Anklage und Verteidigung fachmännisch auszudrücken versteht. Wir sehen, schweres Geschütz fahren sie auf. Diesmal gilt's! (1.2).

Regierungsstatthalter Felix präsidiert die Verhandlung. Zuerst bekommt der Anwalt als Kläger das Wort. Seine Rede

ist schlau und frech. Fast die Hälfte seiner Anklagerede besteht darin, dass er sich in Komplimenten und Schmeicheleien an den Richter fast nicht genug tun kann. Bestechungsluft geht von ihm aus. Endlich kommt er zur Sache und nennt Paulus gleich einen Schädling: «Dieser Mann ist von uns schädlich befunden» (24,5). Im Urtext steht hier das Wort Pest, Seuche. Für seine Verkläger ist Paulus eine Art spanische oder asiatische Grippe, die unberechenbar und plötzlich auftritt und da und dort die Menschen befällt. Und von ihrem Standort aus haben sie ja ein wenig recht. Tatsächlich befällt der Auferstandene die Menschen unversehens, sogar hinter verschlossenen Türen ist keiner vor ihm sicher. Der zweite Anklagepunkt geht auf öffentliche Ruhestörung und Friedensbruch, worauf Rom in allen seinen Untertanenländern besonders empfindlich reagiert. Der Angeklagte «erhebt Aufruhr unter den Juden auf dem ganzen Erdboden». Und auch das ist, wenn auch das nur in einem gewissen Sinn und darum nur halb, wahr. Gehen wir einen Augenblick in Gedanken den ganzen Weg entlang zurück, den wir bis jetzt den Apostel begleitet haben. Wir brauchen nur einige Namen zu nennen, Antiochien in Pisidien, Ikonion, Lystra, Derbe, dann Philippi, Thessalonich und Beröa, schliesslich Athen, Korinth und vor allem Ephesus, um zu erkennen, wie wahr es ist, dass, wo dieser Paulus bisher seinen Fuss hingesetzt hat, Unruhen unter den Juden ausbrachen. Aber Paulus, und das verschweigt der Anwalt wohlweislich, hat ja diese Unruhen nie gewollt. Er hat ja immer nur die Hoffnung Israels, den Auferstandenen, verkündigt. Es waren ja stets die Juden, die Lärm schlugen und Volksaufstände anzettelten, genau wie zuletzt noch im Tempelhof. Dritter Anklagepunkt: Paulus sei «ein Vornehmster der Sekte der Nazarener». Da steht im Urtext wieder ein Wort von bösem Klang. Wir dürften dem Sinne nach geradezu übersetzen, Paulus sei der Rädelsführer einer Clique, einer Bande von Abtrünnigen. Etwas gemässigter und vorsichtiger führt Tertullus

weiter aus, schliesslich habe Angeklagter sogar den Versuch unternommen, in Jerusalem selber den Tempel zu schänden (24,6), was diesen allerdings teuer zu stehen gekommen wäre, wenn nicht der Römer Klaudius Lysias «mit grosser Gewalt» sich in die inner jüdisch-geistlichen Angelegenheiten unbefugt eingemischt hätte. In diesen Ausführungen wird der Anwalt durch die anwesenden Jerusalemer Herren lebhaft unterstützt und bestätigt (24,7-9). Die Anklagerede speit Feuer und Hass, führt aber nicht zur Aburteilung des Angeklagten, sondern bloss zur Vertagung des Prozesses. «Da aber Felix solches hörte, zog er sie hin» (24,22).

Zwei Jahre später. Statthalter Felix ist in Rom in Ungnade gefallen. Nach seinem Rückruf wird Porcius Festus sein Nachfolger im Amt (24,27 und 25,1). Sowie Festus in Jerusalem seinen ersten Staatsbesuch tätigt, zeigt es sich, dass dort der Hass gegen Paulus noch keineswegs abgeklungen ist. Zum Allerersten, was der Hohepriester dem neuen Statthalter unterbreitet, gehört der Fall Paulus. Es sei da, so wird er sich etwa, vielleicht bei Tisch, geäussert haben, ein Gefangener, dessen endliche Bestrafung ihm und dem ganzen Judenvolk besonders am Herzen liege. Wenn darum der Herr Statthalter dem Volk eine besonders geschätzte Gunst erweisen möchten — usw. Man muss schon bedenken, dass dieser hohepriesterliche Wunsch für einen Politiker eine fast unwiderstehliche Versuchung ist, zumal anlässlich einer Antrittsvisite, da es ihm daran gelegen sein muss, gut Wetter zu machen, und da ihm jedenfalls schlecht Wetter besonders ungelegen sein müsste. Es ist allerhand an Charakterstärke, wenn drauf Festus den höchsten geistlichen Würdenträger auf den Weg des ordentlichen Gerichtsgangs zu verweisen wagt (25,1-5). So kommt es, dass kaum 14 Tage nach Amtsantritt des Festus in Cäsarea eine weitere Gerichtsverhandlung anberaumt wird. Da werden genau die gleichen «vielen und schweren Klagen wider Paulus» vorgebracht, es scheint, dass dabei nur die Verdächtigung auf Staatsgefährlichkeit

jetzt um eine Nuance schärfer in den Vordergrund gerückt wird. Die Anklage lautet jetzt auf Feindschaft «gegen das Gesetz, den Tempel, und den Kaiser» (25,8). Jedenfalls ist der Hass gegen Paulus während der zwei Jahre nicht geringer geworden, eher das Gegenteil.

Wenn man von der Liebe etwa sagt, sie pflege einen einmal eingeschlagenen Weg zu Ende zu gehen, bis dass sie ihr Ziel erreicht, dann gilt das, wie wir aus dem Verhalten der Feinde des Apostels sehen können, auch vom Hass. Der Hass Israels gegen den Apostel will offenbar nicht ruhen, bis dass diese «Pest» unschädlich gemacht ist. Ja es erhebt sich hier einem derart unheimlichen Ausbruch von Hass gegenüber die Frage nach der Liebe überhaupt. Wo ist sie, die Liebe? Und ist denn nur der Hass, ist denn nicht auch die Liebe eine Macht? Diese Frage ist für jeden unter uns von persönlichem Interesse, begegnen wir doch alle Menschen auf unserem Lebensweg, die uns hassen. Die Frage ist aber auch von allgemeiner Bedeutung im Blick auf unser Zeitgeschehen. Ist denn nicht der Hass, und zwar eben der Hass aus Angst, ein Hass, der sich bis zur Hysterie steigern kann, eines der augenfälligen Merkmale unseres Geschlechts? Hass aus Angst füllt die Völkerräume derart zusehends von Jahr zu Jahr an, dass einem vor dem Moment, da sie zum Anprall und Zerplatzen kommen, bange werden könnte. Da mag sich manch ein nachdenklicher Zeitgenosse fragen: Aber die Liebe, wo ist sie? Gibt es denn keine Liebe, keine Gegenkraft? Wer wird schliesslich stärker sein, die Liebe oder der Hass? Wer wird den Endsieg haben, der Hass dieser Welt oder die Liebe des Himmels, die Revolution der Gewalt oder die Revolution der Liebe?

Auf die Bedrängnis dieser Frage nach der Liebe bekommen wir beim Lesen dieses Kapitels im Blick auf das Verhalten des Apostels während der beiden Gerichtsverhandlungen eine gewisse Antwort. Paulus ist hier angeklagt, bedroht und beschimpft. Wie benimmt er sich? Vorab stellen wir fest,

dass in seiner Antwort von einer Schmeichelei an den Richter keine Spur vorhanden ist. Er ruft die Informiertheit des Felix an, der ja schon so lange in diesem Volk seines Richteramtes waltet, dass er einige Erfahrung hat und seine Pappenheimer kennt (24,10). Direkte Unwahrheiten stellt er sachlich richtig. Felix kann selbst beurteilen, ob es überhaupt möglich war, dass er während der kurzen zwölf Tage seiner Anwesenheit in Jerusalem dort im Tempel, oder in der Synagoge, oder gar in der Stadtöffentlichkeit Zeit und Gelegenheit hatte, Agitationsreden zu halten (24,11.12). Was seinen Aufenthalt in Jerusalem anbetrifft, sind die Anklagen seiner Gegner gegenstandslose Behauptungen (13). Auch den Vorwurf, er sei der Rädelsführer der Abtrünnigen, weist er zurück. Gewiss, zu den Nazarenern gehört er. Aber er sieht in diesem Glaubensweg alles andere als einen Abfall von Israel, glaubt er doch an den gleichen Gott wie die Juden, er nennt ihn den «Gott meiner Väter». Die Bibel der Juden («Gesetz und Propheten») ist auch die Bibel der Nazarener. Als Christ hat er auch ein und dieselbe Hoffnung wie Israel; auch er hofft, gleich wie die Juden, dass «zukünftig sei die Auferstehung der Toten, der Gerechten und der Ungerechten», das heisst, auch er glaubt wie die Juden an ein Jüngstes Gericht. Das alles kann Paulus geltend machen, weil Christus ja tatsächlich «nicht gekommen ist, das Gesetz und die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen». Mögen sie ihn einen Abtrünnigen nennen, er bekennt sich auf der ganzen Linie zur unveränderten Gemeinschaft mit seinem Volk. Er ist nach etlichen Jahren wieder einmal nach Jerusalem gekommen — wozu? Um eine Kollekte, gesammelt für «mein Volk», abzuliefern. In den Tempel ist er dabei gegangen — aber wozu? Um dort als Festpilger anzubeten und um ein Opfer darzubringen. Nicht er hat also dort Tumult erregt und Lärm geschlagen, sondern «einige Juden aus Asien». Das ist der Sachverhalt, der vor diesem Gericht zur Diskussion steht (24,17-19). Will Felix über sein Verhältnis zur

jüdischen Religion Genaueres erfahren, so kann Paulus ihn auf den Verlauf der Vorverhandlungen vor dem Hohen Rat in Jerusalem, deren Zeuge Lysias war, verweisen (24,20.21). Was aber die politischen Verdächtigungen anbelangt, da kann Paulus nur zweierlei erwidern, einmal, «ich übe mich, zu haben ein unverletzt Gewissen allenthalben, gegen Gott und Menschen» (24,16). Sollte er aber, so argumentiert er anlässlich der zweiten Verhandlung vor Festus, sollte er sich aber wirklich gegen Gesetz, Tempel und Kaiser vergangen haben, so ist er bereit, dafür zu sterben, aber er scheut eine gründliche Untersuchung nicht (25,11).

So fällt von Seiten des Apostels in seiner ganzen Verteidigungsrede kein einziges Schimpfwort. Kein Ton, auch nicht ein Unterton von Empfindlichkeit oder Groll. Die Misshandlung auf dem Tempelplatz, die Schmach der empfangenen Ohrfeige vor dem Hohen Rat, den Mordanschlag, lauter bewiesene Tatsachen, erwähnt er mit keiner Silbe. Keine Beschwerde über die widerrechtlich ausgestandenen zwei Jahre Untersuchungshaft. So stellt Paulus in diesen zwei Gerichtsverhandlungen dem Hass die Christusliebe gegenüber. Wir wohnen hier einem Durchbruch und Sieg jener Liebe bei, von der es heisst: «Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.» Christus erbringt hier den Beweis, dass die Liebe stärker ist als der Hass. Nicht vom Hass heisst es, wohl aber von der Liebe, «sie höret nimmer auf».

Zwischen dem grossen Hass der Juden aber, und der viel grösseren Christusliebe des Apostels drin stehen hier die verschiedenen Römer. Es gibt unter ihnen beiderlei, gute und faule. Der Platzkommandant Klaudius Lysias und der Nachfolger des Felix, Porcius Festus, werden von Lukas als unbestechlich dargestellt. Hingegen Felix ist angefault. Er ist ein armer, armer Mensch. Der römische Historiker sagt von ihm, dieser ehemalige Freigelassene habe sein königlich Amt durch seine Sklavengesinnung entehrt. Felix verdankt

seine Karriere seinem steinreichen Bruder und Kaisergünstling in Rom. Pallas heisst dieser. Zusammen mit diesem seinem Gönnerbruder wird Felix bald bei Nero in Ungnade fallen. Felix hat zudem schon die dritte Frau, es ist die etwa zwanzigjährige jüdische Prinzessin Drusilla, eine Tochter jenes Herodes, der einst Jakobus hinrichtete, Petrus gefangen setzte, und dann bald schrecklich starb (Kap. 12). Sie war vorher mit einem arabischen König verheiratet, Felix hat sie ihm abgespannt. So unterschiedlich diese drei Römer sein mögen, die es hier mit Paulus zu tun haben, sind sie doch alle drei Beamte. Beamte sind «Menschen dazwischen», Menschen zwischen oben und unten. Darum sind sie nicht immer, aber sehr oft religiös und weltanschaulich neutral, und fast immer ein wenig ängstlich auf das bedacht, was ihnen, sei es oben oder unten, schaden könnte. Paulus steht auch diesen römischen Beamten und ihren Schwächen gegenüber in der Christusliebe. Es hat etwas Tiefbewegendes an sich, wie er dem Ehebrecherpaar, diesem Felix und seiner jüdischen Drusilla, immer neu wieder in Geduld bei Privatbesprechungen über seinen Christusglauben Red und Antwort steht. Er tut das nicht als allzu höflicher Hofprediger, sondern in jener unerschrockenen Freimütigkeit, wie derjenige sie hat, der in der Christusliebe steht. Hier hat er sie beide beisammen, die Jüdin und den Heiden, gleichsam Jerusalem und Rom verkörpernd, für die beide Paulus brennt, ihnen Zeugnis von Christus abzulegen. Diese Gespräche des gefangenen Boten (24,22-24) mit seinen Richtersleuten sind ein weiterer Sieg der Christusliebe, zwar nicht über den heissen Hass, wohl aber über die kalte Lieblosigkeit.

Zuletzt, nach diesen zwei in Liebe überstandenen Gerichtsverhandlungen, nach der zwei Jahre in Liebe durchlittenen Untersuchungshaft, legt Paulus an den Kaiser in Rom Berufung ein, wozu er als römischer Bürger das Recht hat. Man hat sich oft schon gefragt, warum der Apostel das Unrecht so lange erduldet und mit dieser Berufung so lange

zugewartet hat. Hoffte er immer noch als freier Mann nach Rom zu kommen? Der tiefste und eigentliche Grund seines Zögerns scheint uns ein anderer. So wie es in der Passion Christi heisst, «des Menschen Sohn wird den Händen der Heiden überantwortet werden», so bedeutet die Übergabe des Prozesses an den Kaiser die «Überantwortung des Apostels in die Hände der Heiden». Dieser Schritt ist die endgültige Ausbootung des Paulus aus dem Volk der Kinder Abrahams. Dagegen hat sich Paulus, bis dass es nicht mehr anders ging, gewehrt. Auch das also noch aus Treue zu Israel. Erst als die Lage sich so weit zuspitzte, dass es einen Augenblick auf der Waage war, ob Paulus wieder nach Jerusalem zurückgebracht werden müsse (25,9.10), da bewog ihn die Erinnerung an das Wort des Herrn «du musst auch in Rom Zeugnis ablegen» (23,11) zu dem Entschluss: «Ich berufe mich auf den Kaiser.» Dass das erst jetzt, so spät, geschieht, auch das ist ein Sieg der Christusliebe, jener Liebe, von der es heisst: «Sie verträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles.» Die Christusliebe zu den Juden und den Heiden hat das letzte Wort. Die Revolution der Nächstenliebe wird darum den Endsieg haben, weil Christus auferstanden ist.

Um der Hoffnung willen bin ich, König Agrippa, angeklagt

25,[13] Aber nach etlichen Tagen kamen der König Agrippa und Bernice gen Cäsarea, Festus zu begrüssen. [14] Und da sie viele Tage daselbst gewesen waren, legte Festus dem König den Handel von Paulus vor und sprach: Es ist ein Mann von Felix hinterlassen gefangen, [15] um welches willen die Hohenpriester und Ältesten der Juden vor mir erschienen, da ich zu Jerusalem war, und baten, ich sollte ihn richten lassen; [16] denen antwortete ich: Es ist der Römer Weise nicht, dass ein Mensch übergeben werde, ihn umzubringen, ehe denn der Verklagte seine Kläger gegenwärtig habe und Raum empfange, sich auf die Anklage zu verantworten. [17] Da sie aber her zusammenkamen, machte ich keinen Aufschub und hielt des andern Tages Gericht und hiess den Mann vorbringen; [18] und da seine Verkläger auftraten, brachten sie der Ursachen keine auf, deren ich mich versah. [19] Sie hatten aber etliche Fragen wider ihn von ihrem Aberglauben und von einem verstorbenen Jesus, von welchem Paulus sagte, er lebe. [20] Da ich aber mich auf die Frage nicht verstand, sprach ich, ob er wollte gen Jerusalem reisen und daselbst sich darüber lassen richten. [21] Da aber Paulus sich berief, dass er für des Kaisers Erkenntnis aufbehalten würde, hiess ich ihn behalten, bis dass ich ihn zum Kaiser sende. [22] Agrippa aber sprach zu Festus: Ich möchte den Menschen auch gern hören. Er aber sprach: Morgen sollst du ihn hören.

[23] Und am andern Tage, da Agrippa und Bernice kamen mit grossem Gepränge und gingen in das Richthaus mit den Hauptleuten und vornehmsten Männern der Stadt, und da es Festus hiess, ward Paulus gebracht. [24] Und Festus sprach: Lieber König Agrippa und alle ihr Männer, die ihr mit uns hier seid, da sehet ihr den, um welchen mich die ganze Menge der Juden angegangen hat, zu Jerusalem

und auch hier, und schrieen, er solle nicht länger leben.
[25] Ich aber, da ich vernahm, dass er nichts getan hatte, das
des Todes wert sei, und er auch selber sich auf den Kaiser
berief, habe ich beschlossen, ihn zu senden. [26] Etwas Ge-
wisses aber habe ich von ihm nicht, das ich dem Herrn
schreibe. Darum habe ich ihn lassen hervorbringen vor
euch, allermeist aber vor dich, König Agrippa, auf dass ich
nach geschehener Erforschung haben möge, was ich
schreibe. [27] Denn es dünkt mich ein ungeschicktes Ding zu
sein, einen Gefangenen schicken und keine Ursachen wi-
der ihn anzeigen.

26,[1] Agrippa aber sprach zu Paulus: Es ist dir erlaubt, für
dich zu reden. Da reckte Paulus die Hand aus und verant-
wortete sich: [2] Es ist mir sehr lieb, König Agrippa, dass ich
mich heute vor dir verantworten soll über alles, dessen ich
von den Juden beschuldigt werde; [3] allermeist weil du
weisst alle Sitten und Fragen der Juden. Darum bitte ich
dich, du wollest mich geduldig hören. [4] Zwar mein Leben
von Jugend auf, wie das von Anfang unter diesem Volk zu
Jerusalem zugebracht ist, wissen alle Juden, [5] die mich von
Anbeginn gekannt haben, wenn sie es wollten bezeugen.
Denn ich bin ein Pharisäer gewesen, welches ist die
strengste Sekte unsers Gottesdienstes. [6] Und nun stehe ich
und werde angeklagt über die Hoffnung auf die Verheis-
sung, so geschehen ist von Gott zu unsern Vätern, [7] zu wel-
cher hoffen die zwölf Geschlechter der Unsern zu kommen
mit Gottesdienst emsig Tag und Nacht. Dieser Hoffnung
halben werde ich, König Agrippa, von den Juden beschul-
digt. [8] Warum wird das für unglaublich bei euch geachtet,
dass Gott Tote auf erweckt? [9] Zwar meinte ich auch bei mir
selbst, ich müsste viel zuwider tun dem Namen Jesu von
Nazareth, [10] wie ich denn auch zu Jerusalem getan habe,
da ich viele Heilige in das Gefängnis verschloss, darüber
ich Macht von den Hohepriestern empfing; und wenn sie
erwürgt wurden, half ich das Urteil sprechen. [11] Und durch

alle Schulen peinigte ich sie oft und zwang sie zu lästern;
und war überaus unsinnig auf sie, verfolgte sie auch bis in
die fremden Städte. [12] Über dem, da ich auch gen Damas-
kus reiste mit Macht und Befehl von den Hohepriestern,
[13] sah ich mitten am Tage, o König, auf dem Wege ein Licht
vom Himmel, heller denn der Sonne Glanz, das mich und
die mit mir reisten, umleuchtete. [14] Da wir aber alle zur
Erde niederfielen, hörte ich eine Stimme reden zu mir, die
sprach auf hebräisch: Saul, Saul, was verfolgst du mich?
Es wird dir schwer sein, wider den Stachel zu locken. [15] Ich
aber sprach: Herr, wer bist du? Er sprach: Ich bin Jesus,
den du verfolgst; aber stehe auf und tritt auf deine Füsse.
[16] Denn dazu bin ich dir erschienen, dass ich dich ordne
zum Diener und Zeugen des, das du gesehen hast und das
ich dir noch will erscheinen lassen; [17] und will dich errett-
ten von dem Volk und von den Heiden, unter welche ich
dich jetzt sende, [18] aufzutun ihre Augen, dass sie sich be-
kehren von der Finsternis zu dem Licht und von der Ge-
walt des Satans zu Gott, zu empfangen Vergebung der Sün-
den und das Erbe samt denen, die geheiligt werden durch
den Glauben an mich. [19] Daher, König Agrippa, war ich
der himmlischen Erscheinung nicht ungläubig, [20] sondern
verkündigte zuerst denen zu Damaskus und zu Jerusalem
und in alle Gegend des jüdischen Landes und auch den
Heiden, dass sie Busse täten und sich bekehrten zu Gott
und täten rechtschaffene Werke der Busse. [21] Um deswillen
haben mich die Juden im Tempel gegriffen und versuch-
ten, mich zu töten. [22] Aber durch Hilfe Gottes ist es mir ge-
lungen und stehe ich bis auf diesen Tag und zeuge beiden,
dem Kleinen und Grossen, und sage nichts ausser dem,
was die Propheten gesagt haben, dass es geschehen sollte,
und Mose: [23] dass Christus sollte leiden und der erste sein
aus der Auferstehung von den Toten und verkündigen ein
Licht dem Volk und den Heiden.

[24] Da er aber solches zur Verantwortung gab, sprach

Festus mit lauter Stimme: Paulus, du rasest! Die grosse Kunst macht dich rasend. [25] Er aber sprach: Mein teurer Festus, ich rase nicht, sondern ich rede wahre und vernünftige Worte. [26] Denn der König weiss solches wohl, zu welchem ich freudig rede. Denn ich achte, ihm sei der keines verborgen; denn solches ist nicht im Winkel geschehen. [27] Glaubst du, König Agrippa, den Propheten? Ich weiss, dass du glaubst. [28] Agrippa aber sprach zu Paulus: Es fehlt nicht viel, du überredest mich, dass ich ein Christ würde. [29] Paulus aber sprach: Ich wünschte vor Gott, es fehle nun an viel oder an wenig, dass nicht allein du, sondern alle, die mich heute hören, solche würden, wie ich bin, ausgenommen diese Bande. [30] Und da er das gesagt, stand der König auf und der Landpfleger und Bernice und die mit ihnen sassen, [31] und wichen beiseits, redeten miteinander und sprachen: Dieser Mensch hat nichts getan, das des Todes oder der Bande wert sei. [32] Agrippa aber sprach zu Festus: Dieser Mensch hätte können los gegeben werden, wenn er sich nicht auf den Kaiser berufen hätte. *Apostelgeschichte 25,13 - 26,32*

Wir hören hier den Apostel sagen: «Und nun stehe ich und werde angeklagt wegen der Hoffnung. Um der Hoffnung willen werde ich, König Agrippa, von den Juden beschuldigt» (26,6.7). Wir haben es hier also mit einem Mann zu tun, der eine Hoffnung hat. Das ist eine Sehenswürdigkeit. Menschen, die Illusionen haben, gibt es viele. Aber Menschen, die eine Hoffnung haben, waren zu allen Zeiten und sind auch heute rar. Wir verstehen König Agrippa einigermassen, wenn er neugierig ist, diesem Mann zu begegnen, und den Wunsch ausspricht: «Ich möchte den Menschen auch gern hören» (25,22). Einer, der eine Hoffnung hat! Wie sieht der aus? Und nun vernehmen wir hier von ihm, er werde eben wegen dieser seiner Hoffnung angeklagt und beschuldigt. Diese Mitteilung darf uns nicht zu sehr befremden; denn Menschen, die eine Hoffnung haben, fallen aus

dem Rahmen des Gewöhnlichen und sind darum für alle, die keine Hoffnung haben, und das ist die grosse Mehrzahl der Menschheit, zum vornherein etwas verdächtig. Menschen der Hoffnung sind eben in dieser Welt unverstanden, und es braucht nicht viel, dass es ihnen gegenüber zu Beschuldigungen und zu Anklagen kommt.

Und nun ist dieser Angeklagte ja nicht ein beliebiger Mensch, der irgendeine Hoffnung hat; Paulus ist Jude. Juden sind Menschen der Hoffnung. Israel ist das erste Volk, das mit einer wirklichen Hoffnung in die Weltgeschichte eingetreten ist. Die Glaubensväter und Propheten bezeugen den Glauben an einen Gott, dem die Welt gehört, weil er sie erschaffen hat und weil er sie erlösen will. Sie verkündigen das kommende Reich des Friedens und der Gerechtigkeit. Sie erwarten den König, der dieses Reich aufrichten wird. Die Hoffnung der Propheten Israels reicht weit, sie greift durch bis zur Erlösung der Kreatur, bis dorthin, wo der Löwe nicht mehr Fleisch, sondern Stroh frisst und das Kind am Loch der Otter spielt (Jes. 11). So etwas nennt man Hoffnung! Dieses jüdische Hoffen schildert Paulus hier mit den ergreifenden Worten: «Zu dieser Verheissung hoffen die zwölf Geschlechter der Unsrigen zu kommen mit Gottesdienst emsig Tag und Nacht» (26,6.7). Tag und Nacht dient Israel seinem Gott. Bei Hereinbruch der Nacht und bei Anbruch des Tages hört man im jüdischen Hause Gottes Lob. Dies eifrige Bemühen, Gott zu dienen, geht darauf hinaus, an der Hoffnung Teil zu bekommen, das Ziel der Verheissungen zu erreichen. So ist Israels Blick nach vorn gewendet, auf einen Tag X hin, da der König kommen wird. Nicht allein, aber auch und nicht zuletzt um dieser Hoffnung willen wirken die Juden unter den Nationen der Erde so fremd. Ein Volk, das einen König erwartet, der seine Herrschaft über die Welt aufrichten wird, ist zu allen Zeiten den anderen Völkern unheimlich. Und ein solch Hoffender, ein solcher Jude ist nun eben auch Paulus. Wenn in etwas, so weiss er sich in der

Hoffnung eins mit seinem Volk. Mag er in Einzelheiten abweichen, da wo es ums Wesen, um den Nerv, ums Zentrum Israels geht, um die prophetische Hoffnung auf Gottes Königsherrschaft auf Erden, um die Weltrevolution Gottes, da ist der Apostel ganz dabei.

Aber nun vernehmen wir hier etwas äusserst Paradoxes: Es seien ausgerechnet die Juden, die Paulus wegen dieser doch gemeinsamen Hoffnung beschuldigen, anklagen und hassen bis aufs Blut. Wie erklärt sich dieser Widerspruch? Israel hofft in die Ferne, es ist ein Fernziel, das es zu erreichen hofft. Auch der Apostel hoffte einst so; aber jetzt ist seine Hoffnung nahe herbeigekommen, ist ihm sozusagen auf den Leib gerückt. In Jesus Christus sieht er jetzt Israels Hoffnung dargestellt, vertreten und verwirklicht. Als einst Jesus jene Frau am Jakobsbrunnen antraf, da sagte die zu ihm, und das war echt israelitisch: «Ich weiss, dass der Messias kommt, der Christus heisst. Wenn derselbe kommen wird, wird er uns alles verkündigen. Jesus spricht zu ihr: Ich bin's, der mit dir redet» (Joh. 4). Und als Martha nach dem Tod und Begräbnis ihres Bruders Lazarus Jesus in tiefe Trauer gehüllt entgegenkam, da sagte sie wiederum echt israelitisch: «Ich weiss, dass Lazarus auf erweckt werden wird am Jüngsten Tag in der Auferstehung der Toten.» Jesus aber antwortet ihr: «Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, ob er gleich stürbe. Glaubst du das?» (Joh. 11). So ist durch Christi Erscheinen die Fernhoffnung Israels zur Gegenwartswirklichkeit geworden. Es mag schön und verlockend sein, in Jahrhundert-Fernen, einem Tag X entgegenzuträumen, in der Hoffnung, dass es einst auf Erden anders werden wird. Aber es ist weniger bequem, aufzuwachen und den Ruf des Herrn zu vernehmen: Heute! Jetzt! Hier! «Ich bin es, der mit dir redet.» Ich bin die Hoffnung. Der Tag X ist angebrochen. Und eben das glaubt Paulus über Israel hinaus, dass in der Auferstehung Christi die träumerische Hoffnung Israels nun zu einer hellwachen Hoffnung

geworden ist, durch das Osterereignis beglaubigt und garantiert. Mit dieser alarmierenden Meldung ist Paulus bisher durch Dörfer und Städte, über Land und Meer geeilt. Und heute verkündet er dasselbe nun noch einmal, tut es in einer besonderen Lage, an einem sonderbaren Ort, vor einer gar seltsamen Zuhörerschaft. Wie er in diese absonderliche Situation geraten ist, sei in Kürze dargelegt:

Gleich nach seinem Amtsantritt bekommt der römische Statthalter Festus in seiner Residenz in Cäsarea hohen Staatsbesuch. König Agrippa II. und dessen Schwester Berenike weilen bei ihm zu Gast. Solch ein Staatsakt bringt Festlichkeiten mit sich. Im Verlauf eines der Empfänge, vielleicht in einem Moment, da die Konversation mangels Gesprächsstoff etwas ins Stocken zu geraten drohte, erzählt Festus dem Agrippa, der Römer dem Juden, von einem Häftling, der ihm von seinem Amtsvorgänger Felix hinterlassen und zugeschanzt worden sei. Es sei ein etwas heikler Fall. Es handle sich um einen Landsmann Agrippas, um einen Juden. Der werde zwar von seinen Volksgenossen beschuldigt, aber er, Festus, finde beim besten Willen keine Schuld an ihm. Es handle sich lediglich um «Streitfragen des jüdischen Aberglaubens» und «um einen verstorbenen Jesus, von dem Paulus sagt, er lebe» (25,19). Er, der Römer, wisse in dieser Materie nicht Bescheid, ihm liege einzig daran, dass kein Unschuldiger verurteilt werde. Das sei er der Ehre des römischen Rechts schuldig. Nun sei der Mann — eine weitere Komplikation — obendrein erst noch römischer Bürger und habe an den Kaiser appelliert. Man sollte ihn mit einem Rechtsgutachten nach Rom überweisen, aber eben dies Begleitschreiben bereite ihm, dem Römer, einiges Kopfzerbrechen. Ob vielleicht sein werter Gast als Jude und als Sachverständiger in Judensachen ihm in der Abklärung des Falls etwas behilflich sein könnte? (25,23-27). Da Agrippa für den in der Tat nicht alltäglichen Rechtsfall ein lebhaftes Interesse zeigt, wird auf den nächsten Tag eine Sondersitzung

vereinbart. So kommt es zu der denkwürdigen Begegnung zwischen Paulus und dem letzten jüdischen Schattenkönig Agrippa II. Christus hat anlässlich der Bekehrung dem Paulus in Aussicht gestellt, er werde auch vor Königen Zeugnis abzulegen haben (9,15). Dieser Augenblick ist jetzt da. Der Anlass wird weniger als Gerichtssitzung als vielmehr wie ein gesellschaftliches Ereignis, als willkommene Abwechslung, wofür die oft von Langeweile geplagten Herrschaften jederzeit empfänglich sind, aufgezogen. «Agrippa und Berenike kamen mit grossem Gepränge» (25,23), «meta polles phantasias», mit viel Phantasie, mit einem pompös aufgemachten Gefolge. Festus seinerseits lässt den Glanz Roms auf militärische Manier spielen. Die Kommandanten der fünf in Cäsarea stationierten Einheiten rücken in Gala-Uniform auf. Aus der Bürgerschaft von Cäsarea ist aufgeboten, was Rang und Namen hat, Juden und Heiden. Agrippa wird eine Art Ehrenpräsidium angeboten, und er besteigt im Festsaal den Thron, um das Gespräch zu leiten. Darauf wird Paulus ein- und vorgeführt. Er schreibt einmal den Korinthern: «Wir sind ein Schaustück, ein 'theatron', ein Theater geworden der Welt, den Engeln und den Menschen» (1.Kor. 4,9). Das ist er nun. Er sieht sich hier einbezogen in ein regelrechtes Theater. Ihm ist dabei die Rolle eines ältlichen, seit zwei Jahren in Schutzhaft gehaltenen, vom Leben mannigfach gezeichneten Teppichwebers zugeteilt. Ein Schauspiel geworden der Welt! Uns nimmt wunder, ob der Teppichweber sich das gefallen lässt. Wird er den Herrschaften das Spiel nicht verderben?

Und nun folgt Überraschung auf Überraschung. Paulus, der gefangene Teppichweber aus Tarsus, spielt mit. Allerdings, er spielt seine Rolle auf seine Weise, aber er spielt mit, und zwar gut. Man sei sich bewusst, was das heisst! Christus hat einmal die Jünger angewiesen: «Ihr sollt das Heiligtum nicht den Hunden geben, und eure Perlen sollt ihr nicht vor die Säue werfen» (Matth. 7). Für Paulus, der dieses Wort kennt,

läge die Versuchung jetzt sehr nahe, diese Situation der Säue und der Perlen als für gekommen zu erachten und die Aussage zu verweigern. Schweigen wäre jetzt hier das Naheliegendste. Aber überraschenderweise redet er. Dabei ist er genau im Bild über die Zusammensetzung dieser Gesellschaft. Vorab weiss er, wer die Römer sind. Es hat unter ihnen hochachtbare, rechtlich denkende Beamte, Festus ist ein solcher. Aber das ändert nichts daran, dass sie Funktionäre einer Besetzungsmacht sind. Damals, als sie die halbe Welt beherrschten, hat es sicher auch unter den Engländern charaktervolle Gouverneure gegeben, und rechtliche Kommissäre werden wohl auch unter den Russen nicht fehlen. So kann man auch im Dienst einer Besetzungsmacht ein persönlich anständiger Mensch sein; aber das ändert nichts daran, dass man eben Besetzungsmacht ist. Paulus weiss das alles. Trotzdem verweigert er die Rede nicht. Er gibt dem Kaiser, was des Kaisers ist. Paulus kennt auch Agrippa. Dieser ist ein Spross der Herodes-Dynastie. Sein Urgrossvater, Herodes der Grosse, ist der König des bethlehemitischen Kindermords, der dem Christkind nach dem Leben trachtet. Sein Grossonkel, Herodes Antipas, ist der Mörder Johannes des Täufers und der Verhöhner Christi am Karfreitag. Jesus nennt ihn einen Fuchs. Sein Vater, Herodes Agrippa I. hat den Apostel Jakobus umgebracht und hätte dasselbe auch mit Petrus vorgenommen, wenn Gott Petrus nicht rechtzeitig aus dem Gefängnis befreit hätte (Apg. 12). Man ist hier versucht, an die «Sünden der Väter» zu denken, die Gott «heimsuchen wird an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied derer, die mich hassen». Dennoch, Paulus redet nach der Art, wie man mit einem König spricht. Nicht weniger als viermal redet er ihn mit Namen, «König Agrippa», an. Und schliesslich Prinzessin Berenike, seine Schwester, berühmt wegen ihrer Schönheit und wegen ihres Reichtums. Die Farbe ihrer kupferflammenden Haare ist naturecht. Eine ihrer Ehen war nach dem jüdischen Gesetz verboten, weil ihr Mann ihr

Onkel war, der Bruder ihres Vaters. Später dringt das Gerücht ihrer blutschänderischen Beziehungen zu ihrem Bruder Agrippa bis in die römische Dichtung (Juvenal) hinein. Um die üble Nachrede zum Verstummen zu bringen, heiratet sie dann einen der reichen vorderasiatischen Kleinkönige, dem sie die Bedingung auferlegt, sich beschneiden zu lassen, um ihm bald davonzulaufen und wieder zu ihrem Bruder zurückzukehren. Schon 40jährig und Mutter einiger Kinder, wird sie schliesslich die Maitresse des Titus, des Eroberers Jerusalems und des Zerstörers des Tempels, sie, die — Jüdin! Und wenn es politisch tragbar gewesen wäre, wäre sie bestimmt Kaiserin geworden. Zwischenhinein geschieht es, dass sie Büssergewänder anzieht und nach Jerusalem wallfahrtet. Paulus redet Berenike nicht direkt an, aber sie sitzt neben ihrem Bruder. Auch ihr sind jetzt die Perlen angeboten, die Paulus vor diesen Damen und Herren ausbreitet. Das heisst, es ist nur eine einzige Perle, die allen noch so märchenhaften Perlenschmuck Berenikes überstrahlt, es ist die Perle, von der Christus sagt, sie sei die köstliche. Werden die beiden Geschwister Perlenkenner genug sein, um den Wert dieser einen zu erfassen, die ihnen nun nicht vorenthalten, sondern angeboten wird?

Der Inhalt dessen, was der Apostel vor dieser Gesellschaft redet, ist eine weitere Überraschung. Zuerst blickt er zurück auf seine Herkunft und Jugend: «Ich bin ein Pharisäer gewesen, welche ist die strengste Sekte unseres Gottesdienstes» (26,5). Paulus erinnert an seine tugendhafte, sittenstrenge Pharisäerzeit. Das fängt gut an! Vor so viel Lebensernst, Unschuld und Reinheit werden die zuhörenden Herrschaften erröten und erblassen, klein und hässlich werden. Paulus wird nun gar weiterfahren und ihnen, wie seinerzeit der Täufer im härenen Gewand, die Leviten lesen und ihnen um ihres liederlichen Lebenswandels willen ins Gewissen reden. Aber nein, der Apostel redet von der grossen Hoffnung Israels, die in Christus gipfelt, um deren willen er angeklagt ist. Christus

ist auferstanden von den Toten. Sollte der Gott, der wirklich Tote auferweckt, nicht auch Verlorene retten können? In Christus gibt es eine Hoffnung auch für solche, die ohne Hoffnung sind. So durchgreifend, so revolutionierend ist diese Hoffnung, dass Löwen Stroh fressen, das Kind am Loch der Otter spielt, und — Agrippa und Berenike gerettet werden sollen. Darum spricht Paulus in dieser Gesellschaft von der Hoffnung (26,6-8).

Aber dann fährt er fort und erzählt von einer anderen Episode aus seiner Vergangenheit, von seiner Sünde spricht er nun, von seinem tiefen Fall. Eben jene auf Christus zentrierte Hoffnung hat er, Paulus, einst glühend gehasst. Er sagt es auffällig schonungslos, er hat es auf dem Gewissen, wie Menschen unschuldig ins Gefängnis kamen, andere wurden in Synagogen ausgepeitscht, weil Christus ihre Hoffnung war. Ja der Tod einer Anzahl Christen liegt als Last auf seiner pharisäischen Vergangenheit. Aber das Allerschlimmste — Paulus ist mit dabei gewesen und hat mitgeholfen, Christen so lange zu foltern, bis dass sie den Namen Christi lästerten (26,9–11). Was wir da zu hören bekommen, erinnert uns beinahe an die Beichte eines SS-Mannes. Und das sagt Paulus an diesem Ort und vor dieser Zuhörerschaft! Er, Paulus, ist selber auf die gleiche Hoffnung angewiesen wie Festus, und Agrippa, und Berenike, «denn es ist hier kein Unterschied, wir mangeln alle des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollten, und werden ohne Verdienst gerecht, aus seiner Gnade, durch die Erlösung, die durch Jesus Christus geschehen ist» (Röm. 3).

Und dann erzählt er weiter, wie dieser auferstandene Christus persönlich sich ihm eines Tages in den Weg stellt. Das Licht, heller als die Sonne, streckt ihn und seine Helfershelfer zu Boden. Die Stimme ruft: «Saul, Saul, was verfolgst du mich? Es wird dir schwer werden, wider den Stachel auszuschlagen.» Dies gewaltsame, für Paulus so gar nicht schmeichelhafte Bild, ein altbekanntes griechisches Sprichwort, das

Paulus damals auf hebräisch vom Himmel her hört, das Bild vom Ochsen oder Esel, der am Karren oder Pflug laufen muss und nicht will, und der Treiber sticht ihn mit dem Stachel hinten in die Flanke, und der Widerspenstige schlägt dagegen aus, und je heftiger er ausschlägt, um so blutiger verwundet er sich selbst, so dass ihm schliesslich nichts übrig bleibt, als eben gehorsamst vorwärts zu schreiten und seine Arbeit zu tun. So ist es dem Paulus gegangen wie dem störrischen Ochsen oder Esel (26,12-16). Seither läuft er im Dienst seines Überwinders und Bändigers. Dieser Dienst aber besteht darin, dass er vor Juden und vor Heiden, vor klein und gross, die in Christus garantierte Hoffnung Israels verkündet. Das grosse Licht des Tages X ist angebrochen. Es gilt nun nur, die Augen aufzutun, sich den Schlaf aus dem Gesicht zu waschen, sich dem Lichte zuzuwenden, von der Finsternis weg, hin zum Licht, die Nacht hinter sich zu lassen und dem Tag entgegen zu schreiten, aus der Gewalt Satans sich aufzumachen und sich unter die Gewalt des Retters zu begeben, von ihm die Vergebung anzunehmen und in Werken rechtschaffener Busse einen neuen Lebensabschnitt anzufangen. Diese Wende von der Nacht zum Tag, von der alten zur neuen Zeit, diese radikalste aller denkbaren Revolutionen, ist in Christus eingetreten, in seinem Leiden und in seinem Ostersieg. Von jetzt an ist er «ein Licht dem Volk (Israel) und den Heiden» (26,17-23). An dieser Stelle erfolgt ein Zwischenfall. Festus, der doch dem Agrippa den Vorsitz gegeben hat, greift ein und fällt dem Apostel ins Wort. «Mit lauter Stimme», wie es heisst, zugebrüllt hat er dem gefangenen Teppichweber Paulus, «du rasest, die grosse Kunst macht dich rasend». Festus — offenbar weil er den Eindruck hat, er müsse seine illustren Gäste vor den allzu aufdringlichen Belästigungen des Gefangenen etwas in Schutz nehmen, erklärt Paulus für unzurechnungsfähig. Die Herrschaften mögen entschuldigen. Mildernde Umstände. Begreiflich, wenn auch bedauerlich, aber das viele Studieren war dem

Verstand offenbar nicht zuträglich. Damit sitzt die Hoffnung, die grosse Hoffnung, wieder einmal auf der Anklagebank. Die wahrhaft Hoffenden in dieser Welt wurden von jeher belächelt und für unzurechnungsfähig erklärt. Sie sind Narren Christi. Paulus weist diese Unzurechnungsfähigkeits-Diagnose höflich, aber entschieden zurück. Er wendet sich dabei nicht an Festus. Festus kann das tatsächlich nicht wissen. Für ihn ist ja Jesus lediglich ein toter Jude, der unter der Regierung eines seiner Vorgänger, des Pilatus, vor nun schon dreissig Jahren hingerichtet wurde. Aber Agrippa, der Jude, kann es besser wissen. All die Ereignisse um Jesus, sein Reden und Tun, sein Sterben und Auferstehen, und was an Pfingsten sich ereignete, ist ja «nicht im Winkel geschehen». Nicht auf Träume ist die grosse Hoffnung des Apostels gegründet, sondern auf Tatsachen. Das kann König Agrippa, der Jude, wissen. Tatsachen wird sich Agrippa doch kaum verschliessen. Tatsachen sprechen: «Glaubst du, König Agrippa, den Propheten? Ich weiss, du glaubst!» Der königliche Gast des Festus, so direkt angefasst und vor die Entscheidung gestellt, weicht mit einem halb scherzhaften, halb schmerzhaften Wort, das nicht leicht in unserer Sprache wiederzugeben ist, aus: «Es fehlt nicht viel, und du überredest mich, dass ich ein Christ würde.» Darauf erhebt er sich unverzüglich von seinem Ehrensitz und verlässt mit Berenike und dem Gefolge in würdevoller Unverbindlichkeit den Saal. Im Hinausschreiten äussert er sich, Paulus sei natürlich unschuldig, es sei nur einem Formfehler zuzuschreiben, dass der Gefangene nicht sofort auf freien Fuss gesetzt werden könnte. Weil er sich — leider — auf den Kaiser berufen habe, müsse man ihn dorthin überführen. Das letzte Wort der Begegnung hat der gefangene Teppichweber. Noch bevor die Herrschaften Zeit gefunden haben, sich vor ihm in Sicherheit zu begeben, wendet Paulus sich noch zu ihnen allen in der Runde: «Ich bete zu Gott, es fehle nun an viel oder wenig, dass nicht nur du, sondern auch alle, die mich heute

hören, solche würden wie ich bin, ausgenommen diese Bande» (29). Ein Gebets- und Segens-Wort.

So verdirbt ihnen Paulus tatsächlich ihr Spiel, aber anders, als manch einer eingangs vermutet hätte. Aus Spiel wird Ernst. Aber es wird nicht tierischer, auch nicht menschlich allzumenschlicher, sondern göttlicher Ernst. Es ist der heilige Ernst des göttlichen Erbarmens, der nicht den Tod des Sünders will, sondern dass er umkehre und gerettet werde. Paulus schliesst den ahnungslos gerechten Heiden Festus, den Juden Agrippa und die grosse Sünderin Berenike nicht aus, sondern ein. Fürbittend schaut er den Hinausgehenden nach, so wie Christus jenem reichen Jüngling nachschaut und ihn noch im Nachsehen, von hinten, liebt. Das ist die Liebe, die nicht aufhört, zu hoffen, auch dort, wo kein Hoffnungszeichen mehr sichtbar ist. «Die Liebe hofft alles.» Diese Hoffnung ist damals, im Wunder der Glaubenserneuerung des 16. Jahrhunderts, von unseren reformatorischen Vätern als das Evangelium der Sünder vollmächtig verkündet worden. An dieser Hoffnung kann auch unsere Zeit und Welt, die ja nicht nur an der asiatischen Grippe krankt, genesen. Und wenn wir um dieser Hoffnung willen von unseren Zeitgenossen belächelt und angeklagt werden, so halten wir trotzdem daran fest. Es ist die grosse Hoffnung: Christus, die Hoffnung der Juden und der Heiden. Seit Christus gibt es eine Hoffnung für die Welt.

Und also geschah es, dass sie alle ans Land kamen

27,[1] Da es aber beschlossen war, dass wir nach Italien schiffen sollten, übergaben sie Paulus und etliche andere Gefangene dem Unterhauptmann mit Namen Julius, von der «kaiserlichen» Schar. [2] Da wir aber in ein adramyttisches Schiff traten, dass wir an Asien hin schiffen sollten, fuhren wir vom Lande; und mit uns war Aristarchus aus Mazedonien, von Thessalonich. [3] Und des andern Tages kamen wir an zu Sidon; und Julius hielt sich freundlich gegen Paulus, erlaubte ihm, zu seinen guten Freunden zu gehen und sich zu pflegen. [4] Und von da stiessen wir ab und schifften unter Zypern hin, darum dass uns die Winde entgegen waren, [5] und schifften durch das Meer bei Zilizien und Pamphylien und kamen gen Myra in Lyzien. [6] Und daselbst fand der Unterhauptmann ein Schiff von Alexandrien, das schiffte nach Italien, und liess uns darauf übersteigen. [7] Da wir aber langsam schifften und in vielen Tagen kaum gegen Knidus kamen (denn der Wind wehrte uns), schifften wir unter Kreta hin bei Salmone, [8] und zogen mit Mühe vorüber; da kamen wir an eine Stätte, die heisst Gutfurt, dabei war nahe die Stadt Lasäa.

[9] Da nun viel Zeit vergangen war und nunmehr gefährlich war zu schiffen, darum dass auch das Fasten schon vorüber war, vermahnte sie Paulus [10] und sprach zu ihnen: Liebe Männer, ich sehe, dass die Schifffahrt will mit Leid und grossem Schaden ergehen, nicht allein der Last und des Schiffes, sondern auch unsers Lebens. [11] Aber der Unterhauptmann glaubte dem Steuermann und dem Schiffsherrn mehr denn dem, was Paulus sagte. [12] Und da die Anfurt ungelegen war, zu wintern, bestanden ihrer der mehrere Teil auf dem Rat, von dannen zu fahren, ob sie könnten kommen gen Phönix, zu überwintern, welches ist eine Anfurt an Kreta gegen Südwest und Nordwest. [13] Da aber

der Südwind wehte und sie meinten, sie hätten nun ihr Vornehmen, erhoben sie sich und fuhren näher an Kreta hin. [14] Nicht lange aber darnach erhob sich wider ihr Vornehmen eine Windsbraut, die man nennt Nordost. [15] Und da das Schiff ergriffen ward und konnte sich nicht wider den Wind richten, gaben wir's dahin und schwebten also. [16] Wir kamen aber an eine Insel, die heisst Klauda; da konnten wir kaum den Kahn ergreifen. [17] Den hoben wir auf und brauchten die Hilfe und unterbanden das Schiff; denn wir fürchteten, es möchte in die Syrte fallen, und liessen die Segel herunter und fuhren also. [18] Und da wir grosses Ungewitter erlitten, taten sie des nächsten Tages einen Auswurf. [19] Und am dritten Tage warfen wir mit unsern Händen aus die Gerätschaft im Schiffe. [20] Da aber in vielen Tagen weder Sonne noch Gestirn erschien und ein nicht kleines Unge-witter uns drängte, war alle Hoffnung unsers Lebens dahin. [21] Und da man lange nicht gegessen hatte, trat Paulus mitten unter sie und sprach: Liebe Männer, man sollte mir gehorcht haben und nicht von Kreta aufgebrochen sein, und uns dieses Leides und Schadens überhoben haben. [22] Und nun ermahne ich euch, dass ihr unverzagt seid; denn keines Leben aus uns wird umkommen, nur das Schiff. [23] Denn diese Nacht ist bei mir gestanden der Engel Gottes, des ich bin und dem ich diene, [24] und sprach: Fürchte dich nicht, Paulus! Du musst vor den Kaiser gestellt werden; und siehe, Gott hat dir geschenkt alle, die mit dir schiffen. [25] Darum, liebe Männer, seid unverzagt; denn ich glaube Gott, es wird also geschehen, wie mir gesagt ist. [26] Wir müssen aber anfahren an eine Insel.

[27] Da aber die vierzehnte Nacht kam, dass wir im Adria-Meer fuhren, um die Mitternacht, wähnten die Schiffsleute, sie kämen etwa an ein Land. [28] Und sie senkten den Bleiwurf ein und fanden zwanzig Klafter tief; und über ein wenig davon senkten sie abermals und fanden fünfzehn Klafter. [29] Da fürchteten sie sich, sie würden an harte Orte

anstossen, und warfen hinten vom Schiffe vier Anker und wünschten, dass es Tag wurde. [30] Da aber die Schiffsleute die Flucht suchten aus dem Schiffe und den Kahn niederliessen in das Meer und gaben vor, sie wollten die Anker vorn aus dem Schiffe lassen, [31] sprach Paulus zu dem Unterhauptmann und zu den Kriegsknechten: Wenn diese nicht im Schiffe bleiben, so könnt ihr nicht am Leben bleiben. [32] Da hieben die Kriegsknechte die Stricke ab von dem Kahn und liessen ihn fallen. [33] Und da es anfing licht zu werden, ermahnte sie Paulus alle, dass sie Speise nähmen, und sprach: Es ist heute der vierzehnte Tag, dass ihr wartet und ungegessen geblieben seid und habt nichts zu euch genommen. [34] Darum ermahne ich euch, Speise zu nehmen, euch zu laben; denn es wird euer keinem ein Haar von dem Haupt entfallen. [35] Und da er das gesagt, nahm er das Brot, dankte Gott vor ihnen allen und brach's und fing an zu essen. [36] Da wurden sie alle guten Muts und nahmen auch Speise. [37] Unser waren aber alle zusammen im Schiff zweihundertundsechsundsiebzig Seelen. [38] Und da sie satt geworden, erleichterten sie das Schiff und warfen das Getreide in das Meer.

[39] Da es aber Tag ward, kannten sie das Land nicht; einer Anfurt aber wurden sie gewahr, die hatte ein Ufer; dahinan wollten sie das Schiff treiben, wo es möglich wäre. [40] Und sie hieben die Anker ab und liessen sie dem Meer, lösten zugleich die Bande der Steuerruder auf und richteten das Segel nach dem Winde und trachteten nach dem Ufer. [41] Und da wir fuhren an einen Ort, der auf beiden Seiten Meer hatte, stiess sich das Schiff an, und das Vorderteil blieb feststehen unbeweglich; aber das Hinterteil zerbrach von der Gewalt der Wellen. [42] Die Kriegsknechte aber hatten einen Rat, die Gefangenen zu töten, dass nicht jemand, so er ausschwömme, entflöhe. [43] Aber der Unterhauptmann wollte Paulus erhalten und wehrte ihrem Vornehmen und hiess, die da schwimmen könnten, sich zuerst

in das Meer lassen und entrinnen an das Land, [44] die andern aber etliche auf Brettern, etliche auf dem, das vom Schiffe war. Und also geschah es, dass sie alle gerettet zu Lande kamen.

28,[1] Und da wir gerettet waren, erfuhren wir, dass die Insel Melite hiess. [2] Die Leutlein aber erzeigten uns nicht geringe Freundschaft, zündeten ein Feuer an und nahmen uns alle auf um des Regens, der über uns gekommen war, und um der Kälte willen. [3] Da aber Paulus einen Haufen Reiser zusammenraffte und legte sie aufs Feuer, kam eine Otter von der Hitze hervor und fuhr Paulus an seine Hand. [4] Da aber die Leutlein sahen das Tier an seiner Hand hangen, sprachen sie untereinander: Dieser Mensch muss ein Mörder sein, welchen die Rache nicht leben lässt, ob er gleich dem Meer entgangen ist. [5] Er aber schlenkerte das Tier ins Feuer, und ihm widerfuhr nichts Übles. [6] Sie aber warteten, wenn er schwellen würde oder tot niederfallen. Da sie aber lange warteten und sahen, dass ihm nichts Ungeheures widerfuhr, wurden sie anderes Sinnes und sprachen, er wäre ein Gott. *Apostelgeschichte 27,1 - 28,6*

Die Überführung des Völkerapostels nach Rom wird nun Wirklichkeit. Es ist ja nicht die erste Seereise, die er unternimmt. Es ist nicht einmal sein erster Schiffbruch, den er erleidet, schreibt er doch den Korinthern: «Dreimal habe ich Schiffbruch erlitten, Tag und Nacht habe ich zugebracht in der Tiefe des Meeres» (2.Kor. 11). Allem Anschein nach war also der Verlauf jener früheren Seestürme nicht weniger lebensgefährlich als der hier nun geschilderte. Nur haben wir von den näheren Umständen derselben keinerlei Kenntnis. Umso verwunderlicher will uns die Breite und Ausführlichkeit dieser letzten Seereise, dieses letzten Schiffbruchs vorkommen. Die Darstellung geht hier derart in die Einzelheiten, dass sogar die Geschichtswissenschaft daraus manche interessante technische Angaben über die damaligen Schifffahrtsverhältnisse vernimmt. Indessen kann es kaum der

Sinn dieses Kapitels sein, uns mit wertvollem kulturgeschichtlichem Material zu beliefern. Was aber will Gott mit diesen ganzen langen 44 Versen uns, der christlichen Gemeinde, sagen? Was ist ihr tiefer, ihr bleibender Sinn? Wie lautet die Botschaft, die es hier allenfalls zu hören gilt? Für die Beantwortung dieser Frage ist es wichtig, sich Zweck und Ziel des Unternehmens noch einmal klar zu vergegenwärtigen.

Christus hat dem Apostel gut zwei Jahre vorher die Zusage gegeben, dass er in Rom Zeugnis ablegen werde. Es geht hier also ganz einfach darum, ob und wie der Auferstandene zu dieser gegebenen Zusicherung steht. Ja es geht hier in Wirklichkeit ja noch um weit mehr als nur darum, dass ein Paulus nach Rom gelangt. Gottes ganze Zusage lautet ja doch, dass die Christusbotschaft «bis an das Ende der Erde» bekannt gemacht werden soll. Und nun ist bekanntlich die Christengemeinde seit bald 2000 Jahren dabei, diesen alle Völker umfassenden Welteroberungsplan Gottes zu verwirklichen. Sieht die Welt heute darnach aus, als ob dieses Ziel auch nur entfernt erreicht wäre? Im Gegenteil, die Widerstände, die sich heute in der Völkerwelt der Christusbotschaft entgegenstellen, haben sich derart aufgestockt und ins Ungeheuerliche hochgetürmt, dass wir Christen in Gefahr stehen, den Mut zu verlieren. Wir sehen ganz andere Mächte den Erdball umkreisen, andere Botschaften die Völker der Erde erobern. Kein Wunder fängt manch ein Christenmensch nachgerade besorgt an zu fragen, ob die Christusbotschaft dieser Weltraum umfassenden Gegenpropaganda gewachsen sei und das Ohr, ja das Herz der Völker überhaupt zu erreichen vermöge. Solchen Kleinglauben, solche Verzagtheit will Gott mit diesem 27. Kapitel strafen. Gewiss stehen wir hier immer noch in den Anfängen der christlichen Weltrevolution, aber was für den Anfang gilt, das gilt auch für den Fortgang, steht in Kraft und Geltung bis zur Erreichung des Ziels am Ende der Tage. Darum stärkt Gott uns

den Glauben dadurch, dass er uns hier zeigt, was er vermag, um gleich beim Beginn seines Unternehmens seinen Willen durchzusetzen: Paulus muss nach Rom, koste es, was es wolle.

Hören wir uns nun den Bericht dieser denkwürdigen Überfahrt sorgfältig an. Es ist nun also so weit. Das Schiff, das den Botschafter Christi wenigstens eine Teilstrecke Rom näher bringen soll, hat in Cäsarea die Anker gelichtet. Wer von Cäsarea nach Italien fahren will, der denkt sich das so, dass man stracks westwärts ins Mittelländische Meer hinaus stechen müsste. Dabei aber rechnen wir mit dem Motor. Der damalige Seefahrer aber muss mit dem Segel durchkommen. Dabei macht der Steuermann die unangenehme Feststellung, dass der Wind nicht einverstanden ist. Sie haben gleich von Anfang an hartnäckigen Gegenwind. Dieser zwingt sie, behutsam nordwärts, der Küste entlang zu fahren. In Sidon erfolgt ein Zwischenhalt. Dort gestattet der freundlich gesinnte Hauptmann Julius, der die Aufgabe hat, Paulus mit einer Anzahl anderer Gefangener nach Rom zu geleiten, dem Apostel freien Ausgang, um die Glaubensbrüder zu grüssen und sich von ihnen mit einigem nötigem Proviant versorgen zu lassen (1-3). Von Sidon geht die Fahrt im Windschatten der Insel Zypern noch weiter nordwärts bis an die Südküste Kleinasiens. Von günstigen Meeresströmungen profitierend, arbeitet sich der Segler dicht dieser Küste entlang vorwärts. Glücklich in einem Hafen mit Namen Myra angelangt, heisst es umsteigen. Hier findet Hauptmann Julius für seine Gefangenen Schiffsplatz auf einem der zahlreichen Kornfrachter, die jahraus, jahrein Brotgetreide aus Ägypten nach Rom transportieren. Dieser kämpft sich weiter der Küste entlang westwärts bis an die äusserste Südwestkante Kleinasiens. Dort aber steht ihm der Westwind derart steif entgegen, dass er südwärts ins Meer hinaus abdrehen muss, auf die Insel Kreta zu, diese südöstlich umfährt und ungefähr in der Mitte der Südküste Kretas eine Landungsstelle sichtet, die den

verheissungsvollen Namen Schönhafen oder Guthafen trägt (4-8). Es ist für einen modernen Menschen nicht leicht, sich von der Schwerfälligkeit dieser Fahrt ein Bild zu machen. Die Ausdrücke, die den Kampf des Schiffes gegen Wind und Wellen beschreiben, sind hier im Bericht auffällig gehäuft. «Mit Mühe», so heisst es, «kamen wir in die Nähe von Knidos.» «Der Wind liess es nicht zu, dass wir (in dieser Richtung) weiterfuhren.» «Mit Mühe fuhren wir der Küste von Kreta entlang.» Es waren «viele Tage langsamer Fahrt». So ist es gleich von Anfang an, als sollte und sollte es nicht sein, dass Paulus nach Rom gelangt. Auf diese Weise sind seit der Ausfahrt von Cäsarea wertvolle Wochen verloren gegangen. Der zeitgenössische römische Militärschriftsteller Vergetius schreibt, ab Mitte September gelte damals die Meerschifffahrt als unsicher, vom 11. November bis zum 5. März sei sie gänzlich eingestellt. Und nun steckt man schon tief im Oktober drin. Die jüdischen Fasten sind bereits vorbei (9).

Paulus brennt darauf, so rasch wie möglich nach Rom zu gelangen. Trotzdem warnt er jetzt vor der Weiterfahrt, was einigermassen überrascht, dass ausgerechnet er das tut. Er rät, unter diesen Umständen lieber in Kreta zu überwintern. So erfahren der Apostel zur See sein mag, so kommt ihm diese Einsicht weniger aus seiner Seetüchtigkeit als vielmehr, wie ein Ausdruck des Urtextes zeigt, aus dem Geist. Im Geiste, der ihn warnt, «schaut» er die Gefahr. Die Fachleute aber hören nicht auf ihn. Der Schiffsherr und der Steuermann, denen sich Hauptmann Julius anschliesst, forcieren die Weiterfahrt. Ein anfängliches, aber trügerisches Lüftlein bestärkt sie noch in ihrem Irrtum. Wir können uns die Glaubensnot, ja den Geisteskampf nicht vorstellen, der dem Apostel damit verordnet ist. Wenn Gott ihn warnt, die Menschen aber fahren trotzdem drauflos, wie wird dies Abenteuer enden? Wird Paulus Rom je sehen? Der Apostel hat von jetzt an jedenfalls nichts mehr, woran er sich halten kann, als die gegebene Zusage seines Herrn, dem er dient und unter dessen Schutz er

steht. In der Nacht, die bald hereinfallen wird, ist Gottes Wort buchstäblich sein Licht, sein Leuchtturm und sein Kompass (10-13).

Sobald das Fahrzeug seine vorwitzige Nase westwärts über die Insel Kreta hinausstreckt, erweist es sich, dass der Wind unterdessen umgeschlagen hat. Er bläst jetzt von Nordost her. Ein orkanartiger Sturm, er trägt, als wäre er ein persönliches Wesen, den Namen «Eurakylon», stürzt sich mit ungeheurer Plötzlichkeit wie ein Stechvogel von der Steilküste Kretas herunter auf das Schiff, das dadurch ins offene Meer hinausgeschleudert wird. Mit knapper Not gelingt es ihnen noch, das Rettungsboot, das bisher im Schlepptau mitfuhr, an Bord zu bergen. Nach menschlicher Wahrscheinlichkeit war nun zu fürchten, dass man gegen die nordafrikanische Küste abgedrängt wurde, um dort an den gefürchteten Sandbänken und Riffen, für jeden Seekundigen erfahrungsgemäss, zu zerschellen. Eine letzte Notmassnahme wird getroffen. Sie gürten den Schiffsrumpf. An zwei Tagen hintereinander werfen sie allen entbehrlichen Ballast über Bord. So treibt man, als wäre der Frachter eine Nussschale, durch den Sturm dahin. Tage und Tage sichtet man keine Sonne, Nächte und Nächte hindurch erscheint weder Mond noch Stern, woran man sich orientieren könnte. «Da war alle Hoffnung unseres Lebens dahin» (14-20).

Jeder hat mit seinem Leben abgerechnet. Aber da kauert einer irgendwo im gemeinschaftlichen Schiffsraum, einer, der die Zusage hat, Rom zu erreichen. Der Botschafter Christi hält an dieser Zusicherung fest, unter diesen Umständen keine Kleinigkeit. Solches Festhalten an Gottes gegebenem Wort ist alles andere als eine heldische Haltung. Paulus hat wie jedermann Angst. Es gibt Situationen im Menschenleben, da es keine Schande ist, Angst zu haben. Der Apostel hat Zuspruch nötig. In einer der endlosen Sturmnächte wiederholt ihm Gott durch Sondereinsatz eines Jenseitigen das gegebene Versprechen: «Fürchte dich nicht, Paulus! Du

musst vor den Kaiser gestellt werden.» «Du musst» — dieses bedeutsame und geheimnisvolle «muss» folgt dann kurz darauf ein zweites Mal, wenn es heisst: «Wir müssen aber anfahren an eine Insel.» So bleibt dem Apostel das Leben zugesichert. Aber das genügt einem Christenmenschen und gar einem Völkerapostel nicht. In seinem Gebetskampf ringt Paulus vor Gott um das Leben seiner Mitpassagiere, es sind alles in allem deren 276, und bekommt die Zusage, dass auch sie sollen gerettet werden: «Und siehe, Gott hat dir geschenkt alle, die mit dir fahren.» Das teilt Paulus anderntags seinen Schicksalsgenossen mit und versucht ihnen so, ob sie es fassen können oder nicht, etwas Lebensmut zuzusprechen (21-26).

Und weiter treibt das Schiff im offenen Meer, fünf Tage, zehn Tage. Mitten in der vierzehnten Nacht ist es, dass plötzlich eine Veränderung der Lage eintritt; jemand meldet Anzeichen von Land. Eine sofortige Nachprüfung mit dem Senkblei bestätigt es. Die Aufregung, die durch diese Entdeckung ausgelöst wird, ist nicht freudig, sondern furchtgeladen. Erfahrungsgemäss wird man nun an einer Küste Schiffbruch erleiden. Wenn's doch nur Tag wäre! In der allgemeinen Panik passiert den Schiffsleuten etwas sehr Menschliches und Hässliches, das nach dem seemännischen Ehrenkodex unter keinen Umständen vorkommen dürfte. Sie, die Sachverständigen, sie, die einzig wissen, was bei Schiffbruch allenfalls noch vorzukehren wäre, denken an ihre eigene Sicherheit und lassen, um sich davonzumachen, das Rettungsboot herunter. Seltsamerweise erkennt Paulus, was sie im Schilde führen. Die Soldaten schreiten ein, indem sie kurzerhand das Boot dem Meer übergeben. Dabei denkt Paulus an die Rettung derer, die Gott ihm im Gebet «geschenkt» hat. Wie dann der Apostel im Morgengrauen die Erschöpften, die seit 14 Tagen nie mehr regelrecht gegessen haben, auffordert, Speise zu sich zu nehmen, um sich für die Strapazen einer eventuell bevorstehenden Landung zu stärken,

wie er selber vor ihnen allen das Tischgebet spricht und isst, «da wurden sie alle guten Muts und assen». Der neue Mut gibt ihnen die Kraft, etwas zu unternehmen. Nun schaffen sie die gesamte Getreideladung über Bord, spannen ein kleines viereckiges Segel auf und lassen das entlastete Fahrzeug in die vor ihnen liegende Bucht gleiten, wo es auf einer Untiefe, leider nicht völlig am Ufer, strandet. Dem Anprall und der Wucht nachstürzender Wellen ist der schwerfällige Schiffsrumpf nicht gewachsen und zerbricht. Aber zum Greifen nah am rettenden Strand erhebt sich neue Todesgefahr. Diesmal sind es die Soldaten, die es mit der Angst zu tun bekommen. Weil sie persönlich für die ihnen anvertrauten Gefangenen haften, beschliessen sie, dieselben abzuschlachten, um ihr Entrinnen zu verhindern. Paulus aber muss doch nach Rom! So nah am rettenden Festland darf er doch nicht umkommen! In dieser äussersten Todesnot schickt ihm Gott in Gestalt des freundlichen Hauptmanns Julius einen Schutzengel, der um des Apostels willen die Tötung der Gefangenen untersagt. Nun gilt die Parole «Rette sich, wer kann». Die Schwimmer springen über Bord, die Nichtschwimmer halten sich an Brettern und Wrackstücken. Unter welchen Paulus sich befindet, weiss man nicht. So gelangen sämtliche 276 Schiffbrüchigen an Land. Es stellt sich heraus, dass sie sich auf der Insel Malta befinden (27-44).

Wenn man auf dem Atlas das nadelkopfgrosse Pünktchen dieser Insel und daneben die 400 Kilometer breite Wasserwüste sieht und sich vergegenwärtigt, dass ein kompassloses Fahrzeug in vierzehntägigem Dahintreiben ausgerechnet auf dieses Pünktchen stösst, dann übernimmt einen ein grenzenloses Staunen. Welche Hand hat das Schiff, das den Botschafter Christi nach Rom tragen soll, mit der Präzision eines Ferngeschosses auf diese Insel hin gezielt? Welche Hand hat verhütet, dass es daran vorbei ins Verderben fuhr? Das ist das Auge und die Hand dessen, der will, dass sein Gesandter nach Rom gelangt, und der beschlossen hat, die

Christusbotschaft bis an das Ende der Erde zu tragen. Vor diesem Gott wollen wir uns jetzt ein wenig schämen, weil wir ihm immer wieder so wenig zutrauen und darum so kleinmütig und verzagt sind. Und wenn nun die Schiffbrüchigen wie nasse Katzen aus dem Wasser kriechen, von den Insulanern an ein wärmendes und trocknendes Feuer eingeladen werden und jene Giftschlange dem eben geretteten Botschafter Christi schon wieder und noch einmal nach dem Leben trachtet, wer teilt dann nicht das Entsetzen der Insulaner, die da, wenn auch Heiden und Barbaren, dennoch etwas ganz Richtiges empfinden! Man erinnere sich an die Rolle, die der Schlange in der Bibel von allem Uranfang an zugeteilt ist! — Da ist sie wieder, die alte, die uralte Schlange, die Verderbensmacht, die während dieser Fahrt hinter dem Sturm und hinter dem Meer und hinter den mörderischen Regungen in den Matrosen- und Soldatenherzen verborgen wirkte. Aber derjenige, welcher der alten Schlange den Kopf zertreten hat, wird dafür sorgen, dass der Botschafter Christi auch gegen alles Wüten des Teufels nach Rom gelangt und der Christusname bis an das Ende der Erde vernommen wird. Nicht weniger als dreimal steht gegen das Ende dieses Berichtes im Urtext das bedeutsame Wort «hindurchgerettet». Rettung, Rettung im noch viel umfassenderen Sinn, so lautet in der Tat die Botschaft, die es hier zu hören gilt. So zeigt uns die Apostelgeschichte, dieses an Zeichen und Wundern so reiche Buch, schlussendlich immer wieder jenes eine Zeichen, auf das alle andern hinweisen, und das ist, wie der Herr es einst nannte, das «Zeichen des Jona». Jona, nach dreien Tagen aus dem Bauch des Walfisches wieder ausgespieen, wurde dem Herrn zum kraftvollen Gleichnis für sein eigenes Sterben und Auferstehen am dritten Tag. Die verlorene Welt ist durch den Gekreuzigten und Auferstandenen hindurchgerettet. Ihre Rettung ist unwiderruflich. Keine Verderbensmacht der Kreatur, der Elemente, der Menschen und der Teufel, schlechthin kein Widerstand

zwischen Himmel und Erde, vermag zu verhindern, dass Christus der Retter der Welt ist.

Darüber hinaus zeigt uns dieser hintergründige Bericht über die Romfahrt des Apostels Paulus wie in einer grandiosen Schau den Weg der Christengemeinde durch die Völkergeschichte, offenbart uns das Wesen der christlichen Existenz überhaupt. Nicht umsonst redet man bei der Bauart alter christlicher Kirchen von einem Schiff! Wir lieben es, den Gang der Christengemeinde durch die Welt uns vorzustellen wie ein stolzes Schiff, wie eine sichere Arche, von der aus die Gläubigen zusehen können, wie die Leute ringsum ertrinken. Die Kirche als Sicherung, das würde unserem Fleische passen. Die Romfahrt des Apostels aber zeigt uns ein ganz anderes Bild. Da befinden sich Christen und Heiden beisammen auf ein und demselben Schiff, die Christen in winziger Minderheit, niedrig und arm, aber unter allen Umständen mit der Welt solidarisch in Not und Gefahr. Mögen andere Ratten sein, die das sinkende Schiff verlassen, gerade das tut die Christengemeinde nicht. Paulus, Lukas und der Thessalonicher Aristarch, seine zwei Begleiter, sie haben auf diesem Schiff nicht zu befehlen. Sie sind nicht Besitzer, sind weder Steuermann noch Hauptmann, sie sind auch nicht Matrosen und Soldaten, ja nicht einmal Rudersklaven sind sie. Sie sind Angehörige eines Gefangenentransports, zählen kaum, sind die ärmsten aller Passagiere. So fährt die Christengemeinde mit auf dem Schiff der Völker. Die Christen können, wenn sie es in Demut und Zurückhaltung tun, Ratschläge geben. Man wird wie bei der Überfahrt nach Rom meistens nicht darauf achten. Die Fachleute dieser Welt wissen alles besser. Die Sachverständigen auf dem Gebiet der Wirtschaft, der Finanz, der Politik und der Atomkriegsrüstung wissen es auch heute besser. Alles Mahnen: Fahrt nicht weiter! um Gottes willen fahrt nicht weiter! wird überhört. Das Schiff fährt weiter dem Schiffbruch entgegen. Und die Christengemeinde fährt mit. Der Christ wird wachen und

beten und darum ringen, dass Gott ihm etliche der Mitpassagiere «schenken» möchte. Und zuletzt hat auch der Christ Paulus nur zwei Arme und zwei Beine zum Schwimmen oder zwei Hände, um sich an einem Wrackstück festzuklammern. Aber Eines ist bei Paulus, das Wort, die göttliche Zusage. Und weil das Wort bei ihm ist, darum ist der Glaube bei ihm, und die Liebe zu den Mitpassagieren, und die Hoffnung für die Mutlosen.

Seltsam, sehr, sehr seltsam, diese langen 44 Verse da kurz vor dem Abschluss der Apostelgeschichte, seltsam, weil sie von einem — Schiffbruch handeln! Schiffbruch ist alles, was wir Menschen, auch wir Christen, schliesslich zustande bringen. Aber Gott, der Gott, dem die Welt gehört, bringt Rettung zustande. Rettung! Alle 276 Seelen sind «hindurchgerettet».

Und also kamen wir gen Rom

28,[7] An diesen Örtern aber hatte der Oberste der Insel, mit Namen Publius, ein Vorwerk; der nahm uns auf und beherbergte uns drei Tage freundlich. [8] Es geschah aber, dass der Vater des Publius am Fieber und an der Ruhr lag. Zu dem ging Paulus hinein und betete und legte die Hand auf ihn und machte ihn gesund. [9] Da das geschah, kamen auch die andern auf der Insel herzu, die Krankheiten hatten, und liessen sich gesund machen. [10] Und sie taten uns grosse Ehre; und da wir auszogen, luden sie auf, was uns not war.

[11] Nach drei Monaten aber fuhren wir aus in einem Schiff von Alexandrien, welches bei der Insel überwintert hatte und hatte ein Panier der Zwillinge. [12] Und da wir gen Syrakus kamen, blieben wir drei Tage da. [13] Und da wir umschifften, kamen wir gen Rhegion; und nach einem Tage, da der Südwind sich erhob, kamen wir des andern Tages gen Puteoli. [14] Da fanden wir Brüder und wurden von ihnen gebeten, dass wir sieben Tage dablieben. Und also kamen wir gen Rom. [15] Und von dort, da die Brüder von uns hörten, gingen sie aus, uns entgegen, bis gen Appifor und Tretabern. Da die Paulus sah, dankte er Gott und gewann eine Zuversicht. [16] Da wir aber gen Rom kamen, überantwortete der Unterhauptmann die Gefangenen dem obersten Hauptmann. Aber Paulus ward erlaubt zu bleiben, wo er wollte, mit einem Kriegsknecht, der ihn hütete.

[17] Es geschah aber nach drei Tagen, dass Paulus zusammenrief die Vornehmsten der Juden. Da die zusammenkamen, sprach er zu ihnen: Ihr Männer, liebe Brüder, ich habe nichts getan wider unser Volk noch wider väterliche Sitten, und bin doch gefangen aus Jerusalem übergeben in der Römer Hände. [18] Diese, da sie mich verhört hatten, wollten sie mich losgeben, dieweil keine Ursache des Todes an mir war. [19] Da aber die Juden dawider redeten, ward ich

genötigt, mich auf den Kaiser zu berufen; nicht, als hätte ich mein Volk um etwas zu verklagen. [20] Um der Ursache willen habe ich euch gebeten, dass ich euch sehen und ansprechen möchte; denn um der Hoffnung willen Israels bin ich mit dieser Kette umgeben. [21] Sie aber sprachen zu ihm: Wir haben weder Schrift empfangen aus Judäa deinethalben, noch ist ein Bruder gekommen, der von dir etwas Arges verkündigt oder gesagt habe. [22] Doch wollen wir von dir hören, was du hältst; denn von dieser Sekte ist uns kund, dass ihr wird an allen Enden widersprochen. [23] Und da sie ihm einen Tag bestimmt hatten, kamen viele zu ihm in die Herberge, welchen er auslegte und bezeugte das Reich Gottes; und er predigte ihnen von Jesu aus dem Gesetz Mose's und aus den Propheten von frühmorgens an bis an den Abend. [24] Und etliche fielen dem zu, was er sagte; etliche aber glaubten nicht. [25] Da sie aber untereinander misshellig waren, gingen sie weg, als Paulus das eine Wort redete: Wohl hat der heilige Geist gesagt durch den Propheten Jesaja zu unsern Vätern [26] und gesprochen: «Gehe hin zu diesem Volk und sprich: Mit den Ohren werdet ihr's hören, und nicht verstehen; und mit den Augen werdet ihr's sehen, und nicht erkennen. [27] Denn das Herz dieses Volks ist verstockt, und sie hören schwer mit den Ohren und schlummern mit ihren Augen, auf dass sie nicht dermaleinst sehen mit den Augen und hören mit den Ohren und verständig werden im Herzen und sich bekehren, dass ich ihnen hülfe.» [28] So sei es euch kundgetan, dass den Heiden gesandt ist dies Heil Gottes; und sie werden's hören. — [29] Und da er solches redete, gingen die Juden hin und hatten viel Fragens unter sich selbst.

[30] Paulus aber blieb zwei Jahre in seinem eigenen Gedinge und nahm auf alle, die zu ihm kamen, [31] predigte das Reich Gottes und lehrte von dem Herrn Jesus mit aller Freudigkeit unverboten. *Apostelgeschichte 28,7-31*

«Unverboten», so lautet das letzte Wort dieses Buches; ein

nach unserem Empfinden etwas ungewohnter Ausdruck. «Paulus predigte das Reich Gottes und lehrte von dem Herrn mit aller Freudigkeit unverboten» (31). Das Wort deutet hin auf eine Zeit und auf Umstände, da tatsächlich manches verboten ist und da auch die Redefreiheit alles andere ist denn selbstverständlich. Der Verfasser der Apostelgeschichte rechnet offensichtlich Tag für Tag damit, dass es dem Paulus ein Redeverbot hereinschneien könnte. Wir dürfen nicht vergessen, der Apostel befindet sich jetzt in Rom, das heisst in jener Stadt, in der es bald einmal lebensgefährlich werden wird, ein Christ zu sein; in der Stadt, von der aus in den nächsten zweieinhalb Jahrhunderten nicht weniger als zehn verschiedene Wellen von Christenverfolgungen ins ganze Reich hinaus schlagen werden; in der Stadt, die den wahnwitzigen und verzweifelten Versuch unternahm, die Kirche des Auferstandenen, eine Kirche der Zeichen und Wunder, auszuradieren; es ist die Stadt, auf die der Johannes der Apokalypse anspielt, wenn er von der «grossen Hure Babylon» spricht (Offb. 17). Es ist, mit einem Wort, das Rom des Kaisers Nero, der siebzehnjährig auf den Thron kam, in diesem Zeitpunkt etwa 25jährig ist und sich, ausgerüstet mit ungeheurer Machtfülle, aufführt wie ein Halbstarker. Innerhalb der nächsten drei bis vier Jahre wird dieses Rom brennen. Unter diesen Umständen ist es fast unbegreiflich, man traut seinen Ohren nicht, aber es ist reine beglückende Tatsache — unverboten! In diesem Buch, das von so vielen Wundern zu berichten weiss, ist es nun ein letztes, das Zeichen und Wunder des unverbotenen Wortes, wovon Lukas hier erzählt: «Paulus aber blieb zwei Jahre in seinem eigenen Gedinge und nahm auf alle, die zu ihm kamen, predigte das Reich Gottes und lehrte von dem Herrn Jesus mit aller Freudigkeit unverboten.»

«Unverboten.» Das Wort ruft uns eine kleine Episode, die im Zusammenhang mit dem Deutschen Kirchenkampf steht, in Erinnerung. Die Kommunistenjagden und die

Judenschlächtereien hatten schon geraume Zeit begonnen. Bereits waren einige christliche Persönlichkeiten, die zu den Ereignissen nicht schweigen konnten, eingesperrt. Da kam der Besuch eines frommen Herrn aus Deutschland, der die Grenze immer noch unbehelligt passieren konnte. Und dieser Mann rühmte sich, er habe noch nie die geringsten Anstände mit der Geheimen Staatspolizei gehabt. Nun, das durfte er sagen, denn es war wahr. Nach dem Grund gefragt, erklärte er etwas pathetisch, er verkündige eben das pure lautere Evangelium; auch das durfte er sagen, denn auch das war wahr, aber drauf fuhr er fort: die mit der Polizei verwickelten Glaubensbrüder seien selber schuld; sie hätten sich nicht in Dinge einmischen sollen, die sie nichts angingen und von denen sie nichts verstünden. Daniel habe in der Löwengrube auch nicht den Auftrag gehabt, die Tiere zu reizen, sie bei den Barthaaren zu ziehen oder am Schwanz zu zupfen. Das durfte er nicht sagen, denn das war lieblos und treulos. Er hingegen sei eben ein Stiller im Land und darum bis zur Stunde unbehelligt und unverboten. Auch das hätte er besser verschwiegen, denn das war selbstgerecht. Man ist nun ein wenig neugierig darauf, ob der Apostel Paulus sein Unverbotensein auch dem Umstand verdankte, dass er sich mit nichts Gefährlichem einliess und eben in diesem fatalen Sinn ein Stiller in der Stadt Rom war. Aber bevor wir diese Frage beantworten können, ist ein kurzer Blick auf den letzten Verlauf der Reise und auf die Ankunft in Rom nötig.

Unmittelbar nach der Strandung an der Küste der Insel Malta finden die Schiffbrüchigen für die ersten drei Tage eine provisorische Verpflegung bei einem mit Namen Publius, von dem gesagt wird, er sei der «erste Mann der Insel» gewesen. Der Vater dieses offenbar begüterten und gleichzeitig gütigen Herrn ist gefährlich krank. Dass Paulus vom Auferstandenen die Vollmacht erhält, ihn durch Gebet und Handauflegung zu heilen, ja dass er nach Bekanntwerden des Wunders auch noch vielen anderen Kranken aus der ganzen Insel

körperliche Heilung vermitteln darf, ist vielleicht einfach eine Freundlichkeit Christi. Es wäre Christus durchaus zuzutrauen, dass er damit den schwer Hergenommenen das Überwintern ein wenig erträglicher gestalten wollte. Die 276 Menschen werden ja die drei Wintermonate ungefähr in ähnlichen Verhältnissen zugebracht haben, wie man sie heutzutage von den Flüchtlingen in Auffang- und Durchgangslagern kennt. Aber es ist auch denkbar, dass Christus mit diesem in der Tat auffälligen Zeichen die Botschaft, die Paulus, wenn auch nichts davon berichtet ist, ohne Zweifel auch hier ausrichtet, unterstreichen und bekräftigen will.

Wie dem auch sei, Tatsache ist, dass die Gestrandeten nach drei Monaten durchgefüttert, mit Reiseproviant versorgt, und sogar unter Ehrenbezeugungen, Abschied nehmen (7-10). Es ist früh im Frühling. Sie benutzen ein anderes, ebenfalls aus Alexandrien stammendes Frachtschiff, das aber noch rechtzeitig zum Überwintern nach Malta gekommen war. Es ist ein wenig göttlicher Humor dabei, wenn Lukas erwähnt, es sei unter dem «Panier der Zwillinge» gefahren, unter zwei bekannten Schutzpatronen der antiken Schifffahrt. Paulus und seine Gefährten reisen jedenfalls unter einem ganz anderen Schutzpatron. Nach kurzen Zwischenlandungen in Syrakus auf Sizilien und in Rhegion an der Südspitze Italiens fährt das Schiff in den Hafen von Puteoli im Golf von Neapel, wo die meisten Fahrzeuge, welche Waren und Passagiere aus dem Orient nach Rom zu transportieren haben, die Fahrt zur See zu beenden pflegten. Hier an der Endstation Puteoli, heisst es nun, «fanden wir Brüder und wurden von ihnen gebeten, dass wir sieben Tage dablieben» (11-14).

Es ist immer ein Wunder, wenn man «Brüder findet». Aber man vergegenwärtige sich, was das heisst, dass sogar in diesem Puteoli nun auch schon eine Christengemeinde vorhanden ist. Wir stehen damit vor dem Wunder der Königsherrschaft Christi. Wir zählen hier ungefähr das Jahr 60 nach

Christi Geburt. Erst dreissig Jahre sind seit den Ereignissen um die Kreuzigung des Herrn verstrichen. Was ist in diesen kurzen drei Jahrzehnten nicht alles passiert! Überall in den Küstenstädten des Mittelmeers existieren nun schon, wie hier in Puteoli, Ableger der Christengemeinde. Auch an Orten, wo nie einer der eigentlichen Apostel gewirkt hat. Durch schlichte Gläubige ist auf allerlei Weise der Jesusname in alle Winde hinausgesät worden. Sogar auf der Insel Kreta mit ihrer sprichwörtlich halbwilden Bevölkerung hat Christus zu jenem Zeitpunkt bereits Glieder (Titusbrief!). Es ist ein Wunder, über das wir nicht genug staunen können, «wie da zu Stadt und Land in der damaligen Kulturwelt überall Jesus, der Heiland, sein Volk hat, durch ihn umgewandelt und von den alten Göttern zum lebendigen Gott bekehrt» (Zündel).

So hat Christus zu allen Zeiten und auch heute viel mehr verborgene Mittel und Wege, seine Herrschaft durch die Völkerwelt auszubreiten, als wir meinen. Ja, auch heute! Ich denke an jene zwei Krankenschwestern, die in stockmohammedanischen Dörfern am südlichen Nil — ich denke an jene Ärztin, die in Westafrika schwarzen Brüdern und Schwestern im Namen Jesu Wunden verbinden; an die Mittelschullehrerin, die in Südafrika eingeborene Lehrkräfte ausbildet, damit armes Volk in die Lage versetzt wird, sein Brot zu verdienen und die Bibel zu lesen. In Fürbitte und Handreichung sind wir verbunden mit unserem Landsmann, der im Innern des südamerikanischen Kontinents bemüht ist, zerstreute Auswanderer vor dem Versinken in modernes Heidentum zu bewahren; an jenen ehemaligen Holzhacker aus dem Engadin, der seit zwei Jahrzehnten in Paraguay mithilft, eine Kolonie auf christlicher Grundlage aufzubauen. Wir denken an die Handvoll junger Pfarrer in Ungarn, die in mühseliger Handarbeit schriftliche Bibelauslegungen übersetzen, abschreiben, vervielfältigen und in aller Stille von Dorf zu Dorf, von Hand zu Hand weitergeben; an jenen

Stellwerksarbeiter aus Ostdeutschland, der letzthin schrieb, in seiner Freizeit führe er eine kleine christliche Jugendgruppe. Wir hören das Wort des Bischofs A, des Hirten der evangelischen Minderheit in Jugoslawien, der letzthin im Zusammenhang mit den neuesten, viele so beängstigenden technischen Errungenschaften in einem Hirtenbrief ein Wort sprach, das vollmächtig um die ganze Erde herum Gehör fand: Und wenn die Welt unterginge, sollen wir uns keineswegs fürchten, denn damit ginge ja doch nur biblische Gottesverheissung in Erfüllung, und das sei unter allen Umständen gut. Wir grüssen im Geist Bruder S., den Präsidenten der jungen Christenkirche in Indonesien, der vor anderthalb Jahren hier auf dieser Kanzel stand und dort am Abendmahlstisch der Gemeinde das Brot brach. Dies Wunder der weltweiten Königsherrschaft Christi ist es, das hell vor uns aufleuchtet, wenn wir hier vernehmen, dass Paulus bei seiner Landung in Italien in der Hafenstadt Puteoli gleich «Brüder fand».

Ja sogar in Rom hat es, wie wir aus dem 16. Kapitel des Römerbriefes wissen, bereits Brüder, und zwar nicht klein an Zahl, längst bevor Paulus diese Stadt betrat. Diese Brüder in Rom sind unterdessen von Puteoli aus über die Landung des Apostels verständigt worden. Und nun hören wir weiter, wie der Gefangenentransport unter Führung des freundlichen Hauptmanns Julius sich auf den Weg macht. Von Puteoli nach Rom ist's 200 Kilometer zu Fuss. Und wir vernehmen, wie sie beim 43. Meilenstein anlangen, 60 Kilometer von Rom entfernt, in der Ortschaft Apii Forum, und dort — Brüder finden; und wie sie 10 Kilometer später, in Tres Tavernae, «Zu den drei Schenken», angelangt, wieder Brüder finden, Brüder, die ihnen aus Rom entgegengeeilt sind, um den Apostel zu empfangen, als wäre er der hochverehrte Ambassador eines Königs. Ja, er ist es, Paulus ist der Sonderbeauftragte, der Gesandte eines Königs, und zwar nicht eines beliebigen, sondern des Herrn aller Herren und des Königs

aller Könige. Und wir verstehen Paulus ein klein wenig, wenn es nun von ihm heisst: «Als er die Brüder sah, dankte er Gott und fasste wieder Mut» (15). Es muss ihm, je näher er Rom gekommen war, der Mut gesunken sein. Es ist das nicht das erste Mal, dass ihm das widerfährt. Dieser Mann gehört durchaus zu denen, die Tröstung nötig haben. Und wenn man Brüder sieht, sollte man dann nicht Gott danken? Wenn man innewird, dass der Christusname an allen Ecken und Enden lebt, sollte man dann nicht neue Zuversicht gewinnen? Was ist es doch um unseren verfluchten Pessimismus, als gäbe es Christus und sein Reich auf Erden nicht!

«Und also kamen wir gen Rom» (14). In Rom geht alles total anders, als man erwartet hätte; es geht im Reich Gottes oft anders. Wer vermutet hätte, Paulus sei nun stracks zum Kaiser geführt und von demselben verhört worden, als hätte dieser nur gerade auf ihn gewartet, der täuscht sich. Zwei lange Jahre verstreichen — und es geschieht in der Rechtssache des Apostels nichts. Oder wer sich denkt, Paulus sei nun, den Vorteil seiner leichten Haft wahrnehmend, reihum hurtig den Christen nachgegangen, um sich mit ihnen ausgiebig zu unterhalten, sie hätten sich wahrhaftig etliches zu erzählen gehabt — auch das nicht! Kaum gönnt sich der immerhin über 60 jährige Mann ein paar Stunden der Ruhe von den Strapazen der langen Reise, so unternimmt er schon etwas. Und was? Das Erste, was Paulus in Rom tut, ist sofortige Fühlungnahme mit den — Juden! Man hat bis jetzt die Spuren und Überreste von im ganzen 13, in den verschiedenen Quartieren des alten Rom zerstreuten Synagogen entdeckt. Die Zahl der in Rom niedergelassenen Juden muss darum ganz beträchtlich gewesen sein. Man brauchte in Rom die Juden, und man mochte sie gleichzeitig nicht. Sie wussten sich unentbehrlich zu machen, und deshalb hasste man sie. Sie genossen grosszügige Freiheit — was römische Grosszügigkeit ist, haben wir in der Apostelgeschichte des öftern gesehen —, aber handkehrum erfolgten empfindliche

Schläge gegen sie. So war das Verhältnis Roms zu den Juden höchst zwiespältig und unvertraut. Es sind kaum zehn Jahre her, dass, noch unterm Vorgänger Neros, ein Edikt erlassen wurde, nach dem sämtliche Juden Rom verlassen mussten, angeblich wegen Unruhen. Auf Unruhen reagiert Rom immer heftig. Unterdessen sind sukzessive viele der Juden wieder in die Hauptstadt zurückgekehrt. Man vernimmt sogar von einem vereinzelten jüdischen Tänzer, der sich unter den Hofschauspielern befindet. Aber unter all den Namen der kaiserlichen Verwaltung, die uns überliefert sind, befindet sich nicht ein einziger Jude (vgl. Gerard Walter, Nero, p. 225, Atlantisverlag). So sind die Juden in Rom durchaus Fremdkörper, auch wenn es Einzelnen gelungen sein mag, wie etwa dem Geschichtsschreiber Josephus Flavius oder der Herodianerin Berenike, sich zeitweise bis in die höchsten Kreise hinein anzubiedern, so müssen sie doch ständig auf plötzliche Hassausbrüche und Schläge gefasst bleiben. Mit den Juden etwas zu tun zu haben, ist somit auch in jenen Jahren nicht ungefährlich. Und wer sich mit ihnen einliess, der kompromittierte sich. Was wäre nun näher gelegen, als dass sich Paulus in Rom von ihnen distanziert hätte! Gründe dafür wären genug vorhanden gewesen, der Synagoge nun endgültig den Rücken zu kehren. Aber nein, das erste, was er in Rom unternimmt, besteht darin, dass er die Fühler nach Israel ausstreckt und dies heisse Eisen anrührt. Es ist, wie wenn Lukas uns die Bedeutsamkeit dieses Verhaltens so recht bewusst machen wollte, wenn er den Bericht darüber mit dem gewichtigen «es geschah aber» einleitet: «Es geschah aber nach drei Tagen, dass Paulus die Vornehmsten unter den Juden zusammenrief» (17). Er stellt sich ihnen vor. Er erklärt ihnen, wieso er in Ketten vor ihnen steht. Diese verdankt er der Leitung Israels in Palästina. Wenn es auf Rom ankäme, wäre er längst frei. Aber Jerusalem hat ihn genötigt, an den Kaiser zu appellieren. Aber trotzdem ist er beileibe nicht hier, um die Juden zu denunzieren. Es fällt auf,

wie gehalten und zuchtvoll er von seinen palästinensischen Todfeinden spricht. Kein Wort von den verschiedenen Mordanschlägen. Unter allen Umständen will er mit Israel Fühlung behalten. Er erklärt sich als Jude, wissend, welche Folgen diese Solidarität mit Israel jederzeit haben kann. Er redet sie sogar an mit «Ihr Männer, liebe Brüder» (17-21). Und wenn nun bald das Kesseltreiben eben dieser Juden gegen den Abtrünnigen auch in Rom einsetzt? Wäre es nicht auf alle Fälle vorsichtiger gewesen, Paulus hätte sich in Rom zunächst fein still und abseits gehalten?

Die römischen Synagogenvorsteher sind jedenfalls weit davon entfernt, die Herzlichkeit des Apostels zu erwidern. Sie zeigen die kalte Schulter und benehmen sich höchst zurückhaltend, ganz offensichtlich bewegt durch Erwägungen diplomatischer Art. Wenn sie ihm antworten, sie hätten keinerlei Anweisungen von Jerusalem, Paulus betreffend, dann glauben wir ihnen das, denn die «morgenländische Post» konnte schliesslich nicht zeitiger in Rom eingetroffen sein als Paulus selber. Aber wenn sie dann dergleichen tun, als hätten sie den Namen des Apostels überhaupt noch nie gehört und als kennten sie die Christen nur vom Hörensagen als eine «Sekte, von der uns kund ist, dass ihr wird an allen Enden widersprochen» (22), dann steht man stark unter dem Eindruck von berechnender Unaufrichtigkeit. Ja die Anspielung auf die Christensekte als Unruhestifter kann, eher als nicht, eine indirekte Einschüchterung beabsichtigen. Paulus soll sich nur in acht nehmen, was er unternimmt, und soll bedenken, dass er sich eben jetzt in Rom befindet, das jeden brauchen kann, nur einen Unruhestifter nicht.

Immerhin gelingt es ihm, mit den Synagogenvorstehern eine Art Disputation, ein Glaubensgespräch, zu vereinbaren. Ein bestimmter Tag wird dafür festgesetzt. Zahlreich sind die Interessierten, die sich bei Paulus einstellen. Ihnen legt er aus den Propheten und aus dem Gesetz dar, dass Jesus der Messias, die Hoffnung Israels ist. Er ist gekreuzigt worden

gemäss der Schrift, und ebenfalls aus der Schrift geht seine Auferstehung hervor. Und nach der Schrift wird er wiederkommen. Paulus redet vom frühen Morgen an bis zum Mittag, in den Nachmittag hinein, er redet am Abend immer noch. Sein ganzes Herz, seinen ganzen Eifer für Christus, seine ganze Liebe zu Israel, seine ganze Schriftgelehrsamkeit, und diese ist beträchtlich, legt er in sein Lehren, als müsste in Rom geschenkt werden, was in Jerusalem versagt blieb. Mit negativem Erfolg. Einige horchen auf und möchten mit sich reden lassen, die meisten aber «glaubten nicht»

(23-24) Während sie sich Hände verwerfend und diskutierend entfernen, ruft Paulus den Scheidenden zwei Worte nach. Das eine ist jenes Wort des Propheten Jesaja, das dieser anlässlich seiner Berufung im Tempel als Auftrag an sein Volk von Gott mitbekam: «Gehe hin zu diesem Volk und sprich: Mit den Ohren werdet ihr's hören, und nicht verstehen; mit den Augen werdet ihr's sehen, und nicht erkennen. Denn das Herz dieses Volkes ist verstockt —» (25-27). Ein sehr ernstes, auch von Christus gelegentlich zitiertes (Gleichnis vom Sämann), mit viel zukünftigem Gericht befrachtetes, aber nicht letztes Wort Gottes. Wohl auch uns, ist das Wort von der Verstockung und Herzenshärtigkeit nicht ein letztes Gotteswort! Denn Taubheit, Verblendung und Verstockung walten ja als Gericht nicht nur über der Synagoge, sondern zeitweise auch über der Kirche. Wohl ist es so, wie es überm Südportal des Strassburger Münsters in Stein dargestellt ist, dass die Augen der Gestalt, welche die Synagoge darstellt, verbunden sind, aber es ist nicht so, dass die Augen der Kirche immer hellsichtig wären. Für das verblendete Israel aber gibt es eine Hoffnung, die Paulus nie wegwirft. Es ist diese Hoffnung, die ihn bewegt, unter Missachtung aller Bedenken und Vorsicht in Rom sofort die Juden aufzusuchen. Und dann ruft er den Scheidenden noch ein zweites Wort nach: «So sei es euch kundgetan, dass den Heiden gesandt ist dies Heil Gottes; und sie werden's hören»

(28). Der vorläufigen Verstockung Israels stellt er seine Hoffnung auf die Zugänglichkeit der Völker entgegen. «Und sie werden's hören.» Das Wort Gottes wird zwar viel taube Ohren finden, aber auch offene Türen. Das ist die Zuversicht des Apostels, und ein Stück weit bereits seine Erfahrung. Vom Apostel persönlich vernehmen wir nur noch, dass er zwei Jahre in Rom gefangen bleibt. Er darf sich zwar in der Nähe der Polizeikaserne eine eigene Wohnung mieten, Besuche empfangen und mit der Zeit auch Besuche abstatten. Aber dabei trägt er seine Ketten. Tag und Nacht ist er als Untersuchungsgefangener von einer Wache begleitet. Eine leichte Haft. So sagen wir, die wir sie nicht tragen mussten. Paulus aber hat an diesen Ketten nicht leicht getragen. Das geht daraus hervor, dass er zwar nie klagt, aber seine Ketten doch auffällig oft erwähnt. In diesem Zustand «predigte er das Reich Gottes und lehrte von dem Herrn Jesus mit aller Freudigkeit unverboten». Aus Andeutungen in seinen Briefen lässt sich schliessen, dass das Wort des Gefangenen bis in den Kaiserpalast gedrungen ist (Phil. 1). Wir wissen jetzt, woher die Freudigkeit des Gefangenen stammt: Sie entspringt der Gewissheit, dass das verstockte Israel nicht endgültig verworfen ist, und dass die Völker das Wort vom Königreich Christi vernehmen werden. «Und sie werden's hören.» Es ist hier wie ein Jubelruf, der seither durch alle Jahrhunderte herauf nicht verstummte, ja bis in diese Morgenstunde herein hörbar wird.

Dieses Ende der Apostelgeschichte ist oft als Enttäuschung empfunden worden. Was die Person des Apostels anbetrifft, hätten wir über gar manches gern noch genauer Aufschluss bekommen. Lukas lässt einen zuletzt sozusagen voller Fragen stehen. Wurde dem Gefangenen schliesslich der Prozess gemacht? Wenn ja, wie fiel das Urteil aus? Wurde er wirklich einmal vor den Kaiser Nero gestellt? Oder hat ein Justizbeamter den Fall behandelt und erledigt? Und wie und wann starb schliesslich der Apostel? Und was hat er bis zu

seinem Tod noch getan? Von alledem vernehmen wir nichts. Wäre Lukas ein Biograph bedeutender Menschen, dann müsste uns dies Schweigen in der Tat befremden. Aber Lukas schreibt ja die Geschichte des auferstandenen Christus! Wie viele Menschen sind doch im Verlauf dieser Geschichte an uns vorübergegangen! Petrus, Johannes und Jakobus — Stephanus, Philippus und Barnabas — Apollos — Silas und Timotheus — Aquila und Priscilla — der Kämmerer aus Mohrenland und der Hauptmann Kornelius — Lydia und der Kerkermeister von Philippi und wie sie alle heissen — sie alle sind eines Tages aus unserem Blickfeld entschwunden, so wie jetzt Paulus als Letzter. Was tut's? Wenn nur die Christusbotschaft eine Kraft ist, zu retten alle Glaubenden, die Juden vorab und auch die Heiden.

So hat die Apostelgeschichte in der Tat ein Ende, aber sie hat keinen Schluss. Diese literarische Ungehörigkeit hat weithin beunruhigt und hat mancherlei Erklärungsversuche auf den Plan gerufen. Die einen vermuten, die Buchrolle des Lukas sei eben voll gewesen und kein Platz mehr zu weiteren Kapiteln. Andere meinen, die Schlusskapitel seien von der Rolle abgefallen und verloren gegangen. Weit verbreitet ist die Hypothese, Lukas habe sich mit dem Plan getragen, nach dem «ersten Buch», dem Evangelium, und nach dem «zweiten Buch», der Apostelgeschichte, dann noch ein «drittes Buch», über das Ende des Apostels, zu schreiben, aber der plötzliche Märtyrertod habe ihm die Feder aus der Hand genommen. Wir aber fragen uns, ob es nicht eine gottgewollte Absicht sei, dass die Apostelgeschichte ohne Abschluss auf uns gekommen ist. Es entspricht doch dem Sinn dieses Buches, dass die Geschichte des Auferstandenen, die Zeit der Zeichen und Wunder, die göttliche Weltrevolution eben keinen Abschluss haben soll. Diese Geschichte soll nach vorne, nach der Zukunft hin offen sein und offen bleiben. Die Kirche des Auferstandenen kann Ziele erreichen, aber sie ist, solange Bücher geschrieben werden, nicht am

Ziel. Das Ziel dieser Kirche ist das Ende der Zeit, das Ende der alten Erde. Sie ist Kirche im Advent. Als Christen sind wir nach der Zukunft hin eben gerade nicht geschlossen. Wir sind unterwegs und bleiben in Erwartung der Dinge, die noch kommen werden. So war es nicht von ungefähr von Rom aus, dass der gefangene Apostel den Philippern die Worte schreibt: «Meine Brüder, ich schätze mich selbst noch nicht, dass ich's ergriffen habe. Eines aber sage ich: Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, was da vorne ist, und jage nach dem vorgesteckten Ziel, nach dem Kleinod, welches vorhält die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu.»

Benutzte Literatur

- *Gerhard Kittel:* Theologisches Wörterbuch zum N.T.
- *Karl Barth:* Kirchliche Dogmatik.
- *K. L. Schmidt:* Der Sinn der neutestamentlichen Apostelgeschichte.
- *Johannes Warneck:* Paulus im Lichte der heutigen Heidenmission.
- *J. A. Bengel:* Gnomon.
- *Theodor Zahn:* Die Apostelgeschichte des Lukas.
- *Adolf Schlatter:* Die Taten der Apostel. Erläuterungen.
- *H. J. Holtzmann:* Apostelgeschichte.
- *Hermann Wolfgang Beyer:* Apostelgeschichte. N. T. Deutsch.
- *Otto Bauernfeind:* Die Apostelgeschichte.
- *Ernst Haenchen:* Die Apostelgeschichte.
- *Alfred Wikenhauser:* Die Apostelgeschichte (kath.).
- *Otto Dibelius:* Die werdende Kirche.
- *Friedrich Zündel:* Apostelzeit.
- *Leonhard Ragaz:* Die Apostel. Die Bibel, eine Deutung.
- *Udo von Smidt:* Die Apostelgeschichte.
- *Heinrich Lhotzky:* Religion oder Reich Gottes.
- *Otto Bruder:* Die Urgemeinde und wir.
- *Karl Gerok:* Die Apostelgeschichte.
- *G. R. Brinke:* Skizzen über die Apostelgeschichte.
- *Ludwig Schneller:* In alle Welt. Auf den Spuren des Apostels Paulus.
- *Otto Funcke:* St. Paulus zu Wasser und zu Land.
- *H. v. Morton:* Auf den Spuren des heiligen Paulus.
- *Giovanni Rostagno:* In Rom mit dem Apostel Paulus.
- *Gerard Walter:* Nero.